Thomas und Karl August West's Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Zweite Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.
1829.

Inhalt der zweiten Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Zweiter Theil.

Seite

18. Herr Platt ein Mystiker 3
Ein Beschluß der stillen Gesellschaft, der nicht ohne Lärm ablaufen kann 17
19. Mancherlei 21
20. Ueber Romanen-Lektüre 42
21. Dramaturgische Briefe. — Siebenter Brief 65
Die Gräfin Orsina 79
22. Viel Lärm um Nichts 86
Der Wald bei Hermannstadt 101
23. Die Dunsenstühle 107
Die Kunstrichter und die Recensenten 119
24. Ueber den Chor im Trauerspiele 131
25. Der arme Gonzales 153
26. Dramaturgische Briefe. — Achter Brief 175
Neunter Brief 183
27. Dramaturgische Briefe. — Zehnter Brief 197
Eilfter Brief 208
28. Der Dichter Schneck 216
Schreiben des Dichters Schneck, an Herrn Hilarius Frank 217
Springblüthen des Geiers, gesammelt vom Dichter Schneck 225
1. Probe göttlicher Grobheit, nach Schlegel's Definition 225

Seite
2. Stimmen der Völker 224
a) Der Salzburger Bauer 225
b) Das unglückliche Füllen 226
c) Fragmente 226
d) Die Judentochter 227
3. Funken 228
4. Violen-Düfte 229
An den Herausgeber des Sonntagsblattes 230
29. Dramaturgische Briefe. — Zwölfter Brief 238
Brink's Launen. Ein Intermezzo 251
Der Graf von der Mücke, an den Herausgeber... 259
30. Merope 267
Deutsche Journale 277
Wöchentliche Anzeigen des literarischen Frag- und Kundschafts-Amtes 289
Ankündigung. Zischelzeitung für Ungebildete 294
31. Pantalon und Smelfunga. Ein Beitrag zur Geschichte der Dunse 296
Zweiter Brief des Herrn Hans Stolidus an den Herausgeber 307
32. Das deutsche Drama 316
Des Knaben Wunderhorn. Schreiben an den Herausgeber 325
Rathschluß 335
Die Avant-Coureurs 336
33 und 34. Manifest der stillen Gesellschaft......... 341
Anzeige und Warnung 350
Schlußrede des ersten Jahrgangs 355

Kritische und satyrische Streifzüge im Gebiete der Literatur und des Theaters,

von

Thomas West

und dessen Freunden.

Mit Anmerkungen und Zusätzen

von

K. A. West.

Zweiter Theil.

18.

Herr Platt ein Mystiker.

Herr Platt der ältere, den ich seit Kurzem näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist ein Mann von so besonderer Art, daß ich fast täglich neue, zum Theil einander widersprechende, Erscheinungen an ihm beobachte. Im Allgemeinen gibt es keinen entschiedeneren Wiener als ihn; denn er betrachtet seine Vaterstadt, von der er sich nie über fünf Meilen entfernt hat, in den meisten Dingen als den Mittelpunkt alles dessen, was klug, schön und vollkommen ist. Gleichwol ist vielleicht kein Mensch mehr aufgelegt, sich von allen fremden Moden und Thorheiten so leicht und so ernsthaft anstecken zu lassen, als gerade er. In seiner Kleidung ist Herr Platt bald Engländer, bald Franzose, bald Russe, und mit dem Schnitt ihrer Röcke und Hüte scheint er gewöhnlich auch die politischen Meinungen und Prätensionen dieser Völker anzunehmen.

Er hat seine politischen Meinungen beinahe noch öfter verändert, als einige neuere Staaten ihre Konstitution. Seine Ueberzeugungen in dieser Rücksicht sind immer sehr positiv; doch hat man bemerkt, daß sie durch die Ankunft einer Zeitung oder eines Kuriers, oft plötzlich in ganz entgegengesetzte verwandelt wurden. »Ich habe es wol vermuthet!« sagt dann Herr Platt gewöhnlich; und man muß gestehen, daß nichts in der Welt geschieht, noch geschehen kann, was ihm unvermuthet wäre, und worein er sich nicht sogleich zu finden wüßte.

Die literarischen Kenntnisse des Hrn. Platt erstrecken sich nicht so weit, daß die Veränderungen in der Literatur der Ausländer einen merklichen Einfluß auf seine Denkungsart haben könnten, aber die Thorheiten der deutschen Lesewelt hat er, seit vierzig Jahren, redlich mitgemacht. Keine herrschende Meinung, keine neue Manier in der Literatur und Kunst, ist jemals so seltsam, befremdlich oder abgeschmackt gewesen, daß Hr. Platt sie nicht mit mehr oder weniger Eifer ergriffen, und eine Zeitlang dafür geschwärmt hätte. Die größten wie die kleinsten Schriftsteller haben sich immer nur pe-

riodenweise seines Beifalls zu erfreuen gehabt. Klopstock wie Lavater, Wieland wie Meißner und Lafontaine, sind bei ihm mehr als ein Mal in die Mode und aus der Mode gekommen. Die ersten Schauspiele des Hrn. v. Kotzebue machten eine außerordentliche Wirkung auf Hrn. Platt; er hielt diesen Autor lange für den ersten dramatischen Schriftsteller aller Zeiten und Nationen; aber die Herren Schlegel haben ihn so ganz von seinem Glauben zurückgebracht, daß er jetzt keinen Anstand nimmt, den Hrn. v. Kotzebue, wo und vor wem man will, für einen erbärmlichen Skribenten zu erklären.

Um Hrn. Platt zu gefallen, muß ein Buch auf der letzten Leipziger Messe erschienen, und nach der neuesten Art und Kunst zugeschnitten seyn. Die Firmen einiger Buchhändler sind in seinen Augen gleichsam die Authentik einer neuen Schrift, und was im Jahre 1807 in Leipzig, Berlin, Weimar oder Tübingen gedruckt wird, hält er so lange für vortrefflich, bis ihn die Jenaer Literaturzeitung oder das Morgenblatt von dem Gegentheile überzeugt. Seine Hochachtung für den Ausspruch dieser und ähnlicher Journale hat keine Gränzen. Wie ich höre, ist dem Hrn.

Platt von den Redaktionen zweier auswärtigen Zeitschriften zugleich der Antrag geschehen, die Korrespondenz-Nachrichten aus Wien für dieselben zu besorgen. Wenn diese, ihm höchst unerwartete, Ehre den Mann nicht etwa verrückt macht, so ist es möglich, daß er dadurch von seinem unaussprechlich großen Respekt für alles, was in Jena und Tübingen gedruckt wird, einigermaßen zurückkommt; denn obgleich er von seinen schriftstellerischen Talenten besser denkt, als von den Autorfähigkeiten aller seiner Landsleute, so hat er sich, was das Schreiben betrifft, mit einem Tübinger oder Jenenser verglichen, bisher doch für einen bloßen Pinsel gehalten.

Der langsame Umtrieb unsers Buchhandels, vielleicht auch der etwas langsame Kopf des Hrn. Platt, ist Ursache, daß er sich öfters erst dann in eine Modethorheit recht hinein arbeitet, wenn sie sonst überall beinahe schon veraltet ist, und wenn selbst ihre Urheber sie wieder aufzugeben anfangen. Diese Besonderheit gibt seinen Lächerlichkeiten ein Relief von ganz eigener Art, und man kann von ihm sagen, daß er gewöhnlich seinen Rausch erst zu fühlen anfängt,

wenn die Andern schon wieder nüchtern geworden.

Das merkwürdigste Ereigniß, welches dem Hrn. Platt in dieser Gattung bis jetzt begegnete, ist aber wol dieß, daß er seit ungefähr einem Jahre seinen Kopf gewaltig anstrengt, um sich die Sprache und die Ansichten der neuen Aesthetik eigen zu machen, die seiner Natur und allen seinen bisherigen Begriffen vollkommen zuwider sind. Nie ist wol eine menschliche Seele zu dem Uebersinnlichen und Mystischen weniger geneigt gewesen, als das, was Hr. Platt seine Seele nennt, und sein trockenes Gehirn ist ganz unfähig, die subtilen Ideen und Nebelgestalten in sich aufzunehmen, die aus der geheimnißvollen Gährung der neuen Mystik emporsteigen. Indessen hat er von ihrem Jargon mit unendlicher Mühe doch nach und nach so viel behalten, daß es ihm seit einiger Zeit öfters gelingt, seine platten Einfälle in leidlich unsinnige Phrasen dieser Art einzukleiden. Der Stolz des Mannes ist dadurch ungemein erhöht worden, und obwol schwerlich ein prosaischerer Mensch in der Welt lebt, als Hr. Platt senior, so zweifelt doch von seinen Freunden keiner mehr an der Größe

seines Genies, seitdem man ihn in Ausdrücken sprechen hörte, wovon weder er noch sonst Jemand ein Wort verstand.

Nach einigen Anzeichen zu schließen, möchte jedoch die neueste Metamorphose des Plattischen Geistes schneller vorübergehen, als noch vor Kurzem zu vermuthen war. Wie verlautet, sind die Anhänger der neuen Kunsttheorie, durch die Ankunft der letzten Nummern des Morgenblattes, in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt worden. Es findet sich nämlich darin eine nachgelassene merkwürdige Erklärung Schiller's, und gewissermaßen sein Schluß-Urtheil über den Werth dieser Theorie und aller Kunst-Metaphysik überhaupt. Die besagte Erklärung ist der »Poetik und Poesie a priori« durchaus ungünstig, und der neueren deutschen Aesthetik wird dadurch die einzige wichtige Autorität entzogen, auf welche sie sich bisher stützte, der Beifall jenes großen Dichters nämlich, der im eigentlichen Sinne auch ihr Stifter war. Ich stelle mir vor, welchen seltsamen Eindruck ein so unerwartetes Bekenntniß auf Hrn. Platt in einem Zeitpunkte machen müsse, in dem er eben angefangen, sich für seinen neuen Glauben recht zu erwärmen.

Indessen zweifle ich nicht, daß er sich in Kurzem sehr gemüthlich darein finden werde, aus den schwindligen Höhen der Mystik wieder auf den platten Boden seiner angeborenen Alltäglichkeit herabzusteigen. Eine Veränderung, die nicht naturgemäßer und ersprießlicher seyn kann, und zu der ich ihm schon zum Voraus Glück wünsche.

Nachstehender Brief, den ich vor ein paar Tagen erhielt, scheint einen Geistesverwandten des Hrn. Platt zum Verfasser zu haben. Die schwierige Lage, worin sich der ehrliche Hans Stolidus befindet, hat viel Aehnliches mit der eben erwähnten Verlegenheit unseres Freundes Platt. Ich hoffe jedoch, daß es dem wackeren Barbier, mit Hülfe seiner verständigen Frau, gelingen wird, sich ungefähr eben so gut, als es von diesem zu erwarten ist, aus dem bedenklichen Handel zu ziehen, in welchen ihn seine allzu große Verehrung für die Orakel des Zeitgeschmackes verwickelt hat.

St. P—n, im Juni 1807.

»Hochgeehrtester Herr!«

»Ich bin Vorsteher des hiesigen Lese-Instituts, und also ein Mann von einiger Bedeutung in Sachen der Literatur und des Geschmackes. Alle Buchhändler bewerben sich um meine Kundschaft, und die Nachdrucker sehen mich für einen der größten Beförderer ihres nützlichen Gewerbes an. Da ich, vermöge meiner Profession, viel Umgang mit Leuten aus allen Ständen habe — ich besitze eine der besten Barbierstuben in dieser Stadt, und meine Praxis erstreckt sich auf einige Meilen im Umkreise — so fehlt es mir auch sonst nicht an Gelegenheit, mich um die Aufklärung und die Kultur des Geistes verdient zu machen. Ich sammle Pränumeration auf Alles, was im Druck erscheint, und bin damit oft sehr glücklich gewesen. Einige der neuesten inländischen Autoren haben ihr ökonomisches Aufkommen, und zum Theil auch ihre Reputation, mehr meiner Betriebsamkeit, als ihren Talenten zu verdanken.«

»Unsere Familie war, von meinem Groß-Onkel her, der neben seiner Tabaks-Traffik ei-

nen kleinen Büchertrödel hielt, immer dafür bekannt, daß sie die Künste und Wissenschaften unterstützte. Mein Vater, ein berühmter Perückenmacher seiner Zeit, und des Groß-Onkels Erbe, war ein außerordentlicher Freund der Lektüre, deren Geschmack er mit der Kunst, Papillotten zu machen, eingesogen zu haben schien. Er liebte zugleich den Scherz, und pflegte zu sagen, daß er oft in einer Woche mehr Witz an die Perrücken seiner Kundleute verschwende, als das ganze Jahr in ihren Köpfen zu spüren sey; — der gute Mann meinte den gedruckten Witz, den er zu Papierwickeln verschnitt. Nach seines Oheims Tode gerieth er auf den Einfall, von dessen nachgelassenem Büchervorrathe eine Leihbibliothek anzulegen, weil er sich nicht entschließen konnte, ein einziges Buch aus seiner Erbschaft zu verkaufen, und als ein ordentlicher Hauswirth doch das kleine Kapital, das darauf lag, nicht ungenützt lassen wollte. Diese Anstalt hatte sehr guten Fortgang. Mein Vater ward durch die zunehmende Leselust des Publikums in den Stand gesetzt, den Fonds seiner Büchersammlung zu vermehren, und unter meinen Händen ist sie, ohne Ruhm zu melden, zu einer der ansehn-

lichsten Privat-Bibliotheken im ganzen Lande angewachsen.«

»Der größte Reichthum meines Lesekabinets besteht in Werken der schönen Literatur und in Journalen jeder Gattung, wovon ich die älteren alle, die neueren aber, leider, noch lange nicht vollständig besitze. Da in den letzten Jahren beinahe die ganze Kunst und Gelehrsamkeit der Deutschen sich, zum größten Nutzen der wißbegierigen Welt, in lauter Zeit- und Flugschriften verwandelt hat, und für jedes eingehende Journal, mit Gottes Hülfe, immer wieder zwei bis drei neue zum Vorschein kommen, so zeigt sich, daß meine Geldkräfte bei Weitem nicht zureichen, mit meinem guten Willen und der rühmlichen Industrie unserer Tageschriftsteller gleichen Schritt zu halten. Ich habe mich im vorigen Jahre auf 47 in- und ausländische Journale beschränken müssen, und werde, wenn sich der Kurs nicht beträchtlich bessert, genöthig seyn, auch von dieser Zahl noch ein Dutzend aufzugeben, welches für einen Mann, dem die Bildung seiner Mitbürger am Herzen liegt, wirklich traurig ist.«

»Um den Abgang in meinem Bibliotheks-

Fonds einigermaßen zu ersetzen, habe ich angefangen, einen guten Theil von meines Vaters und Groß-Onkels nachgelassenen Büchern, die heut zu Tage ohnehin Niemand liest, zu verkaufen, und mir dafür die neuesten Meßprodukte anzuschaffen. Sie sollten aber kaum glauben, was für eine Noth ich habe, ein erträgliches Geschäft mit diesen alten Artikeln zu machen. So mußte ich den ganzen Liskow und Rabener weggeben, um ein paar kleine satyrische Taschenbücher dafür einzuthun, die noch dazu, wie mein Freund, der Rektor an unserem Gymnasium, behauptet, außer dem Titel, verdammt wenig Salz und Satyre enthalten. Für die sämmtlichen Werke von Hagedorn, Gellert, Uz, Ramler, Kleist und Geßner, habe ich mit Mühe — den Dichtergarten, die Kindermythen von Görres, und zwei oder drei Trauerspiele mit Chören bekommen, von denen der Rektor sagt: »sie seyen rein toll.« Die Schriften von Gerstenberg, Sturz und Thümmel brachte ich, noch ziemlich glücklich, für Jean Paul's Flegeljahre an den Mann. Klopstock's Oden und die Messiade aber konnte ich

nicht einmal gegen die Lucinde und den Lacrimas loswerden; obwol beide schon etwas verlegen sind. Aus dem Verkaufe meines Mendelssohn und Sulzer erhielt ich gerade so viel, als mich einige Hefte des Athenäums und die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders kosten. Nun denke ich die kritischen Schriften von Lessing und Engel auszubieten, um für den Pränumerationsbetrag auf das neue ästhetische Journal gedeckt zu seyn, womit, wie ich höre, uns nächstens ein junges plastisches Genie in Wien beschenken, und bei dem ein großer Mann in Weimar, wenn es glückt, Gevatter stehen wird.«

»Auf solche Weise, mein Herr, hätte ich Hoffnung, den alten Wust meiner Büchersammlung nach und nach gegen gute kurrente Waare umzutauschen, wenn nur der Rektor und meine Frau nicht wären, die mit ihren Grillen und Klagen mir den Kopf oft gewaltig warm machen. Der Rektor sagt ganz unverhohlen, mein Stichhandel tauge nichts, und der größte Theil meiner neuen Acquisitionen sey keinen rothen Heller werth. Meine Frau bezieht das auf die

Wirthschaft, und stichelt zuweilen recht empfindlich, daß ich es bei unseren Kindeskindern nicht würde verantworten können, des Groß-Onkels gute, alte Erbschaft für solchen neumodischen Plunder vertändelt zu haben. So sagt sie; auf mein Gewissen! — Nun muß ich Ihnen gestehen, Herr West, die Frau ist sonst nicht zänkisch; auch kann ich dem Rektor nicht abstreiten, daß er mehr von der schönen Literatur versteht, als ich. Wenn es nun mit den neuen Skribenten nicht richtig wäre, — um der bloßen Mode willen möchte ich doch weder meinen Hausfrieden, noch das kleine Kapital, das mir mein ehrlicher Vater in seinem Lese-Kabinette hinterließ, in die Schanze schlagen. — Im Grunde bin ich dem neuen literarischen Wesen selbst noch nicht lange auf der Spur, und wenn ich's recht bedenke, so ist an der Unordnung, worin sich meine Bibliothek und ihre Kasse befindet, Niemand Schuld, als ein Jenenser Student, der sich vor ein paar Jahren in unserer Stadt aufhielt. Dieser junge Mann machte mich und die Abonnenten meines Lese-Instituts zuerst mit einigen Journalen bekannt, durch deren Hülfe wir nach und nach sämmtlich so klug

oder so närrisch geworden, als wir zur Zeit noch wirklich sind.«

«Ich bitte Sie nun, mein Herr, mir in dieser zweifelhaften Sache mit Ihrem Rathe beizustehen. Sie scheinen ein überlegter Mann, und mit der alten und neuen Literatur ziemlich genau bekannt zu seyn. Sagen Sie mir ehrlich, ob ich meinen Stichhandel fortsetzen und den Lessing und Engel an die Meistbietenden erlassen, oder ob ich mir, statt des neuen plastisch-ästhetischen Journals und noch eines Dutzend ähnlicher Zeitschriften, etwa nach und nach wieder den alten Sulzer, Ramler und Mendelssohn anschaffen soll? Den Liskow und Rabener hat meine Frau schon einstweilen heimlich von ihrem Küchengelde zurückgekauft. Wenn Ihre Gründe gut sind, so will ich die Autorität meines jungen Jenenser Freundes für nichts achten. Es wäre wunderlich genug, wenn am Ende meine Frau das Ding besser getroffen hätte, als das Morgenblatt und die Jenaer Literatur-Zeitung.«

»Ihr ergebener

Hans Stolidus.«

Ein Beschluß der stillen Gesellschaft,

der nicht ohne Lärm ablaufen kann.

Der wunderliche Einfall Brin'ks, den Klatscher zu einem Mitgliede der stillen Gesellschaft zu machen, ist von ihm ernstlicher gemeint, als ich dachte. Er hat die Herren Morfeld und von Solms für seinen Plan gewonnen, und stellte in der letzten Freitags-Sitzung förmlich den Antrag, daß über die Aufnahme dieses seltsamen Kandidaten der Taciturnität gestimmt werden sollte. Was auch ich und Palmer gegen die Unziemlichkeit einer solchen Gemeinschaft einwenden mögen, Brink, Solms und Morfeld behaupten, wir hätten schon allzulange still gesessen, und es sey die höchste Zeit, daß wir lauter zu werden anfingen, wenn wir unseren Absichten und Meinungen Eingang und Nachdruck verschaffen wollten. Dabei könne uns — und besonders mir, als dem Dramaturgen der Gesellschaft — Niemand wesentlichere Dienste leisten, als der Klatscher, der sich bereit erkläre, meine Argumente mit seinen gewichtvollen

Händen zu unterstützen; was ihnen eine schlagende Beweiskraft verleihen müsse.

Gegen meine Erwartung zeigte sich auch Ernst dem Vorschlage Brink's nicht abgeneigt. Er sprach sehr gelehrt über die Anstalten der Griechen und Römer, die Beifallsbezeigungen in den Theatern nach den Gesetzen des Geschmackes und in dem Interesse der Staatsverwaltung zu leiten. Zugleich berief er sich auf das Beispiel eines berühmten Dichters unserer Zeit, der es, als Vorsteher einer Hofbühne, nicht unter seiner Würde hielt, von seinem kurulischen Stuhle herab das Zeichen zum Applaudiren zu geben. Ernst meinte, ein gesetzter und schweigsamer Mann, wie ich oder Solms z. B., müßte eine um so mehr imposante Figur machen, wenn er durch einen bloßen Augenwink, welchen der Klatscher und dessen Anhang beobachtete, das ganze Schauspielhaus in schallende Bewegung versetzte; dem Donnerer nicht ungleich, der durch eine Bewegung seiner Augenwimpern den Olymp erschütterte.

Morfeld stimmte dieser Ansicht mit großer Lebhaftigkeit bei. Er führte an, daß in Kescho, der Residenz des Königs von Tunkin, welche wegen ihrer vortrefflichen Theater-Polizei be-

rühmt ist, ein Tansi, oder Gelehrter vom ersten Range, mit einem vier Ellen langen Bambusrohre das Zeichen gibt, so oft die Zuschauer in einem Schauspiele lachen oder weinen sollen; was jedes Mal nach dem Takte und mit der größten Genauigkeit erfolgt. Diese bewundernswürdige Uebereinstimmung wird, nach Morfeld's Versicherung, außer dem dirigirenden Bambusrohre, durch das taktmäßige Vorlachen und Vorweinen von drei und dreißig Dukum's, oder Gelehrten vom zweiten Range, bewirkt, die unter den Zuschauern vertheilt sind, und die Signale des Tansi mit angestrengter Aufmerksamkeit beobachten. Nach Morfeld's Meinung könnte dieselbe Wirkung, mit noch größerer Leichtigkeit, durch die Trabanten und Freunde des Klatschers hervorgebracht werden, da seinen Signalen der Vorzug der Deutlichkeit zukommt, und so wenig Aufmerksamkeit erfordert wird, um sie zu verstehen, daß selbst Schlaftrunkene davon aufgeweckt und damit einzustimmen bewogen werden könnten.

Der Kapitän äußerte bloß den Zweifel, ob dem Klatscher die Nothwendigkeit, eine vortheilhafte Stellung zur freien Bewegung der Arme

zu nehmen, und seine Gewohnheit, sich von einem Platze des Theaters auf den andern zu begeben, gestatten werde, sich dem Sitze des jeweiligen Directeur des Applaudissemens nahe genug zu halten, um dessen Winke und Fingerzeige gehörig unterscheiden und befolgen zu können. Diesem Uebelstande sey aber durch eine mechanische Vorrichtung abzuhelfen, auf die er (Solms) verfallen sey, und die man nach Art eines Telegraphen, an irgend einer ruhigen, von allen Seiten zu bemerkenden, Stelle des Schauspielhauses, etwa über dem Souffleurkasten, anbringen könnte. Er denke auch schon daran, einen solchen Telegraphen verfertigen zu lassen, der vielleicht am schicklichsten in der Figur eines kleinen Trommelschlägers und Pfeifers bestehen könnte, und den es einem von uns leicht seyn würde, vermittelst eines, durch das Podium und unter den ersten Bänken des Parterre laufenden Drathzuges, von seinem Sperrsitze aus in Gang zu setzen.

Diese sinnreiche Erfindung des Kapitäns entschied die Frage, über welche in unserer letzten Freitags-Sitzung debattirt wurde. Morfeld, Ernst, und vor allen Brink selbst, ertheilten dem

erfinderischen Geiste des Kapitäns große Lobsprüche, und zeigten die lebhafteste Ungeduld, den kleinen Pfeifer und Trommelschläger recht bald auf dem Souffleurkasten und in Bewegung zu sehen. Demnach ward, trotz meines und Palmer's beharrlichen Widerspruches, durch Mehrheit der Stimmen beschlossen, daß die Aufnahme des Klatschers in den Bund der Stillen Statt haben, und von seinen eklatanten Fähigkeiten der bestmögliche Gebrauch, zum Behuf der Gesellschaft und der guten Sache des Geschmackes, gemacht werden sollte.

19.

Mancherlei.

Sonntag, den 5ten Julius.

Seit einigen Wochen erhalte ich fast täglich mehrere Briefe, worauf selten Etwas zu antworten ist, und die also mehr für das Publikum, als für mich geschrieben zu seyn scheinen. Sie sind sehr verschiedenen Inhalts, und zum Theil von der Art, daß es nur zweifelhaft seyn kann,

ob dem Publikum oder den Korrespondenten ein größerer Dienst damit geleistet wird, wenn ich sie unterdrücke.

Die meisten dieser Briefe betreffen das Theater. Ueber die Vorstellung der Adelasia allein sind in einer Woche sieben eingelaufen, wovon drei in Versen an Einem Tage. Madame Imperatrice Sessi hat durch die Rolle des Aleramo plötzlich der Rivalität ein Ende gemacht, die sich seit längerer Zeit unter den ersten Sängerinnen der Oper erhoben, und den Beifall des Publikums getheilt hatte. Mlle. Milder und Laucher, Madame Bertinotti und Mlle. Häser, Mlles. Schmalz und Fischer, haben auf ein Mal den größten Theil ihrer Anhänger verloren, und man erwähnt ihrer beinahe nur, um den Triumph zu erhöhen, den Madame Sessi über so viele schöne und artige Talente erlangt hat. Zwei von meinen poetischen Korrespondenten vergleichen diese vortreffliche Sängerin daher ganz richtig, wiewohl nicht eben so neu und sinnreich, mit der strahlenden Luna, bei deren Erscheinen die kleineren Lichter des Himmels verschwinden. Da ich selbst ein großer Bewunderer des schönen Aleramo bin, so beklage ich

wirklich, daß Madame Sessi keine bessere Dichter begeistert hat, als die sind, welche mich bei dieser Gelegenheit mit ihrer Zuschrift beehrten, und deren Beiträge ich mich genöthigt sehe, an den Herausgeber des neuesten hiesigen Musenalmanachs zu verweisen, wo sich dergleichen gedankenleere Zierlichkeiten besser ausnehmen werden.

Einige meiner Korrespondenten haben offenbar die Adresse verfehlt; denn ihre Briefe sind, allem Ansehen nach, an den Redakteur eines bekannten auswärtigen Blattes gerichtet. In einem derselben wird von einer Schauspielerin erzählt, daß sie, gewisser Ursachen wegen, auf ein paar Monate das Theater meiden, und sich auf das Land begeben werde. Von mehreren Männern, die mir nur dem Namen nach, oder gar nicht bekannt sind, werden darin Notizen gegeben, die für ihre Gläubiger interessanter zu seyn scheinen, als für das Publikum. Ein anderes Schreiben enthält eine Anzahl Epigramme, Charaden und Disticha, woran die Poesie und der Witz sehr wenig, die Unverschämtheit und die Bosheit aber desto größeren Antheil haben, indem die meisten den Ruf von Privat-

personen antasten, die schon ihre Anspruchlosigkeit allein vor öffentlichen Beleidigungen schützen sollte. Der Verfasser legt dieser Art von Witzspielen einen großen Werth bei, und nennt das Distichon die köstlichste Blüthe der reinen Poesie, die er mit den neuesten Aesthetikern als das Bestreben erklärt, »die Natur, unermeßlich im Großen und unerschöpflich im Kleinen, in ihrer Unermeßlichkeit und Unerschöpflichkeit zur Anschauung vollständig, d. h. unter ihre Einheit zu bringen.« — »Mit den Teleskopen der Epopöen und Dramen,« sagt mein Korrespondent, ich weiß nicht, ob mit seinen eigenen, oder mit erborgten Ausdrücken, »gelangen wir durch den Ausblick in das Unermeßliche zur Ahnung, zu dem Glauben an ein Universum; das Distichon hingegen scheint uns in seinem engbeschränkten, scharfbegränzten Raum einzuladen, mittelst Versenkung in die unendliche Fülle, die Einheit des Universums zu suchen und zu finden.« — Da in dem Sonntagsblatte weder für Skandale, noch für so platten Unsinn Raum ist, so muß ich die Herren, die zu solchen Spielen des Witzes aufgelegt sind, ernstlich ersuchen, sich damit an

andere Journalisten zu wenden, welche in denselben vielleicht sogar eine edle Gesinnung, Verstand und einen dichterischen Geist erkennen möchten.

Von ungefähr einem Dutzend anderer Briefe, weniger unbedeutenden und nicht anstößigen Inhaltes, glaube ich den Lesern vorläufig folgende zwei, von mir unbekannten Verfassern, und dann das Schreiben einer hiesigen beliebten Schriftstellerin mittheilen zu müssen, deren Verdienst und guter Ruf, durch das aufrichtige Bekenntniß, welches sie darin ablegt, in den Augen des gebildeten Publikums schwerlich etwas verlieren werden.

Th. West.

Mein Herr!

Ihre Gesellschaft scheint es sich recht ernstlich vorgesetzt zu haben, der echten Literatur und dem guten Geschmacke mehr Eingang unter uns verschaffen zu wollen, als der ist, dessen sich diese verehrliche Anlegenheit seit einiger Zeit zu erfreuen hat. Eine schöne Unternehmung; Apoll und die neun Schwestern mögen ihr Gedeihen und Wachsthum verleihen!

Wenn es richtig ist, was der alte Markus Tullius sagt: »die Literatur verschönert unsere heiteren Tage, und gewährt Trost in den trüben«*), so ist die gegenwärtige Zeit allerdings recht wie gemacht, um uns zur Literatur aufzumuntern; denn so trübselig hat es in Europa wol seit Langem nicht ausgesehen, wie jetzt. — —

Was erstickt die echte Literatur? Was verdirbt den guten Geschmack? — Hauptsächlich wol unstreitig das viele kunterbunte Zeug, welches in unserer neuesten Zeit der allgemeinen Verwirrung, aus Eitelkeit, aus der Sucht, originell und neu zu scheinen, Systemen-Erfinder und Schulenstifter zu seyn, so häufig zu Markte gebracht wird, welches dann der Ton des Tages zur Modeleserei stämpelt, und dem Publikum fast gewaltsam aufdringt.

Man werfe einen Blick auf die Kameel-Ladungen von Ritter-, Geister- und Zauber-Romanen, auf die Banditen-Geschichten, auf die drastischen, plastischen, nonsensikalischen Schau-

---

*) Studia secundas res ornant, *in adversis solatium praebent.*

spiele, auf die poetischen Poesien ꝛc., woraus sich der Geschmack bilden soll! Man besehe die Schreibereien über den transcendentalen Idealismus, den transcendentalen Synthetismus, den transcendentalen Skepticismus, den Empirismus, die Apodiktik, die Archimetrie, das Absolute ꝛc. ꝛc., auf die sich unsere philosophischen Kenntnisse gründen sollen!

Solche lose Speisen dem lesehungerigen Publikum aus den Zähnen zu schaffen, solche geschmackleere Waare jeder Gattung strenge hintan zu halten, dieß wäre allerdings die erste nothwendige Arbeit, um bessere Kenntnisse zu verbreiten, weil ja bekanntlich geschrieben steht: Sapientia prima est, stultitia caruisse.

Leider vergehen immer kaum ein paar Jahre, wo nicht eine neue Albernheit im Gebiete der Literatur erscheint, die sogleich Proselyten macht, und oft schon weit um sich gegriffen hat, ehe noch rechtliche Männer Zeit und Gelegenheit finden, gegen dieselbe zu warnen und sie zu entlarven. Um solchem Unheil zu steuern, mache ich Ihnen einen Vorschlag.

Wie wäre es, zum Beispiel, wenn Ihr Verleger alljährlich zu Ende der Fasten — weil

bis dahin, aus Mangel öffentlicher Lustbarkeiten, und wegen der unpraktikabeln Spaziergänge, noch etwas mehr gelesen wird — mit den übrigen Buchhändlern, aus den Verkaufsbüchern derselben, eine ordentliche Lese-Bilanz zöge, und dann eine literarische Konsumtions-Tabelle über die verkauften Bücher verfertigte, wie man über die jährlich zu Markte gebrachten körperlichen Nahrungsartikel hat? Vielleicht thäten diese Tabellen für das Reich der Wissenschaften eben so ersprießliche Dienste, wie weiland das Wargentinische Tabellenwerk für die genauere Kenntniß des Schwedischen Populations-Zustandes gethan hat.

Indessen, bis diese heilsame Anstalt zu Stande kommt, will ich Ihnen mittheilen, was ich — freilich nach sehr unvollkommenen und mangelhaften einzelnen Nachforschungen und Nachrichten, — über diesen Gegenstand gesammelt, und nach analogen Datis über die ganze Sache abstrahirt habe.

Ich nehme das Maximum von Lektüre für eine Stadt wie Wien = 100 an; was darüber geht, ist Schwelgerei und Exceß; ein Fall, der in Lektüre-Angelegenheiten bei meinen lieben

Landsleuten seit Menschengedenken nur zwei Mal eingetreten ist, im neunten Decennio des achtzehnten Jahrhunderts, mit den damaligen Tagesbroschüren, und noch vor Kurzem mit den Ritter- und Geister-Romanen.

Was in öffentlichen Lehranstalten, so wie von Männern, die sich ernsthaft mit den Wissenschaften beschäftigen, gelesen wird, kommt hier nicht in Anschlag. Es ist nur von derjenigen Lektüre die Rede, welche sich die eleganten Leute haben zu Schulden kommen lassen; und da sind bekanntlich nur die philosophischen Schriften und die Werke der schönen Literatur in Gefahr, von ihnen gelesen zu werden. Von diesen Geschenken der Musen wurden nun, so viel ich in Erfahrung gebracht habe, vom Oster-Sonntage 1806, bis zum Char-Samstage 1807, gelesen:

Klassiker	1/100.
Romane, schlechte	33.
dito, gute	2.
Komödien, Tragödien, Singspiele, Liederspiele, dramatisirte Mährchen, und sogenannte dramatische Gedichte	27.

Lyrische Gedichte, Epopäen, Lehrgedichte, Satiren, Sinngedichte und andere regelmäßige Dichtungsarten	2.	
Gründliche Kritiken		17/100.
Erziehungsschriften		13/100.
Länderkunde	3.	
Geschichte	1	29/100.
Politik		1/100.
Artistische Schriften		39/100.
Alterthümer		1/4.
Griechische Klassiker	—	—
Journale und gelehrte Zeitungen	30	3/4.
Summa Summarum	100.	

Eingeschwärzt sind 19 einzig mögliche Philosophieen, die aber ungelesen von Tabackskrämern in Beschlag genommen wurden.

Von jenen 100 waren:

Deutsche Lektüre		64.
Französische	—	28 1/2.
Englische	—	6.
Italienische	—	1 1/2.
Facit		100.

Salvo errore calculi.

Sie, mein Herr, und Ihre Gesellschaft, werden diesen ersten mangelhaften Entwurf leicht berichtigen, ergänzen und vollständiger ausbilden können. Zu einem größeren Grade von Vollkommenheit gebracht, würde eine solche Tabelle, meines Erachtens, als ein ziemlich richtiger Geschmacksmesser dienen können, und nach den jährlichen Oscillationen desselben, nach dem merkbaren Steigen und Fallen dieser oder jener Leserei, würde es Ihren Verbündeten nicht schwer fallen, der Lektüre überhaupt, und somit auch der Literatur, von Zeit zu Zeit gewisse vortheilhafte Richtungen zu geben.

M. G.

Mein Herr!

Seit Ihrem Gespräche am Eingange des Kärnthnerthor-Theaters, wo uns ein Fremder, der nicht in die Vorstellung der Minna ging, auf eine ziemlich neue Art sagte, was an jenem Abende wirklich in der Minna zu sehen war, werde ich sogleich aufmerksam, wenn Sie, oder

Ihre Freunde vor der Aufführung des Stückes ein Wort darüber fallen lassen. Ich schließe daraus, daß Sie keine Lust haben, uns nach der Aufführung Ihr Urtheil davon zu sagen. So war es mit Herrn Ochsenheimer's Marinelli; so ist es jetzt mit Herrn Haide's Debut. Wir haben Ihre und Ihrer Freundin ehrliche Meinung von jenem Marinelli bis jetzt nicht gehört; allem Anscheine nach möchten wir wol auch Ihre eigentlichen Gedanken über Herrn Haide's Debut nicht zu hören bekommen. Sollte es dennoch geschehen, so ersuche ich Sie, mein Herr, auf folgende Bemerkungen oder Einfälle einer Ihrer Leserinnen dabei Rücksicht zu nehmen.

Ich bin noch nicht alt genug, um mich an die Zeit erinnern zu können, da man in Wien den hübschen Weibern die Cour à la Lange machte. Herr Lange ist nicht mein sentimentaler Held. Ueberhaupt ist es kein Schauspieler, den ich bis jetzt sah; und ich gestehe, daß ich keine große Meinung von einer Dame habe, welche das Vorbild des Mannes, der ihr gefallen könnte, auf dem Theater sucht. Ausgezeichnete Charaktere, anziehende Gestalten kommen im Leben nicht häufig vor, aber man findet deren in der

Gesellschaft zwanzig, ehe auf dem Theater Eine nur erträglich ist. Das Beste, was ich auf den Bretern sah, waren einzelne Züge, zuweilen auch eine ganze Figur, die ein verständiger Künstler dem Leben entwendet hatte. Die Schauspieler sollten ihre Muster in der Societät finden; wo die Gesellschaft sie vom Theater borgt, da steht es schlimm um beide. — »Und doch ist das der Fall,« werden Sie mir sagen. — »Leider ja!« muß ich Ihnen antworten.

Wie dem aber auch sey, mein Herr, ich wenigstens bin für keinen unserer Schauspieler besonders eingenommen, und zur Zeit eben auch für keinen Mann, der nicht Schauspieler ist. Mein Urtheil ist frei, wie mein Herz; — ich werde Herrn Haide mit keinem Nebenbuhler vergleichen, kaum mit dem Andenken eines Nebenbuhlers. Es hängt also nur von ihm ab, mir so sehr zu gefallen, als er kann. Noch mehr, ich gestehe, daß ich sehr aufgelegt war, ihn mir gefallen zu lassen. Alle Zeitungen und Journale für die elegante und gebildete Welt, haben uns so viel Rühmliches von diesem Schauspieler gesagt! Nur mit dem Rufe, der vor ihm herging, nahm ich mir vor, ihn zu vergleichen, und

mit der Idee, die ich mir von seiner Rolle machte.

Ich habe den Beaumarchais des Hrn. Haide gesehen. Einen Charakter, von Göthe gedacht, durch einen Mann dargestellt, der sich in Göthe's Schule zum Schauspieler gebildet: — das zu sehen, meinte ich, sollte wohl der Mühe lohnen. Die Mühe ist gering; wie kommt es, daß ich sie doch nicht belohnt fand? — Oder hätte ich Unrecht gehabt, mich Göthe's und seiner Schule bei der Rolle des Beaumarchais zu erinnern? Diese Rolle ist so einfach und bestimmt gegeben, daß der Schauspieler von dem Dichter nichts darüber erfahren kann, was nicht schon deutlich genug darin läge. Was für eine Rolle müßte das überhaupt seyn, die nur der Dichter dem Schauspieler verständlich machen könnte? — Gewiß, ich hatte Unrecht, mich Göthe's dabei zu erinnern, und von Hrn. Haide mehr, als von jedem anderen Schauspieler, in dieser Rolle zu erwarten. In der That, was soll man sich von einer Schule Göthe's denken, in der sich ein Schauspieler bilden könnte? — Was heißt überhaupt Schule, und worin besteht die Bildung eines Schauspielers? Gibt es eine andere Schule für ihn, als die Welt, und ein an-

deres Muster für das Leben, das er darstellen soll, als das Leben selbst? — Er muß die Sprache, den Ausdruck, den Styl seiner Kunst an den Originalen studieren, die ihm die Natur darbietet, — wir haben keine Antiken in dieser Kunst, — oder an Schauspielern, die gute Kopien jener Originale sind. — Ist Göthe Schauspieler? Ich zweifle; kein großer Dichter, sagt man, ist je ein guter Schauspieler gewesen. Steht er einer Bühne vor, die jemals einen großen Schauspieler gehabt hätte? Hat diese Bühne auch nur ein Publikum? Und kann da eine Schaubühne entstehen, wo kein Publikum ist?

Ich glaube, nein, mein Herr. Und so wenig ich von einem Maler oder Bildhauer etwas Großes erwarte, der seine ganze Schule in Weimar gemacht hat, wo es weder Muster noch praktische Künstler gibt, von denen er lernen könnte; eben so wenig, ja noch weniger hätte ich einen vollendeten Schauspieler aus einer Stadt erwarten sollen, der außer der Theorie Alles fehlt, was den Schauspieler macht. Ein Talent allenfalls, vielleicht aber auch ein schon verbildetes Talent, kann uns daher kommen; ein

Meister gewiß nicht, oder er müßte es doch nicht ganz in Weimar geworden seyn.

Pauline von * *.

Mein werthester Herr West!

Die Gefälligkeit, mit der Sie manchen, das Theater betreffenden, Aufsatz in Ihr Sonntagsblatt einrückten, macht mich so kühn, mich in einer ähnlichen Angelegenheit an Sie zu wenden, und Sie zu bitten, folgende Bekenntnisse meines ängstlichen Gewissens dem Publikum mitzutheilen. In einigen Tagen wird ein Stück von mir gegeben werden, das, wegen seines etwas romanhaften Ganges, manchem Tadel ausgesetzt seyn wird. Das öffentliche Geständniß seiner Schwäche soll den scharfen Stachel des Witzes, der mir deßhalb drohet, ein wenig abstumpfen, und die Herren Kunstrichter der Mühe überheben, Mängel aufzudecken, die mir — nicht verborgen sind.

Seit einigen Jahren treibe ich, unter keines Mannes Schutz und Schirm, und vielleicht e b e n d a r u m s e h r v e r f o l g t, das Dichter-

handwerk. Ich muß diesen niedrigen Ausdruck wählen; denn bis jetzt haben die grausamen Journalisten meine Stücke nicht als Kunstwerke behandelt, und Mancher hat sie öffentlich gemeistert, dessen Werke den meinigen eben auch nicht zum Muster dienen konnten. — Demüthig schwieg ich stille, welches bei einem Weibe gewiß eine seltene Tugend ist, zumal, da ich auf so Vieles viel hätte antworten können. Ich tröstete mich mit dem Bewußtseyn, daß ich, wenn auch nichts sehr Gutes, doch auch nichts sehr Schlechtes geschrieben hatte, und wunderte mich oft, wie dagegen wahrhaft elende Machwerke eines Mannes, von dem man doch mehr zu fordern berechtigt war, so schonend behandelt wurden. Nie habe ich Dinge berührt, die, der allgemeinen Meinung nach, außer dem weiblichen Wissen liegen; mich leitet auf meiner gefährlichen Bahn nichts, als gesunde Vernunft, die nicht hoch fliegt, und eine durch Erfahrung berichtigte Beurtheilungskraft. Ich hütete mich wohl, wenn ich auch hier und da ein Sprüchelchen eines graubärtigen Griechen oder Römers wußte, es unter meine, damit so sehr abstechende, Dichtung zu mischen; und so gerne wir

Weiber uns auch schmücken, mit fremden Federn habe ich mich doch nie geziert. Die Geschöpfe, denen meine Einbildungskraft das Leben gibt, fragen und antworten, wie es ihr angelegter Charakter und die Handlung des Stückes erfordert; sie kramen nie alles aus, was sie, vermöge der Stufe, auf die ich sie stelle, wissen können, sondern nur das, was sie zum Zwecke des Ganzen sagen müssen. Daß die Art, wie sie das sagen, nicht immer — interessant genug ist, fühle ich wohl selbst. Ich bemerke jeden Mangel, jede Lücke, aber ich besitze nicht die Fähigkeit, sie würdig auszufüllen. Diese Schwächen meiner Weiblichkeit bekenne ich gern.

Nun muß ich aber doch meinem Hauptzweck näher rücken. Unter 18 Stücken, die ich bis jetzt geschrieben, ist manches, in dem ich auf alle Theater-Regeln Rücksicht nahm, — in sofern wir Weiber etwas nach Regeln machen können. — Aber die Regelmäßigkeit ermüdet, da das Auge durch prächtige Opern und Ballette an Prunk und Abwechslung gewöhnt ist. Ein einfaches deutsches Stück ist für das Publikum Hausmannskost, die man täglich hat; deßhalb sieht es sich nach Leckereien um, die nun freilich

im Moralischen eben so ungesund für den Geschmack, als im Physischen für den Magen sind. Meine sehr mäßige Hausmannskost wurde von Vielen mit ziemlichem Behagen verzehrt; aber sie reizte meine Gäste nicht, sich öfter an meiner Tafel einzufinden, und meine Stücke kamen also, aus ökonomischen Rücksichten, ganz vom Repertoire. »Wage Dich in die Schranken,« lispelte der böse Geist, der mich immer zum Schreibtische zieht; »es gibt auch weibliche Helden!« — »Aber, hilf Himmel!« — sagte eine Stimme in mir — »wenn sie Dich gerüstet sehen; ein ganzes Heer von Skriblern wird sich gegen Dich waffnen. Du bist verloren.« — Der böse Geist, der mich nun einmal ganz in seiner Gewalt hat, siegte, und ich schrieb ein Ritterstück: Adelheid, Markgräfin von Burgau. — Heimlich, wie ein falscher Münzer, den das Gewissen drückt, arbeitete ich daran; ohne meinen Namen zu nennen, wurde es gegeben, und, siehe da! meine Gäste verschmähten nicht das Wiederkommen. — Auch diese Adelheid hat manches weibliche Gebrechen; aber, lieber Gott, wenn wir nur das geben wollten, was vortrefflich, was klassisch ist, so dürfen wir die Bühne

des Jahres vielleicht nur drei oder vier Mal öffnen, um ein Mal Minna von Barnhelm, das andere Mal Emilia Galotti, und das dritte Mal Iphigenia in Tauris zu geben.

Nun — zu meinem jüngsten dramatischen Vergehen! Es fiel mir ein französisches Stück in die Hände, zu dem, wie der Verfasser sagt, der Stoff von einem deutschen Autor genommen ist, der die Geschichte für wahr ausgibt. Es heißt: der Wald bei Herrmannstadt. — Ich wollte aus der Quelle schöpfen, suchte in der Geschichte von Siebenbürgen, und fand, bis in die grauesten Zeiten zurück, keine Spur von dem Inhalte meines Stückes.

Ich änderte also nach Gefallen, zog dem Kinde, welches übrigens ganz artige Sprünge macht, die wol einen Abend belustigen können, ein deutsches Kleidchen an, deckte, so viel mir möglich war, seine Blößen, und überlasse es nun seinem Schicksale. Hält man es für eine kleine Mißgeburt: — je nun, eine Mutter, die viele Kinder hat, bringt ja wol mitunter auch ein übelgestaltetes zur Welt; — ich will damit keineswegs sagen, daß meine übrigen Kinder wohlgestaltet und gesund seyen. Blatternarben we-

nigstens haben sie alle, aber das Herz ist bei jedem gut; der Kopf könnte freilich besser seyn.

Nun höre ich Sie, mein werther Herr West, sagen: — »Aber, Madame, wenn Sie Ihr letztes Stück selbst für fehlerhaft halten, warum geben Sie es der Welt?« — Ja, mein bester Herr West, ich glaube, daß mein Stück nur das Tageslicht nicht vertragen kann; bei'm Fackelscheine, mit schimmernden Gewändern, mit der Kunst und dem guten Willen der Schauspieler, von dem ich im Voraus überzeugt bin, und von dem ich schon so manche schöne Beweise habe, — mit dem allen, denke ich, soll es unterhalten. Also ist es, im wahren Sinne, ein weibliches Produkt, weil es nur ergetzen, nicht — was die Männer ohnehin nicht an uns leiden können — belehren, noch zum Muster dienen soll. Nach dieser offenherzigen Beichte mag nun immer Ihr grundgelehrter Herr Doktor seine Experimente mit meinem Stücke vornehmen; ich werde nicht erschrecken, wenn er es unter o setzt. Da er selbst nicht alle Stücke von Lessing und Göthe für ganz gesund erklärt, so wird es mich nicht wundern, das meinige auf der Todtenliste zu sehen.

Ich würde, mein bester Herr West! diese Gelegenheit benutzen, Ihnen recht viel Schönes über Ihr Sonntagsblatt zu sagen: allein die Welt möchte glauben, es geschähe aus der eigennützigen Absicht, Sie zu bewegen, daß Sie nicht viel Böses von mir sagen. Also — Punktum! — Ich gebe Ihnen freies Spiel. Nur muß ich Ihnen gestehen, — das witzige Sticheln kann ich nicht leiden; — wenn Sie es aber der Mühe werth halten, mich zu belehren, wie ich es besser machen soll, so wird dieß gewiß dankbar erkennen

Ihre

ergebene

J. Weissenthurn.

20.

Ueber Romanen-Lektüre.

In dem Kreise der vertrauteren Freunde, welche sich ein paar Mal in der Woche bei Frau von Norberg versammeln, fiel neulich die Unterredung auf unsere Romanen-Literatur. Man

war darüber einig, daß dieser Theil der modischen Unterhaltung unmöglich schlechter bestellt seyn könnte, als es gegenwärtig in Deutschland der Fall ist. Der Wust der elenden Romane, bemerkte Serena, nehme noch täglich zu, und verdränge nach und nach alles Bessere gänzlich. Die Abgeschmacktheit der neuesten Romantiker habe dem Unsinne und der Rohheit vollends Thür und Thor geöffnet. Cramer und Spieß seyen durch die Ungenießbarkeit der poetischen Faseleien dieser Schule wieder zu Ehren gekommen, und es sey kein Wunder, daß der große Haufe der Leser an dem Derbsten und Gemeinsten, was die letzten Jahrzehende hervorgebracht, noch mehr Behagen finde, als an den sublimirten Schaumgerichten der neuen ästhetischen Kochkunst, die man ihm als Ambrosia und Nektar auftische.

Serena fing nun an, ein paar neuere Werke dieser Art mit der ihr eigenen Laune zu charakterisiren, wobei es ohne einige Uebertreibung und Ungerechtigkeit gegen die ihr verhaßten Autoren nicht abging. Sie schonte, in ihrem Eifer gegen die neue Dichterschule, auch Tieck und Novalis nicht, und erlaubte sich selbst gegen Jean Paul einige spöttische Bemerkungen. Es schien ihr

eben kein Fortschritt des guten Geschmackes in Deutschland zu seyn, daß Quintus Fixlein die Musarion und den Agathon, Prinz Zerbino die Geschichte der Abderiten, und Sternbald's Wanderungen die Reise in das mittägige Frankreich zu verdrängen drohten. Sogar Heinrich von Ofterdingen dünkte ihr des Aufhebens nicht werth, welches die Partei davon gemacht. In ihren Augen schweifte dieser nebelhafte Roman eben so weit über die Linie des wahren Schönen hinaus, als der verrufene Ardinghello unter derselben geblieben.

Theodore, eine andere Freundin der Frau von Norberg, konnte das Mißfallen nicht verbergen, welches Serenens schneidende Urtheile ihr verursachten. Sie ist eine erklärte Verehrerin Jean Paul's, und verhehlt überhaupt ihre Vorliebe für die neue deutsche Dichterschule nicht. Die Vergleichung eines Werkes von Novalis mit dem Ardinghello schien ihr eine Entweihung. Sie nahm davon Anlaß, mehrere unserer älteren Schriftsteller, die sich Serenens besonderer Gunst erfreuen, von Seiten der Sittlichkeit und der Zartheit der Empfindung heftig anzugreifen. Theodore fragte mich,

ob wol in der Frauenzimmer-Bibliothek, zu der ich nach Sophroniens Wunsche*) den Entwurf machen sollte, der neue Amadis, Peregrinus Proteus, und Thümmel's Reisen eine Stelle finden würden? In diesem Falle würden hoffentlich auch die Bijoux indiscrets und die allerliebsten Mährchen von Voltaire und Hamilton darin nicht fehlen. Da wäre dann nur noch Ein Schritt bis zu den Liaisons dangereuses und dem Faublas, um die ästhetische Erziehung eines jungen Frauenzimmers nach den Grundsätzen des guten alten Geschmackes vollständig zu machen.

»Die Lucinde nicht zu vergessen,« fiel Serena lebhaft ein, »die wir den neuesten Grundsätzen des guten Geschmackes und der ästhetischen Verfeinerung unseres Zeitalters verdanken. Es wird übrigens vermuthlich darauf ankommen, für welche Klasse von Frauenzimmern die Damen-Bibliothek bestimmt ist, zu der man einen Vorschlag von Herrn West erwartet. Wahrscheinlich hat er für Sophroniens Betty und die kleine Ursula andere Bücher in Petto,

*) In Nro. 16. des Sonntagsblattes.

als für mich und Elisen. Junge Mädchen sollten vielleicht gar keinen Roman lesen; der unschuldigste enthält noch des Giftes zu viel für die leicht verführbare Einbildungskraft der ersten Jugend. Aber was sollen an uns, die wir in der sogenannten großen Welt leben, Bücher verderben, welche die Menschen und Sitten dieser Welt darstellen, wie sie sind? Hören und sehen wir nicht täglich anstößigere Dinge, als in irgend einem Werke von Wieland oder Thümmel vorkommen?«

»Desto schlimmer für unsere Gesellschaften,« versetzte Theodore, »wenn sie uns nöthigen, das Ungeziemende anzuhören. Das eben tadle ich an den witzigen Schriftstellern der früheren Periode, daß sie sich so selten über die Wirklichkeit erheben, und mich in Werken, worin das Ideal herrschen sollte, nur die Sitten und Gesinnungen unserer guten, oder vielmehr schlechten Gesellschaften finden lassen.«

»Es ist etwas Wahres an dieser Bemerkung,« sagte Frau von Norberg. »Man merkt es einigen unserer älteren schönen Geister an, daß sie ihre Bildung in einem Zeitalter und von einer Nation erhalten haben, deren Societät noch

verderbter war, als die ist, mit welcher wir jetzt leben. Ein zarter Sinn wird nur zu oft von Schilderungen verletzt, in deren Ausmalung sie sich mehr, als billig ist, gefallen.«

Ferdinand, Elisens Bruder, nahm jetzt das Wort. Er gab zu, daß dem Zartsinne der Frauen vor Allen ein Urtheil über das, was sich geziemt, zustehe; aber er wollte diesem Zartsinne nicht auch das Recht einräumen, über die Sittlichkeit einer Handlung, eines Charakters, oder eines schriftstellerischen Werkes in letzter Instanz abzusprechen. Ferdinand glaubte Serenen beistimmen zu müssen, wenn sie es mit ihrer Lektüre nicht genauer nähme, als jeder Gesittete es im Umgange mit den Menschen zu thun pflegte. — »Es gibt eine Verworfenheit des Charakters und eine Rohheit der Sitten,« sagte er, »die den, welchem sie anhängen, von jeder guten und ehrbaren Gesellschaft ausschließen. Gebrechen und Unvollkommenheiten minderer Art kommen bei Personen, mit denen wir in der Societät nur beiläufig zusammentreffen, nicht in Betrachtung. So, meine ich, sollten wir es auch mit den Büchern machen, wenn wir uns nicht manchen Genuß, und selbst manchen Anlaß zu

unserer Bildung wollen entgehen lassen. Man kann von einem geistreichen Buche, wie von einem solchen Menschen, noch immer viel lernen, wenn es auch nicht eben die Tugend ist, die sein Inhalt oder Beispiel lehrt.«

»Die Bücher,« erwiederte Elisa, »könnten und sollten besser seyn, als die Menschen, deren Bekanntschaft wir oft wider Willen machen müssen. Ein Buch ist kein gesellschaftlicher Scherz, welcher flüchtig vorüber geht, wie er entstand, und dessen Kühnheit um so weniger zu bedeuten hat, je weniger er die Oeffentlichkeit scheuet. Der zuversichtlichste Witzling wird es nicht wagen, einer ehrbaren Frau auf ihr Boudoir nachzuschleichen, und ihr unter vier Augen zu sagen, was er vor zwanzig Zeugen keck ausspricht. Manches Buch, dem seine unschuldige Miene, oder der Name des Autors, den Weg in unser Kabinet bahnt, ist ärger, als solch ein Roué. Es muthet uns zu, Dinge zu lesen, welche der Verfasser nie das Herz gehabt hätte, Einer von uns in's Angesicht zu sagen.«

»Ein deutscher Schriftsteller,« sagte Ferdinand, »kann in diesem Punkte leicht zu viel, oder zu wenig thun. Er kennt sein Publikum

selten, und weiß kaum, ob er ein solches hat. Er wird bald zu blöde, bald zu dreist auftreten, und die Einen durch seinen Cynismus erschrecken, während die Andern seine pedantische Aengstlichkeit belächeln. Der Begriff der Schicklichkeit ist in der deutschen Societät noch so unbestimmt; wie sollten unsere Schriftsteller darüber im Reinen seyn?«

»Ich möchte so wenig, als Sophronie, für eine Prüde gelten,« antwortete Elisa, »aber ich gestehe, daß auch mir, in Bezug auf die Geschlechtsverhältnisse, das Unzarte sehr oft zugleich als das Unsittliche erscheint. Die verunreinigte Einbildungskraft unserer Mädchen und Jünglinge, unserer Frauen und Ehemänner, dünkt mich eine fruchtbare Quelle moralischer Unordnungen; und ich zweifle, ob die bürgerliche Gesellschaft von den Uebeln, an welchen sie leidet, befreit werden kann, wenn sie nicht in dieser Hinsicht zu der Reinheit und Strenge der alten Sitten zurückkehrt.«

»Ist es denn auch gewiß, daß die alten Sitten in diesem Punkte so rein und streng waren?« fragte Serena. »Ich habe gelehrte Männer das Gegentheil behaupten hören; und wenn

gewissen Auszügen aus den alten Chroniken und Ritterromanen, die ich durchblätterte, zu trauen ist, so waren die Sitten jener berühmten alten Zeiten nicht weniger verderbt, als die unsrigen, und dabei um ein gutes Theil roher.«

»Unsere witzige Freundin weiß so gut, als ich, was ich unter der alten Zeit verstehe, deren Sitten ich zurückwünsche,« erwiederte Frau von Norberg. »Es ist die Zeit, wo die jungfräuliche Schamhaftigkeit, die eheliche Treue, die Verhältnisse zwischen Kindern und Aeltern, Gegenstände der Ehrfurcht, und nicht des Spottes oder einer sophistischen Zweifelsucht waren; wo Tugend und Gottesfurcht sich öffentlich zeigen durften, ohne der Heuchelei verdächtig zu seyn, und das Laster wenigstens genöthigt wurde, sich mit dem Mantel der Scham und des äußeren Anstandes zu bedecken. Sie war, diese Zeit; wir selbst sahen sie noch zum Theil. Unsere Mütter waren besser, als wir, und die Männer, welche sich ihnen näherten, hatten noch etwas von jener Scheu, die, nach Plato's schöner Allegorie, zur immerwährenden Begleiterin der Menschheit bestimmt war. Auch unsere Mütter lasen in ihrer Jugend Romane: aber diese Ro-

mane waren züchtig, wie sie selbst, und lehrreich, wie das Beispiel der Tugenden, welches sie uns zur Nachfolge zurückließen.«

»Den Alfred, z. B., den Usong, die Geschichte der schwedischen Gräfin v. G**,« fiel Serena lächelnd ein. »Die Pamela und den Grandison habe ich selbst noch gelesen. — Allen Respekt für unsere Mütter und Großmütter; doch in der Wahl meiner Lektüre habe ich eben so wenig Lust, sie mir zum Muster zu nehmen, als in der Art, meinen Kopf aufzuputzen, oder meine Taille auszustaffiren.«

»Unsere Jugend,« versetzte Elisa, »fiel in eine Zeit, welche der Bildung unseres Geschmackes günstiger war, als der Erhaltung einfacher Gefühle und Sitten. Der erste Roman, den ich las, da mir nach dem Tode meiner Mutter erlaubt wurde, meine Lektüre selbst zu wählen, war — Agathon, der zweite Werthers Leiden, der dritte die neue Heloise, der vierte Candide! Ich erinnere mich noch sehr lebhaft des außerordentlichen Eindruckes, welchen diese Werke auf mich machten. Es war ein Aufruhr von Empfindungen und Gedanken in meinem Inneren, der meinem Kopf und mei-

nem Herzen hätte gefährlich werden können, wenn ich mir allein überlassen geblieben wäre. Meine Unbefangenheit war dahin; ich hatte die Früchte vom Baum der Erkenntniß gekostet, und mußte nun die ganze Schule unserer zweideutigen Kultur durchlaufen, um wieder mit mir selbst einig zu werden.«

»Es wäre interessant,« sagte Ernst, der bisher der Unterredung der Frauen mit stiller Aufmerksamkeit zugehört hatte, »den Weg kennen zu lernen, welchen eine Frau von Ihrem Geiste und Charakter in dieser Beziehung ging. Wollten Sie uns nicht wenigstens noch einige Bücher nennen, die nächst denen, welche Sie anführten, den meisten Einfluß auf die Ausbildung Ihres Urtheils und Geschmackes in dieser Hinsicht hatten?«

»Wenn ich mich in den Irrgängen der Romanenwelt eher, als Andere, zurecht fand,« erwiederte Frau v. Norberg, »so verdanke ich dieß meinem edlen Vater, der, seinen Grundsätzen getreu, mich meinen Weg selbst suchen ließ, aber so oft ich auf einen Abweg gerieth, mich unmerklich wieder auf die rechte Bahn zurückzubringen wußte. Er schlug mir von Zeit zu Zeit

selbst einige Romane zum Lesen vor, auf welche er mich hinlänglich vorbereitet glaubte. Ich erholte mich bei der Lektüre des Dorfpredigers von Wakefield, des Thomas Jones, der Reisen des Humphry Klinker, des Gil Blas und einiger anderen solcher Bücher, von den ersten gewaltsamen Eindrücken, welche die Welt der Romane in ihren verschiedenartigsten Gestalten in mir hervorgebracht hatte. Yorick's empfindsame Reisen, Clarissa und Rousseau's Emil gaben hierauf dem sentimentalen Hange in mir wieder auf einige Zeit das Uebergewicht. Jetzt hielt mein Vater mich für reif, die großen satyrischen Schriftsteller kennen zu lernen. Ich las, anfangs mit einigem Widerwillen, aber bald mit zunehmendem Interesse die Werke Lucian's, Rabelais und Swift's, zuletzt den Don Quixotte, das Buch aller Bücher im Fache der Romantik, und ohne Zweifel dasjenige, welches am meisten geeignet ist, den Geist und das Gemüth von romanhaften Ueberspannungen herabzustimmen, und in beiden das Gleichgewicht zwischen der Wirklichkeit und der Welt der Einbildung herzustellen.«

»Sie waren glücklicher, als ich, in der Wahl Ihrer ersten Lektüre,« sagte Serena. »Mir ward es nicht so gut, gleich anfangs lauter klassische Romane zu lesen; von deutschen, englischen und spanischen Werken dieser Art bekam ich fast keines zu Gesichte. Meine Tante, bei der ich erzogen wurde, versah mich mit einer Menge französischer Liebesgeschichten, größtentheils von weiblichen Verfassern, worunter Frau v. Genlis und Mad. Cottin die vorzüglichsten waren. St. Pierre's Paul und Virginia und die Contes moraux des Marmontel, die sich zufällig darunter verirrten, waren für mich ein wahres Labsal unter dem ganzen Braß dieser schalen Lesereien. Ich war noch sehr jung, als ich heirathete. Mein seliger Gemahl, der meine Neigung zur Lektüre kannte, hatte die Galanterie, mich mit einer großen, prächtig gebundenen Romanen-Bibliothek zu beschenken, deren Auswahl er seinem Buchhändler überlassen hatte. Ich erstaunte über den Reichthum der deutschen Literatur an Werken solcher Art, und über die Fruchtbarkeit einiger Schriftsteller dieses Faches. Es ward mir nicht leicht, unter dieser Menge mittelmäßiger und schlechter Bücher eine Wahl

zu treffen. Die mäßige Unterhaltung, welche mir einige Romane von Stilling, von Müller (aus Itzehoe), von der Naubert und A. Lafontaine verschafften, wurde mir durch den Ekel und die Langeweile sehr verleidet, womit ich mich durch mehrere dicke Bände von Hermes und Sintenis, und durch die wilden Produkte von Albrecht und Cramer arbeiten mußte. In dieser Stimmung fielen mir die allerliebsten Mährchen von Wieland, sein Danischmende, die Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, und endlich Thümmel's Reisen in die Hände. Ich war davon entzückt; und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich diesen frivolen Büchern, zu denen ich mehr als ein Mal zurückkehrte, den Anfang meiner geistigen Ausbildung, und ungleich mehr Vergnügen verdanke, als ich in hundert anderen, zum Theil hochgepriesenen Unterhaltungsschriften gefunden habe.«

»Sie haben uns den Grund Ihrer Vorliebe für die genannten Schriftsteller hinlänglich erklärt, schöne Frau,« entgegnete Ferdinand. »Theodore selbst wird gestehen müssen, daß man

von so schlimmen Meistern, als Wieland und Thümmel in ihren Augen sind, unmöglich mehr Nutzen ziehen, und weniger Ungebührliches annehmen kann, als es bei unserer Freundin Serena der Fall ist. Doch im Ernste! Es hieße den moralischen Rigorismus im Gebiete der schönen Literatur doch etwas zu weit treiben, wenn man Werke, wie die zuletzt erwähnten, daraus verbannen wollte. Unsittliche Bücher dürfen nie und nirgends geduldet werden; kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand hat ein Vorrecht, sich über Scham und Sitte hinweg zu setzen. Ein Mann, der am Faublas Gefallen findet, und sich von dieser schmutzigen Lektüre nicht losreißen kann, ist eben so verächtlich, als ein Weib, das dieses Buch nicht unwillig von sich wirft, wenn es mehr als funfzig Seiten darin gelesen hat. Aber Schriften, welche, ohne die Absicht, zu verführen, die Menschen und die Sitten schildern, wie sie sind, und selbst die blendende Seite des Lasters unverstellt darlegen, mögen unbedenklich in den Händen aller Leser seyn, die es nicht vermeiden können, mit diesen Menschen zu leben. Ein wenig Ruchlosigkeit muß man dem Witze verzeihen, und der Humor kann nicht

immer am Leitbande der Decenz geführt werden.«

»Das mag seyn,« erwiederte Frau v. Norberg; »dagegen wird auch Niemand, der mit der Welt lebt, viel einzuwenden haben. Dem Witz und Humor soll die Freiheit, die ihr Element ist, unbenommen bleiben; aber sie können nur dabei gewinnen, wenn sie sich dieser Freiheit in den Schranken des Anstandes und der guten Sitten bedienen lernen. Es würde manchem geistreichen Werke schwerlich zum Nachtheile gereicht haben, wenn der Autor vor der Bekanntmachung den Versuch angestellt hätte, welchen Eindruck gewisse Stellen seines Buches auf eine gemischte Gesellschaft von Lesern und Leserinnen hervorbrächten, wie sie z. B. jetzt zufällig hier beisammen ist.«

»Sehr wohl bemerkt,« sagte Ernst; »und mit dieser Ansicht muß sich die Stimme eines Jeden vereinigen, dem das Interesse der Kunst und der Sitten zugleich am Herzen liegt. Ich bin überhaupt der Meinung, daß in diesem Theile der Literatur eine gewisse gegenseitige Toleranz durchaus nothwendig ist, wenn er seine Bestimmung erfüllen und, neben einer anstän-

digen Unterhaltung, zugleich als ein Mittel der Kultur benůtzt werden soll. In den jetzigen gesellschaftlichen Verhåltnissen sind die Romane ein Bedůrfniß, wie das Theater. Sie haben, wie dieses, ein großes, gemischtes Publikum; die ganze weibliche Welt wenigstens, von der Prinzessin bis zum Kammermådchen und zur Nåhterin herab, liest Ròmane. Eine zweckmåßige Romanen-Bibliothek wird daher nur auf demselben Wege zu Stande gebracht werden kônnen, auf welchem man Hoffnung hat, ein gutes Theater zu erhalten. Der Eigensinn der Schule, die Einseitigkeit des Geschmackes sind, bei der einen wie bei dem andern, eben so wenig an ihrer Stelle, als eine ůbertriebene Strenge der Moral. Alle Gattungen sind gut, nur die langweilige nicht; und jeder Roman, der gesitteten Leuten eine geistreiche Unterhaltung gewåhrt, ist ein so moralisches Buch, als es bei dieser Art von Lektůre gefordert werden kann. Die Frivolitåt, im Sinne gewôhnlicher Sittenlehrer, ist schwerlich die schlimmste Seite der deutschen Romanen-Literatur. Der Wust schlechter Bůcher thut hier, wie ůberall, den grôßten Schaden. Von diesem muß man die Lesewelt zuerst

befreien, um Raum für das Bessere zu gewinnen, es mag neu oder alt, deutschen oder fremden Ursprunges, klassisch oder romantisch seyn. Nur aus dem Vorzüglichsten aller Zeiten, Nationen und Dichterschulen läßt sich eine Sammlung von Unterhaltungsbüchern wählen, die allen Anforderungen genügen und, gehörig verbreitet, zur Verbesserung des Geschmackes wesentlich beitragen kann.«

Serena. Da wären wir also wieder bei dem Entwurfe zu einer Romanen-Bibliothek, den man von Ihnen, meine Herren, erwartet. Sagen Sie, Herr West, welche Hoffnung haben wir, den Wunsch der würdigen Sophronie bald erfüllt zu sehen?

Ich. Es hängt nur von Ihnen ab, meine Damen, daß dieß sogleich geschehe.

Serena. Wie das? Lassen Sie doch hören!

Ich. Das Hören ist vielmehr an mir. Was braucht es mehr, um eine Musterbibliothek für Romanenleser zu erhalten, als daß Sie fortfahren, uns die Werke zu nennen, die Ihnen selbst am meisten Vergnügen gemacht, und welche Sie für werth achten, einen Platz in dem Bü-

cherschranke eines gebildeten Frauenzimmers einzunehmen?

Ferdinand. Ich unterstütze West's Vorschlag.

Ernst. Und ich nicht minder. Niemand ist mehr geeignet, in dieser Sache einen Ausspruch zu thun, als ein Verein von Frauen, wie wir gegenwärtig einen vor uns sehen.

Ferdinand. Allerdings! Und dieser Ausspruch wird um so zuverlässiger seyn, wenn in einem solchen Vereine, wie es hier wirklich geschieht, alle Parteien ihre Vertreter finden, das Schlechte allein ausgenommen.

Serena. Eine Jury von Leserinnen also? Der Einfall ist so übel nicht. Was meinen Sie, Elisa? Sollen wir den Herren ihren Willen thun? — Sie denken vermuthlich bei dieser Gelegenheit zu erfahren, in was für eine Art von Romanhelden die Eine oder die Andere von uns verliebt ist.

Frau v. Norberg. Glauben Sie? — Je nun, ich mache kein Geheimniß aus meinen gedruckten Liebschaften.

Theodore. Ich eben so wenig. — Aber wie sollen wir bei diesen Bekenntnissen zu Werke

gehen? Man verlangt doch keinen Katalog unserer Lieblingshelden in alphabetischer Ordnung von uns, wie die Leihbibliotheken ausgeben?

Ferdinand. Ein systematischer, nach der Ordnung der Empfindungen, in welchen die Handlung eines Romans fortschreitet, wäre noch lehrreicher, Theodore! Ein wirklicher Liebhaber wüßte sogleich, wie er seinen Angriff auf Ihr Herz einzurichten hätte, wenn er — nach der Wirkung, welche gewisse Situationen auf dasselbe machten — die Stellen kennen lernte, wo es am zugänglichsten ist, uud wo er Ihre Wachsamkeit am leichtesten zu überrumpeln hoffen kann.

Serena. Allerliebst! Man setzt also voraus, daß es schwache Seiten gibt, von denen wir anzugreifen, und mit einem Coup de main zu erobern wären?

Fr. v. Norberg. Lassen Sie uns beweisen, meine Freundinnen, daß wir uns keiner solcher Schwächen bewußt sind, und daß wir keine Kundschafter zu scheuen haben. — Uebrigens liegt hier ein neues Verzeichniß der beliebtesten Romane in allen Sprachen, das mir mein Buchhändler gestern zuschickte, und von dem wir

zu unserer Absicht Gebrauch machen können. Wir wollen es, wenn wir allein sind, mit einander durchsehen, und versuchen, zu welchem Resultat wir auf solche Weise gelangen.

Serena. Gut, gut! Das wird bald gethan seyn, wenn anders nicht einhellige Stimmen zu einer gültigen Wahl erforderlich sind.

Ferdinand. Zwei Stimmen entscheiden. Es wäre zu viel verlangt, daß drei Frauenzimmer über Fragen einstimmig seyn sollten, worüber sich noch nie ein Kollegium von Kunstrichtern vereinigen konnte.

Serena. Da weiß ich schon, wie unser Romanen-Katalog ungefähr aussehen wird. Aber obgleich ich meist überstimmt seyn werde, will ich Sophronien doch rathen, sich an die Entscheidung meiner Freundinnen zu halten. Sie wird dabei, wenigstens in Bezug auf die kleine Betty, am sichersten gehen.

Die Damen brachten hierauf das Gespräch auf andere Gegenstände, und ich weiß nicht, wie weit sie seither mit ihrer Arbeit gekommen sind.

Aus einigen Bemerkungen Serenens schließe ich, daß sie dabei auf unvermuthete Schwierigkeiten stießen. Ich hoffe indeß noch immer, das von Ihnen redigirte Verzeichniß der Romane zu erhalten, und werde dann nicht säumen, es den Leserinnen mitzutheilen.

Nachricht.

Meine Freunde, Brink und Solms, und unser neue Bundesgenosse, der Klatscher, lassen sich durch meine Zweifel und Einwürfe nicht abhalten, ihr gemeinschaftliches Projekt unverzüglich in Ausführung zu bringen. Die Maschine des Kapitäns ist bereits fertig; der kleine Pfeifer und Trommelschläger sind wirklich drollige Figuren, die sich auf dem Souffleurkasten recht artig ausnehmen werden. Nur besorge ich, das Zugwerk, womit ich — wie verlangt wird — die Maschine dirigiren soll, möchte einige Verwirrung verursachen. Die Federn, worauf die Figürchen gehen, sind nicht am besten gerathen; manchmal springen Beide in die Höhe, wenn ich doch nur Einen will aufstehen

lassen; und wenn der kleine Trommelschläger einmal auf den Beinen ist, hat man Mühe, ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Bei der Probe habe ich mich auch einige Male vergriffen, und statt des linken, den rechten Ring angezogen. Das sind, wie gesagt, bedenkliche Umstände: aber der Kapitän versichert, daß sich alles geben werde, wenn die Maschine nur erst im Gange sey. Um meinen Freunden gefällig zu seyn, habe ich ihrem vielfältigen Andringen endlich nachgegeben; ich zeige dem Publikum daher an, daß künftigen Dienstag der kleine Trommelschläger, in dem neuen Schauspiele der Mad. Weissenthurn, seinen ersten Versuch in der Kunst, den öffentlichen Beifall zu signalisiren, machen wird. Die Vorstellung wird am folgenden Abende wiederholt, und was etwa bei der ersten versehen seyn sollte, bei der zweiten nach Möglichkeit verbessert werden. Da dieses die erste Einladung ist, die ich an das Theater-Publikum gelangen lasse, so schmeichle ich mir, ein volles Haus und, falls der Tambour zu erscheinen Ursache hätte, bereitwillige Hände zu finden.

Th. W.

21.

Dramaturgische Briefe.

Siebenter Brief.

Eilen Sie, in die Stadt zu kommen, theuerste Freundin! Ein großer Genuß steht Ihnen bevor. Wir werden in der künftigen Woche den Fiesco sehen, außer der Hauptrolle, beinahe ganz neu besetzt, und mit unseren besten Schauspielern. Brockmann wird den Andreas, Koch den Verrina, Korn den Bourgognino, Mad. Roose die Leonore, und Hr. Roose den Mohren spielen. Schon um der beiden letzten willen werden Sie, ich weiß es, Ihre Rückkehr beschleunigen, wenn auch der Graf von Lavagna selbst, trotz seinen sechs und funfzig Jahren, nicht noch immer Anziehendes genug für eine Freundin der guten alten Theaterzeit hätte.

Serena, die ihre Gunst seit einiger Zeit den jüngeren Bühnentalenten zuzuwenden scheint, kam auf den Einfall, dem Herrn Korn die Rolle des Fiesco verschaffen zu wollen. Aber ihr Kredit bei einigen einflußreichen Personen des Thea-

ters war nicht groß genug, dieses Projekt durchzusetzen. In der That möchte dem talentvollen jungen Manne diese Aufgabe noch zu schwer seyn. Nach einigen Jahren wird er sie mit Sicherheit lösen können; jetzt würde ein mißlungener Versuch seine ganze theatralische Existenz auf das Spiel setzen, zum großen Nachtheile der Bühne selbst, deren Zierde er einst zu werden verspricht. Warum sollten wir auch dem Hrn. Lange gerade im Fiesco seinen Geburtsschein vorhalten, da wir in so manchen andern Rollen nicht darnach fragen? — Seine Gestalt, sein adeliger Anstand, der kräftige Ton seiner klangvollen Stimme, vor Allem das innere Feuer, das ihn belebt, machen ihn noch immer zu einem würdigen Repräsentanten dieses modernen Cäsar, besonders für Zuschauer, die seit zwanzig Jahren den Fiesco auf der Bühne sich nur in der Person des Hrn. Lange vorzustellen gewohnt sind. Es gibt bevorrechtete Naturen, auf dem Theater wie im Leben, welche nie aufhören, jung und liebenswerth zu seyn; und unser Darsteller des Fiesco ist eine dieser Naturen, wenn es je dergleichen gab.

Sie waren immer eine erklärte Verehrerin

des Grafen von Lavagna, und ich habe nicht vergessen, daß Sie versucht waren, den Fiesco, zwar nicht dem Egmont, aber doch dem Julius Cäsar von Shakspeare vorzuziehen. Von solchen Vergleichungen abgesehen, die, wie Sie wissen, nicht nach meinem Geschmacke sind, bin ich selbst kaum weniger, als Sie, für dieses Trauerspiel eingenommen, und in theatralischer Hinsicht stelle ich es höher, als mehrere von Schiller's späteren Tragödien, so große Vorzüge diese auch im Uebrigen vor demselben haben. — Fiesco ist das Jugendwerk eines feurigen Kopfes, der, mit der Bühnenwelt beinahe früher bekannt, als mit der wirklichen, die Uebertreibung der Bühne in die Schilderung der Menschennatur überträgt, aber seinen phantastischen Gestalten, mit der ihm inwohnenden Schöpfungskraft, die Bewegung, Wärme und Frischheit des Lebens einhaucht. Die Anordnung des Ganzen verräth schon die Meisterhand, und beweiset, von welchem Nutzen die genauere Bekanntschaft mit einem wohlbestellten Theater für den Dichter war. Der Fortschritt, welchen der Verfasser der Räuber in der dramatischen Komposition machte, ist auffallend; man glaubt ihn hier dem Ziele schon

ganz nahe zu sehen, von dem er sich später wieder entfernte. Auch Kabale und Liebe, Schiller's nächstes Werk, zeigt den Einfluß, welchen damals die Bühne, in guter wie in schlimmer Beziehung, auf den Dichter ausübte. Dieses bürgerliche Trauerspiel, voll Unnatur und Uebertreibung in den Charakteren, und sehr schwach in der Motivirung der Handlung, ist gleichwol von großer theatralischer Wirksamkeit; und es ist kaum zu zweifeln, daß Schiller's dramatisches Genie sich weit schneller, fruchtbarer und folgenreicher für die deutsche Schaubühne entwickelt haben würde, wenn seine nähere Verbindung mit dem Theater länger gedauert, und er darin Anlaß gefunden hätte, sein großes Talent für die dramatische Kunst auf dem praktischen Wege ohne Unterbrechung auszubilden.

Aber dieselben Verhältnisse und Umstände, welche in dem zersplitterten Deutschland nie eine wahre National-Bühne, noch einen eigentlichen Mittelpunkt der Literatur werden aufkommen lassen, haben auch Schiller'n, gleich nachdem er seinen Beruf zum ausgezeichneten Schriftsteller dargethan hatte, von einer Laufbahn entfernt, die er in Frankreich oder England nicht mehr

verlassen haben würde. Die deutsche Bühne, wie sie jetzt ist, kann einem Manne von Genie nichts bieten, was ihn an sie zu fesseln vermöchte; weder Unabhängigkeit, noch einen Ruhm, welchen er nicht, nur allzu oft, mit der Mittelmäßigkeit zu theilen hätte. Schiller, wie vor ihm Lessing, machte sehr bald diese leidige Erfahrung. Er ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, sich von dem Theater zu trennen; und von diesem Zeitpunkte an konnte man die dramatische Poesie und die deutsche Bühne für geschieden betrachten, zum großen Nachtheile der einen, wie der andern.

Die dramatische Literatur aller Zeiten und Nationen ging von dem Theater aus, und die Dichter gaben ihren Werken die Form, welche der Grundeinrichtung der Bühnen, die sie vorfanden, angemessen war. In Deutschland bildete sich die dramatische Dichtkunst schon frühe nach fremden Mustern, ganz unabhängig von der Volksbühne, die lange keinen festen Stand zu erringen vermochte. Als unsere schöne Literatur, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, schnell einen mächtigen Aufschwung nahm, folgten die ersten Genies — Klopstock, Gersten-

berg, Göthe — dieser Weise, und dichteten Dramen, ohne alle Rücksicht auf die bestehende Bühne, welche sie kaum kennen zu lernen würdigten. Da nun auch Schiller denselben Weg einschlug, ward es unter den deutschen Schriftstellern von einem gewissen Range zum Ton, bei ihren dramatischen Hervorbringungen das Theater völlig unbeachtet zu lassen. Das Beispiel der Griechen, Shakspeare's und der Spanier galt den Dichtern in jeder Beziehung ungleich mehr, als die Gewohnheiten und Forderungen der Theaterverwaltungen und des Publikums. Weil die Werke des Sophokles und Shakspeare die Schaubühnen überlebt haben, für welche sie gedichtet wurden, hielt man sich für berechtigt, Schauspiele zu schreiben, die gleich anfangs auf keine Bühne passen, und also Anspruch haben, alle gegenwärtigen und künftigen Theater in der Welt zu überleben. Für das Bedürfniß der bestehenden Bühnen zu sorgen, ward den Theaterdichtern vom Handwerk überlassen, auf welche wahre Poeten von jetzt an mit vornehmer Verachtung herabzusehen anfingen. Das war wenigstens nicht die Denkungsart der großen Dichter aller Zeiten und Nationen, welche

Epoche in der dramatischen Kunst gemacht haben. Sie würden das Unternehmen, Schauspiele, nicht für die Darstellung, sondern bloß zum Lesen zu schreiben, für widersinnig und abgeschmackt gehalten haben; dieß überließen sie stümpernden Dilettanten und verunglückten Kunstgenossen, deren schwache Produkte der Aufführung unwerth befunden wurden.

Wohin diese Trennung der dramatischen Literatur und der Schaubühne geführt hat, davon sehen wir die Belege in dem gegenwärtigen Zustande des Theaters sowol, als der dramatischen Poesie in Deutschland. Die Bühne ist im Besitz mittelmäßiger Skribenten, unter welchen man froh seyn muß, Talente wie Kotzebue und Iffland zu erblicken. Dagegen hat sich der dramatischen Literatur eine Formlosigkeit ohne Maß und Gränzen bemächtigt; das Ungeheuerste entsteht, und zugleich das Possierlichste, wobei es ein betrübter Anblick ist, wahre Dichter, wie Tieck und Werner, den Reihen bei dieser poetischen Fastnachtsposse anführen zu sehen. Auf einem Abwege, auf welchem Geister von Göthe's und Schiller's überlegener Urtheilskraft Verirrungen nicht vermeiden konnten, müssen

Köpfe von weniger Geistesstärke und Selbstständigkeit nothwendig in's Ungereimte und Geschmacklose verfallen, bis endlich der große Haufe unfähiger Nachahmer, in seinen eben so geist- als formlosen Produkten, den Gipfel des Unsinns und der Abgeschmacktheit ersteigt.

Von dem Zeitpunkte an, wo eine Kunst sich von ihrer natürlichen Bestimmung entfernt, und die Gegenprobe der praktischen Anwendung entbehrt, muß sie in das Willkührliche und endlich in das ganz Zweckwidrige ausarten. Das größte musikalische Genie, das seine Musik immer nur auf dem Papiere vor sich sieht, ohne sie zu hören, wird am Ende nichts als bizarre, ungenießbare Kompositionen zu Stande bringen. Ein Architekt, und wäre er der talentvollste, der auf den Einfall geriethe, Gebäude aufzuführen, worin Niemand wohnen, und wovon auch sonst kein bestimmter Gebrauch gemacht werden sollte, würde damit aufhören, die allerwildesten und lächerlichsten architektonischen Ungeheuer hervorzubringen, auf welche jemals die Kindereinfalt oder die Barbarei roher Völker verfiel. Dasselbe muß dem Dichter begegnen, der Dramen schreibt, welche nie und nirgends aufgeführt werden sol-

len, und bei deren Verfertigung er nicht die Erfahrung — d. h. die Wirkung auf die Zuschauer — sondern bloß seine Einfälle, und bald diese bald jene Kunsttheorie zu Rathe zieht, welche vielleicht auch nur auf Einfällen beruht.

Der gesunde Verstand, der mit dem wahren Genie nothwendig verbunden ist, bewahrte Schiller'n vor so ganz gehalt- und zwecklosen Kunstschwärmereien; aber den Nachtheil, welchen Grübelei und Verachtung der Erfahrung einem so vortrefflichen Kopfe zufügen können, haben sie ihm wirklich zugefügt. Davon enthält die Folge seiner dramatischen Werke, mit allen ihren Mängeln und Vorzügen, den augenscheinlichsten Beweis. — Weniger begünstigt von der Erziehung und dem Glücke, als Göthe, dessen geistige Ausbildung mit der Entwicklung seines Genies von Kindheit auf gleichen Schritt hielt, empfand Schiller, gleich nach der ersten Befriedigung der Autor-Eitelkeit, wie viel noch an seiner Bildung mangelte, um sich selbst und den Besten genug zu thun. Zweifelhaft über seinen Lebensplan und von den entgegengesetztesten Studien angezogen, schwankte er mehrere Jahre hindurch zwischen verschiedenen Berufswissenschaften und der

dramatischen Dichtkunst, mit welcher ihn sein schnell aufgeblühter Ruhm, und die fortgesetzte Herausgabe der Thalia in vielfältige Berührung brachten. In dieser Zeit wurde Don Carlos entworfen und, nach mehrmaligen Unterbrechungen, geendigt. Wenn in der Grund-Idee, den Charakteren, den Gesinnungen und der Sprache dieses merkwürdigen Trauerspieles die mächtigen Fortschritte sichtbar sind, welche der Dichter in seiner eigenen Ausbildung machte: so ist dagegen in dem schwankenden Gange der Handlung, in dem getheilten Interesse, in dem Uebergewicht der Reflexion, in der undramatischen Breite des Ganzen, auch der nachtheilige Einfluß nicht zu verkennen, welchen die zweifelhafte Stellung des Verfassers zwischen Theorie und Praxis, und ein gewisser Hang zu spekulativen Ideen auf sein produktives Dichtungsvermögen ausübten.

Dieser Einfluß schien noch bedenklicher zu werden, als Schiller durch mehrere Jahre sich fast ausschließend mit der Geschichte beschäftigt, und die Kantische Philosophie, nicht eben aus der lautersten Quelle, kennen gelernt hatte. Die Horen erschienen und darin Bruchstücke eines ästhetischen Systems, das die Kunst des Genies

in ein Spiel mit abstrakten Begriffen zu verwandeln drohte. Bei ganz idealistischen Ansichten und der höchsten Kultur des rednerischen Vortrages, bemerkte man doch in der Kunstphilosophie des Verfassers weder einen großen Ideen-Reichthum, noch die Klarheit und logische Kraft der Gedanken, welche man von einem genialen Künstler, in der Entwicklung seiner eigenen Kunstprinzipien, erwartet. Man war begierig, zu erfahren, ob die künftigen Werke des Dichters der etwas abstrusen Theorie entsprechen würden, die er ihnen vorausschickte. Einige kleinere Gedichte in der lyrischen und elegischen Gattung, welche die Horen enthielten, zeigten indessen eine klassische Gediegenheit der Form, bei großer Einfachheit der Gedanken und Empfindungen; — der Dichter hatte seine Persönlichkeit bis zum Ideale ausgebildet, und sein Geist stand offenbar auf dem Höhepunkt der Reife.

Inzwischen vergingen einige Jahre, bevor ein größeres Werk die Ungeduld des Publikums befriedigte. Manche fingen an zu besorgen, die Spekulation und die Strenge seiner eigenen Kritik möchten der Fruchtbarkeit des Dichters Eintrag gethan haben. Aber schon die beiden

Musenalmanache, welche neben den Horen erschienen, bewiesen in höchstem Grade die ungeschwächte Produktionskraft des außerordentlichen Mannes. Endlich traten die drei Theile des Wallenstein an's Licht, und ganz Deutschland wiederhallte von dem Rufe des Enthusiasmus, mit welchem dieses Meisterwerk auf und außer der Bühne empfangen wurde. Schon im nächsten Jahre erschien Maria Stuart, nebst der Bearbeitung des Macbeth, hierauf, in einem gleichen Zwischenraume, die Jungfrau von Orleans und Turandot, dann die Braut von Messina, zuletzt Wilhelm Tell und Racine's Phädra. — Diese Fruchtbarkeit an lebensfrischen Geisteskindern gab sich in einem Zeitraume kund, während dessen der Dichter mit einer zerstörten Gesundheit kämpfte. Sie schien nur den Anfang einer langen Reihe von Meisterstücken zu bezeichnen, wovon er die Entwürfe in seinem Kopfe trug, und über deren Ausführung ihn ein unzeitiger, nie genug zu betrauernder, Tod überraschte. Was würde er geleistet haben, wenn er nur noch zehn Jahre gelebt hätte! Die deutsche Schaubühne, mit welcher der Dichter, durch Göthe's Vermitt-

lung, nun wieder in lebhafter Wechselwirkung stand, würde endlich doch durch ihn ihre wahre Gestalt und, für die ganze Folgezeit, eine bestimmte Richtung erhalten haben.

Denn, was bei Schiller's neu erwachter Thätigkeit für die dramatische Kunst das Erfreulichste ist, jeder Schritt, welchen er auf dem praktischen Wege that, befreite seinen Geist von einer der Fesseln, die eine allzu lange Ruhe und der darin genährte Hang zum Theoretisiren demselben angelegt hatten. Die Einwirkung der, zum Theile seltsamen, theoretischen Kunstansichten Schiller's auf einige Werke aus seiner letzten Periode, ist zwar unverkennbar; aber man sieht, daß der kräftige Geist des Dichters die Hemmketten, womit ihn seine eigene Laune behing, mehr spielend zur Schau trägt, als darunter gebeugt einher geht. In den letzten Jahren seines Lebens warf er sie, als unnütz und lästig, ganz weg. Seinem Genius und der Erfahrung allein vertrauend, verließ er für immer den unfruchtbaren Boden der Spekulation, und bereitete sich vor, durch eigene Schöpfungen, und durch die Aneignung fremder Meisterwerke, den Deutschen ein Theater zu geben, wie es ihrem

Volkscharakter und ihrem jetzigen Kulturzustande angemessen ist.

Die Werke, über deren Vollendung Schiller starb, und diejenigen, mit deren Uebertragung in's Deutsche er sich in der letzten Zeit beschäftigte, deuten an, welche Gestalt und Ausdehnung dieses Theater ungefähr erhalten haben würde. Briefliche und mündliche Aeußerungen des Dichters gegen seine Freunde, erklären seine Meinung und sein Vorhaben in dieser Hinsicht noch deutlicher. Wenn diejenigen, welche sich berufen glauben, die, durch Schiller's Tod zurückgelassene, Erbschaft der deutschen Dramatik anzutreten, den Ansichten des verehrten Mannes entsprechen wollen: so werden sie besser thun, hierbei seiner letzten, reiflich erwogenen, Willenserklärung zu folgen, als einigen, früher von ihm gegebenen, Beispielen oder den Anweisungen einer unzusammenhängenden Theorie, von welcher sich ihr Urheber später selbst feierlich lossagte.

Ich werde Gelegenheit haben, auf diese Theorie, so wie auf Schiller'n und dessen Werke überhaupt zurückzukommen, da Sie verlangen, daß ich meine Briefe über dramaturgische Gegen-

stände auch nach Ihrer Zurückkunft fortsetze. Für heute erlauben Sie mir nur, Ihnen noch meine Theilnahme an der freudigen Ungeduld zu bezeigen, mit welcher Sie in dem Kreise Ihrer hiesigen Freunde erwartet werden. Ich bin u. s. w.

Th. W.

Die Gräfin Orsina.

Ich war neulich etwas zu früh in das Deklamatorium der Madame Bürger gekommen, und hatte mich in eine der vorderen Reihen gesetzt, um den Anfang zu erwarten. Als ich mich nach einer Weile gegen die andere Seite kehrte, fand ich, daß ein bejahrter Mann neben mir saß, in welchem ich den Freund der Minna von Barnhelm wieder erkannte. Ich grüßte den alten Herrn, und indem ich ihm näher rückte, fragte ich, ob er Mad. Bürger schon im Schauspiele gesehen habe?

Er. Als Gräfin Orsina; dem gräulichen Marinelli zum Trotz. — Ich bin ein erklärter Freund dieser Rolle, obschon ich nicht sagen

kann, daß sie mir öfter als ein paar Mal zu Dank gespielt worden wäre.

Ich. Sie haben unstreitig das Beste gesehen, was uns Mad. Bürger gab.

Er. Das ist möglich: aber ich glaube nicht, daß es das einzige Gute ist, was sie uns geben könnte. Wer eine Rolle, und eine Rolle von solchem Gewichte, fast durchaus vortrefflich spricht, und größtentheils glücklich darstellt, muß fähig seyn, in mehreren Rollen zu gefallen. Ich erinnere mich keiner Schauspielerin, die so viel Empfindung in der Rolle der Orsina gezeigt hätte, ohne doch den Geist zu verlieren, der das Charakteristische derselben ausmacht. Es ist ein Herz in dieser Gräfin Orsina. Die meisten Aktricen lassen uns in ihr nur die beleidigte Courtisanne sehen. Mit allem Respekt für abgedankte Sultaninnen gesprochen, scheint mir das aber doch ein ekler Anblick; und wenn die spitzfindige Wuth der Gräfin nicht lächerlich und verächtlich zugleich seyn soll, so muß sie eine tiefe, von betrogener Liebe, Stolz und Wehmuth zerrissene Seele verrathen.

Ich. Sehr wahr. Haben Sie Madame Unzelmann als Orsina gesehen?

Er. Ja. Eine allerliebste, kleine Dame, diese Mad. Unzelmann!

Ich. Sie gefiel in dieser Rolle, und ich denke, mit Recht.

Er. O! eine Frau wie sie, gefällt immer; sollte es auch nicht immer die Richtigkeit des Spieles seyn, was an ihr gefällt. Eine so angenehme Person, eine so geschmackvolle Künstlerin, kann durch keine Fehler anstößig werden, wie sich Mad. Bürger einige zu Schulden kommen ließ. Mad. Unzelmann ist höchstens zu zierlich für ihre Situation, aber sie übertreibt die theatralischen Zierlichkeiten nicht. Wenn sie Manieren hat, so sind es doch nur solche, die man artigen Frauen im Umgange überall gelten läßt, und die sogar zu den Liebenswürdigkeiten ihres Geschlechtes gehören.

Ich. Verstehe ich Sie anders recht, so hat das Publikum geurtheilt, wie Sie. Man hat an Mad. Unzelmann einige Minauderien, an Mad. Bürger überhaupt die Affektation ihres Spieles getadelt. Die ersteren werden leicht, die andere wird sehr schwer verziehen.

Er. In der That, Mad. Bürger läßt den Tanzmeister hin und wieder zu sehr durchblicken;

Mad. Unzelmann dagegen macht uns die Schulen und die Meister vergessen, und wir haben nicht Zeit, an sonst etwas, als an sie selbst zu denken. Aber dafür ist sie Schauspielerinn, Mad. Bürger nur — Dilettante. — Bei alle dem hat mich diese mehr gerührt, als jene; und, sey es Natur, Takt, oder Zufall, in der Rolle der Orsina stellte die Anfängerin, nach meinem Gefühle, eine mehr tragische Person dar, als die geübte Aktrice.

Ich. Sie könnten Recht haben. Schade, daß Sie nicht in dem Falle waren, eine ähnliche Vergleichung der Mad. Bürger mit Mad. Roose, in der Rolle der Oktavia, anzustellen.

Er. Ich habe die Oktavia des Herrn von Kotzebue, oder vielmehr der Mad. Roose, zwei Mal gesehen. Wenn ich sie noch ein Mal sehen sollte, so müßte es doch nur der Mad. Roose wegen seyn. Die Oktavia ist kein Stück, nicht einmal ein Charakter; sie ist eine Rolle, und mehr das Werk der Schauspielerin, als des Dichters. Man kann mit Verstand und Empfindung, ohne alles Kunsttalent, den ausgeführten Charakter eines Meisterstückes glücklich darstellen: aber die unbestimmte, auf bloßen

Effekt berechnete Anlage eines Charakters, wird nur das wahre mimische Talent bedeutend und interessant machen, und gleichsam erst vollenden können. Mad. Bürger ist zu schwach für diese Rolle; oder, wenn Sie lieber wollen, die Rolle ist zu schwach für sie.

Ich. Ihre Bemerkung däucht mir treffend; sie erklärt zum Theil eine Erfahrung, die sehr allgemein ist. Die größten Schauspieler gefallen sich vorzüglich in Rollen, die beinahe nur skizzirt sind, und zu denen der Dichter, außer einigen glücklichen Situationen, bloß die grellen Umrisse gab. Die Darstellung eines Charakters, den der Autor dem Schauspieler Zug für Zug vorgezeichnet hat, die Deklamation eines Dialogs, in dem kaum ein Wort verrückt werden kann, ohne daß eine Schönheit dadurch verloren geht, — kurz, eine Rolle, die sich nicht ein wenig freier behandeln läßt, und wobei der Empfindungskraft des darstellenden Künstlers nichts zu thun übrig bleibt, scheint für einen geübten und talentvollen Schauspieler etwas Beschränkendes und Peinliches zu haben.

Er. So ist es. Durch vortreffliche Stücke wird man ein Schauspieler; in mittelmäßigen,

wenn sie mit Theaterkenntniß geschrieben sind, kann man zeigen, wie sehr man es schon i s t. Die Lessinge, Engel, Göthe, sind keine Schriftsteller für unsere großen Akteurs und Aktricen; Schröder, Iffland, Kotzebue, Babo sind es ungleich mehr. Die letzteren haben größtentheils nur R o l l e n geschrieben; denn sie schrieben bloß für das Theater, und um darauf zu wirken. Die Kunst der Schauspieler erst macht ihr Werk zu etwas Ganzem und Lebendigen. Marinelli, die Orsina, brauchen beinahe nur gesprochen zu werden, und alle Kunst der Herren Brockmann und Koch, der Mad. Roose und Unzelmann reicht nicht zu, mehr aus einem Charakter von Lessing, Göthe oder Schiller h e r a u s z u s p i e l e n, als der Dichter hinein gelegt hat. Betrachten wir dagegen die Oktavia, die Bianka und zwanzig ähnliche Rollen. Sie lassen uns kalt und zweifelhaft über das, was sie vorstellen sollen, ehe wir sehen, was eine Künstlerin, wie Mad. Roose, daraus zu machen im Stande ist. Diese Rollen sind nichts, wenn sie nur gesagt, oder gelesen werden; und das mimische Talent spielt nicht sowol den Dichter, als sich s e l b s t, a u s d e r R o l l e h e r a u s.

Ich. Sie erinnern mich an mehrere Stücke, die beinahe ganz unter der Kritik sind, und doch durch eine Rolle, die zufällig in die Hand eines Meisters fiel, Glück gemacht und sich erhalten haben. Ich nenne nur ein Paar der auffallendsten: die seltsame Audienz, und das neue ländliche Gemälde des Hrn. v. Holbein.

Er. Haben Sie Mad. Roose in diesem kleinen Stücke gesehen? — Welch eine Schauspielerin! Wer, der sie in dieser Rolle, oder als Margarethe, in den Hagestolzen, sah, sollte glauben, daß sie ein Fach haben könne, in dem sie noch bewundernswürdiger ist? — Johanna, Ophelia, Nina! Jede dieser Rollen wäre allein hinlänglich, den Ruhm einer Aktrice zu gründen. Und Oktavia! — Wie kann man es wagen, der Mad. Roose die Rolle der Oktavia nachzuspielen? —

Ich. Man beobachtet uns; und das Deklamatorium nimmt seinen Anfang. — Was erwarten Sie davon?

Er. Nichts, als die Entscheidung der Frage: ob die Natur, die Kunst oder eine zufällige Kenntniß der Situation, der Mad. Bürger die Rolle der Orsina einstudieren half.

Ich. Ihre Vermuthung über diesen Punkt?

Er. Nach einer halben Stunde will ich Ihnen mein Urtheil sagen, wenn Sie noch geneigt sind, es zu hören.

Die Ouvertüre hatte indeß angefangen. Einige Damen näherten sich meinem Sitze; ich stand auf, ihnen Platz zu machen, und zog mich unter die Menge zurück. Das Deklamatorium ging vorüber, ohne daß ich meinen alten Gesellschafter wieder ansichtig wurde.

22.

Viel Lärm um Nichts.

Vorigen Freitag kam Herr Morfeld, gerüstet und eilfertig, als ob er, seines Podagra's vergessend, einen Spaziergang nach dem Vorgebirge Trafalgar anzutreten gedächte, auf mein Zimmer, mir einen guten Morgen zu sagen.

Nachdem er einige Male in der Stube auf und ab gegangen war, fragte er: ob ich wisse, was es Neues gebe?

»Nichts Besonderes,« antwortete ich; »denn daß der Kapudan Pascha mit seiner Flotte ausgelaufen seyn soll —«

»Es ist weder von dem Kapudan Pascha, noch von dem Kapidschi Pascha die Rede,« fiel Morfeld ein, »sondern von unserm Kollegen, Herrn Samuel Brink.«

»Bewahre! Was ist unserm Freunde begegnet?« fragte ich besorgt.

»Noch so eigentlich Nichts,« erwiederte Morfeld; »aber zwischen heute und morgen kann ihm etwas sehr Menschliches begegnen, sein letztes Ende nämlich.«

»Um's Himmels willen!« rief ich aus. »Welche plötzliche Krankheit! Reden Sie deutlicher, liebster Morfeld.«

»Keine Krankheit; Herr Brink befindet sich vollkommen wohl. Es ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Duell.«

»Pah!« sagte ich lachend, »Sie scherzen, Hr. Morfeld. — Ein Duell! Brink und ein Duell!«

»Ich scherze nicht, Herr West. Und in der ganzen Sache gibt es keinen Scherz, wenn nicht etwa der Doktor einen daraus macht; — denn die Waffen sind noch nicht gewählt.«

»Was für ein Doktor denn? Kann ich den Hergang nicht im Zusammenhange erfahren?

»Wer sonst, als Ihr Doktor E.?« antwortete Morfeld. »Der kaustische kleine Mann ist wieder in Wien, und scheint dießmal seinen Eintritt durch ein Epigramm mit der Degenspitze bezeichnen zu wollen. Brink und er geriethen im Theater an der Wien an einander; der Zischer und der Klatscher waren mit dabei im Spiel. Um den weiteren Zusammenhang bekümmerte ich mich nicht. — Genug, die Sache hat ihre Richtigkeit.«

»Possen!« sagte ich. »Der Doktor und seine Epigramme sind gut genug für die Pritsche des Harlekins, aber nicht für den Degen eines Mannes, wie Samuel Brink.«

»Darin irren Sie, Freund,« erwiederte Morfeld. »Es kommt hierbei nicht auf den Gegner und die Wichtigkeit der Ursachen an. Die Araber schlagen sich der geringsten Kleinigkeiten wegen. Und kein Mensch versteht sich besser auf den Punkt, als ein echter Araber von altem Stamm. Ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich zutrug, als ich in Jemen war

Ein junger Emir, den ich in Beit-el-Fakih kennen lernte —«

In diesem Augenblicke hörten wir Brink's Stimme auf der Treppe. Gleich darauf trat er, mit dem Kapitän v. Solms, selbst herein.

Brink sah ungemein heiter aus, und grüßte uns freundlich. So ist der Schalk immer, wenn er etwas im Schilde führt. Er fragte nach meinem Befinden, und nach dem unserer Freundinnen v. Norberg und Sorben, die er seit einer Ewigkeit nicht gesehen habe. —

»Höre, Samuel!« unterbrach ich ihn, »es gehen wunderliche Geschichten von Dir herum; und Du siehst ziemlich darnach aus, als ob etwas Wahres daran wäre.«

Brink. Geschichten? Wohl möglich. Das müssen sich publike Personen, wie ich und Du sind, gefallen lassen. Aber was für Geschichten wären es denn?

Ich. Nicht eben die klügsten. Ist es wahr, Brink, was mir Herr Morfeld von Deinem Handel mit dem Doktor E. erzählt?

Brink. Meinst Du das? — Eine Kleinigkeit! Es wird gleich abgethan seyn. Du kannst

mittlerweile die Leichenrede des Doktors machen, Thomas.

Morfeld. Nun, Herr West? — (Mit einer Verbeugung.) Und ich bin so frei, lieber Brink, Ihnen meinen Arm als Sekundant anzubieten, wenn anders der Herr Kapitän nichts dagegen einzuwenden hat.

v. Solms. Ganz und gar nichts. Ich schlage mich nur an der Spitze von 200,000 Mann.

Ich. Aber seyd Ihr denn wirklich toll? Was für eine Ehrensache kann man mit einem Fanfarone, wie der Doktor ist, abzuthun haben?

Brink. Ein Defi, sonst nichts. Ich bin herausgefordert, Freund West! Du erinnerst Dich, hoffe ich, daß ich zum diplomatischen Corps gehört habe.

Ich (ärgerlich). Darf man nicht wenigstens wissen, was zu diesem wichtigen Handel Anlaß gab? Ich war mir nicht vermuthend, Herrn Samuel Brink den Don Quixotte des Wiener Geschmackes gegen einen kritischen Klopffechter aus Jena machen zu sehen.

Brink. Verwünscht, Thomas! Da hsta

Du einen Einfall, gerade wie der Doktor einen hatte. Er meinte, die Ritter und Knappen des Sonntagsblattes machten die Don Quixotte's des leidigen Menschenverstandes, der in dem Lande der Fajaken für Philosophie gälte. Nach seiner Behauptung besitzt Wien nur einen erleuchteten Kopf, und das ist der Zischer, von dem er hofft, er werde die stille Gesellschaft und ihre nüchterne Kritik aus dem Theater und der Journalistik hinauspochen.

Morfeld. Ist der Kerl rasend?

Ich. Laßt es ihn versuchen! Was nicht stehen kann, mag fallen. Nur geistige Waffen sollen meine Kritik und das Sonntagsblatt vertheidigen. Die Muse, der ich diene, will kein blutiges Opfer haben.

Brink. Damit ist es nicht gethan, Thomas, und wenn Du dem Unholde Deine Muse selbst auslieferteſt, obwol das eben nicht der schönste Zug in dem Charakter eines tapferen Mannes wäre. Wenn ich auch Dich, das Sonntagsblatt und alle Schriftsteller Wiens im Stiche lasse, so muß ich mich dennoch schlagen, und das um keiner geringeren Ursache willen, als um

die Ehre des deutschen Südens gegen die Insulten eines Norddeutschen zu retten.

v. Solms. Hat der Doktor die deutschen Südländer auf der ganzen Linie angegriffen?

Brink. Herr E. verachtet Alles, was südlich unter der Breite von Jena liegt, welches er als den eigentlichen Wendepunkt des deutschen Genies und Verstandes betrachtet. Er nimmt für bekannt an, daß der Kopf, oder eigentlich das große Gehirn und das Herz Deutschlands im Norden seyen; das kleine Gehirn, dessen Funktion durch Gall näher bestimmt ist, das Gebiß und den vierfachen Magen aber sucht er im Süden. Denn nach des Doktors Vorstellung ist Deutschland ein wiederkäuendes Thier von gar seltsamer Art und Gestaltung; er scheint es zu dem Geschlechte der Krabben zu rechnen.

Morfeld. Der Mensch weiß nicht, was er redet. Im ganzen Orient ist über dem 42sten Grade der Breite keine Kultur zu finden. Die größten Talente, wie die herrlichste Natur, sind zu allen Zeiten der Antheil und der Stolz südlicher Länder gewesen. Eine kleine hübsche Bäuerin in der Provence oder in Valencia hat mehr Witz, als nöthig ist, dem gelehrtesten deut-

schen Professor und allen Studenten zu Halle und Jena die Köpfe zu verrücken.

Brink. Ich war so frei, die Einfälle des Doktors mit einigen Sarkasmen zu beantworten, die das Lachen der Umstehenden erweckten, während zugleich unser Freund, der Klatscher, einen vollkommenen Sieg über das giftige Gezische seines Nebenbuhlers davontrug. Eine ältliche Dame, mit viel Feuer in Augen und Geberden, welche anfangs die Partei des Doktors zu nehmen schien, schlug sich nun unvermuthet auf meine Seite, und lachte herzlich über meine Scherze. Da wurde der Mann grimmig, und verließ das Haus mit drohenden Blicken, wovon ich heute die Auslegung in einem Billette erhielt.

Morfeld. Sie haben Recht, Herr Brink. Der ganze deutsche Süden ist durch das Betragen des Doktors herausgefordert. Die Algonkins sind von den Irokesen einer geringeren Beschimpfung wegen ausgerottet worden.

v. Solms (in Gedanken). Der Süden gegen den Norden! Das ist eine Kombination, aus der sich etwas machen läßt. Ich habe immer gedacht, daß die Parallelkreise des Aequa-

tors die vollkommenste Linie für den Krieg im Großen gåben.

Brink. Die Parallelkreise? Was Du sagst! Und sind sie zur Vertheidigung eben so tauglich, als zum Angriffe?

v. Solms. Zu einem so gut, als zum andern. In der neuen Strategie ist das eine ausgemachte Sache.

Brink. Das will ich mir merken, Solms.

Ich. Die satyrischen Ausfälle des Doktors sind nichts Neues. Wenn Ihr Euch deßhalb schlagen wollt, so müßt Ihr gegen alle Journalisten Norddeutschlands in die Schranken treten, von Nikolai's Schatten angefangen, bis auf Falk und Merkel.

v. Solms. Das schadet nichts. Die norddeutsche Coalition hat die Basis gegen sich *). Wenn wir auf dem kürzesten Schenkel des Dreieckes vordringen, so müssen die Journalisten ihre Position verlassen, oder kein Mann entkommt, falls sie eine Schlacht wagen. Auf je-

*) Man vergleiche die strategischen Schriften des Hrn. v. Bülow.

den Fall haben sie ihre ganze Operationslinie verloren.

Brink. Sie warten nicht, bis Du vordringst. Die Herren sind auf den Angriffskrieg gestellt. Ist uns der Doktor nicht schon in's Land gefallen? Das ist ein Riß in Deinen Operationsplan, Solms. Nimm Dich in Acht!

v. Solms. Das sind bloße Streifpartheien, Brink, aus denen sich kein Feldherr etwas macht. Mit dem Haupt-Corps und dem Train können die Journalisten nicht vorwärts gehen. Sie haben zu viele Blößen in ihrem Rücken und ihre Flanken zu vertheidigen.

Morfeld. Gut bemerkt! Von Kriegssachen weiß der Kapitän zu reden, daß es eine Freude ist.

v. Solms. Topp, Samuel! Wenn Du mit den norddeutschen Journalisten anbinden willst, so bin ich dabei. Nicht als Anführer; dazu tauge ich nicht, wie Du weißt, aber im Generalstabe kann ich Dienste thun. Ich habe lange einen Zahn auf die Herren gehabt. Sie geberden sich auf dem Tummelplatze der Literaturbriefe, wie siebzehnjährige Gens d'Armes in den Rüstkammern des alten Friedrich. Wir ha-

ben zu lange still gesessen; daran liegt es. Sie sollen die Süddeutschen und meine Taktik kennen lernen. Der ganze Heerhaufen: die Journalisten von Berlin, Leipzig und Weimar, sollen es mit uns aufzunehmen haben; — einen einzelnen Traineur, wie der Doktor ist, wollen wir laufen lassen.

Brink. Wenn er selbst läuft, will ich ihn nicht aufhalten; das ist Alles, was ich Dir versprechen kann. Aber wegen der Journalisten nehme ich Dich bei'm Wort; und da wir eine so gute Basis haben —

v. Solms. Die beste Basis von der Welt!

Brink. So hoffe ich, wird auch West sich dazu verstehen, seiner langweiligen Friedfertigkeit ein Ende zu machen.

Ich. Wer den Frieden will, bereitet Krieg. Ihr sollt mich auf alle Fälle gefaßt finden.

Morfeld. Gut; so wären wir einig. Aber was soll denn mit der Herausforderung des Doktors geschehen, die so förmlich gemacht und angenommen wurde? — Ich muß Euch sagen, daß ich mein verwünschtes Bein nicht umsonst in den Stiefel gezwängt haben will. Sehen Sie, Herr Brink, daß wir zur Sache kommen.

Ehe ein Europäer nur weiß, ob er sich schlagen soll, hätte ich mir mit einem Mauren oder Neuseeländer schon zehn Mal den Hals gebrochen.

Während wir redeten, war Herr Gregorius Palmer fast unbemerkt hereingetreten, und hatte sich, da er uns im eifrigen Gespräche fand, ganz stille niedergesetzt. Er winkte nun Herrn Brink zu seinem Stuhle, und fragte: ob er die Herausforderung bei sich habe?

»Ich glaube, ja!« antwortete Brink; und nachdem er alle seine Taschen durchsucht hatte, brachte er ein ziemlich unansehnliches Papier zum Vorschein, das er dem Herrn Palmer hinreichte.

»Der Herausforderer hat eine Hand, wie eine alte Köchin,« sagte Palmer, indem er das Blatt nach allen Seiten kehrte, um den Anfang zu finden. »Ich verstehe mich ein wenig auf die Physiognomie der Handschriften. Diese hier weissagt Ihnen nichts Gutes, Freund Brink. Ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts hat schon bemerkt, daß eine solche Hand einen blutdürstigen Charakter verrathe; und Gall's System bestätigt diese Beobachtung, wie Sie wissen. Er hat das Organ der Mordlust an

einigen Küchen-Tyranninnen sehr ausgebildet gefunden, die sich, wie Marat, durch eine ähnliche Alte-Weiber-Physiognomie ihrer Gesichts- und Schriftzüge auszeichneten. — Doch lassen Sie uns sehen, wie diese jungfräuliche Hand sich ausdrückt. (Er liest.) »Mein Herr! Sie kennen mich, wenn ich mich auch nicht nenne. Nach Ihrem Aussehen und Ihrer Sprache zu urtheilen, sind Sie ein Mann von Herz. Ich war daher erstaunt, Sie mir nicht schon gestern folgen zu sehen. Sie sind empfindlich für das, was man in der galanten Welt Ehre nennt, so finden Sie sich, heute oder morgen, nach sechs Uhr Abends an dem Orte ein, den Ihnen der Ueberbringer bezeichnen wird.

E —.«

v. Solms. Für den Doktor klingt die Ausforderung noch ganz manierlich.

Ich. Ist der Name nicht ausgeschrieben?

Palmer. Sehen Sie selbst!

Ich. Das ist des Doktors Hand nicht. Das Rendezvous, zu dem Brink in diesem Billette eingeladen wird, scheint eben auf keinen Todtschlag abgesehen zu seyn.

Morfeld. Auf was denn sonst, wenn ich bitten darf?

Ich. Die Dame mit den Feueraugen, — haben Sie die vergessen, Herr Morfeld? — Ich wůnsche Dir zu Deiner Eroberung Glůck, Samuel!

Brink. Hole der Henker Deine Scharfsicht! Ich glaube beinahe, Du hast Recht.

Palmer. Ei, ei, Herr Brink! Ich war darauf gefaßt, Ihnen eine Predigt ůber die Sůndlichkeit der Duelle zu halten. Wie ich nun sehe, muß ich Ihnen den Text ůber einen Hang zur Galanterie lesen, die ich Ihnen gar nicht zugetraut håtte.

Brink. Man traut Manchem nicht zu, was man von ihm erfåhrt. Håtte ich doch eben so wenig gedacht, daß unser decente Herr Ernst mir einen solchen Streich spielen kőnnte, als er mit diesem Billette gethan hat.

Morfeld. Wie kommt der alte Classicus in die Geschichte?

Brink. Er saß im Theater ůberaus ruhig und anståndig neben der bewußten Dame, und hőrte dem ganzen Auftritte zu, ohne ein Wort darein zu reden. Wie er mir vor einer halben

Stunde gestand, nahm er sich jedoch gleich vor, sich einen Spaß mit mir zu machen. Heute früh sandte er mir nun durch einen fremden Burschen diesen Fehdebrief, den ich zuerst selbst für eine Ausforderung, dann für die Einladung zu einem Rendezvous hielt, und dem Palmer nicht ohne Grund etwas Jungfräuliches anzumerken glaubte; denn Ernst's alte Haushälterin hat die Hand dazu geliehen.

Morfeld. Der Spaß ist ihm trefflich gelungen; er hat uns alle zu Narren gehabt. Mich ärgert dabei nur, daß ich mich so in den Staat geworfen habe. Es hätte kaum mehr Umstände gebraucht, mich zu meiner Afrikanischen Reise auszurüsten.

Brink. Apropos, Morfeld! Hätten Sie wol Lust, noch einmal nach China zu gehen?

Morfeld. Warum nicht?

Brink. Wenn Sie das thun, so lassen Sie sich doch von dem Kapitän seine Theorie der Parallelkreise zuvor recht deutlich machen. Hat es mit dieser Vertheidigungslinie seine Richtigkeit, so können die Chinesen die große Mauer ganz eingehen lassen; welches eine namhafte

Ersparung für die Finanzen dieses Reiches seyn würde.

Morfeld. Sie haben Recht, Brink! Ich will daran denken, wenn ich meine Freunde, die Mandarinen, wieder sehe.

Palmer. Da sich die Sache so vernünftig aufklärt, könnte man nicht einen Nutzen für das gemeine Wesen daraus ziehen, und den Stoff, mit ein wenig Moral versetzt, zu einem erbaulichen Theaterstück verarbeiten?

Ich. Ein dramatisches Sprichwort wäre allenfalls daraus zu machen. Aber welchen Titel würdet Ihr dem Impromptu geben?

Brink. Die stille Gesellschaft im Harnisch, oder viel Lärm um Nichts.

Der Wald bei Hermannstadt.

Das neue Schauspiel der Frau von Weissenthurn: Der Wald bei Hermannstadt, ist in der vorigen Woche im k. k. Hoftheater drei Mal aufgeführt, und von dem, jedes Mal

zahlreich versammelten, Publikum mit einem Beifall aufgenommen worden, welcher die Frau Verfasserin über die Mißgunst der Kritiker und mancher ihrer Nebenbuhler mit voller Beruhigung hinweg sehen lassen kann. Das theatralische Glück dieses Drama's scheint entschieden gemacht zu seyn; ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich dem Wald bei Hermannstadt auf allen Bühnen Deutschlands eine gleich günstige Aufnahme und eine längere Dauer auf dem deutschen Repertoire verspreche, als dem Machtspruch, und vielleicht selbst der Bianca della Porta. Der Kapitän von Solms und Herr Morfeld sind hierin mit mir völlig Einer Meinung, und unser neuer Alliirte, der Klatscher, war von dem Stücke so sehr entzückt, daß er es für ganz überflüssig hielt, das Signal des kleinen Trommelschlägers abzuwarten, um das Haus von seinen stärksten Beifallsbezeigungen erschallen zu machen. Bei diesen Umständen habe ich als Journalist nichts zu thun, als der Frau Verfasserin zu dem Erfolge ihres Werkes Glück zu wünschen, und allenfalls die einzelnen Urtheile bekannt zu machen, die mir darüber zukommen. Der nachstehende Brief kann

zugleich dazu dienen, die Verfasserin von den wohlwollenden Gesinnungen eines Mannes zu überzeugen, von dessen kritischer Strenge man ihr, ohne hinlänglichen Grund, eine unvortheilhafte Meinung beigebracht zu haben scheint.

Mein Herr!

In dem Schreiben der Madame Weissenthurn findet sich eine Stelle, die mich betrifft. So angenehm und schmeichelhaft es in der Regel ist, von einer Dame bemerkt zu werden, so sehe ich doch mit Bedauern, daß die Verfasserin der Adelheid von Burgau mich für einen strengen Richter hält. Auch nennt sie mich einen grundgelehrten Doktor. Da man nun durch Strenge und Gelehrsamkeit den liebenswürdigen Frauen wol nicht am besten empfohlen ist, so liegt es mir am Herzen, mich von diesen lobenden Vorwürfen frei zu machen, wenn ich nur wüßte, wie ich dieß anstellen soll.

Das beste Mittel wäre vielleicht, wenn ich öffentlich bekannt machte, daß, nach meinen Beobachtungen, der Wald von Hermann-

stadt die Erregung bis auf 40 Grade gebracht habe. Allein ich kann dieses, um der Wahrheit willen, nicht thun. Denn mein gesunder Mann, an welchem ich die Experimente anstelle, befindet sich gegenwärtig auf dem Lande, und nicht in Wien. Man kann ihn überhaupt nicht leicht bewegen, in den heißen Sommertagen das Theater zu besuchen. Nun habe ich zwar bemerkt, daß bei mehreren sehr robusten Naturen das genannte Stück eine auffallend gute Wirkung hervorgebracht hat; allein diese Herren waren nicht meine Patienten, und ich kenne sie zu wenig, um mich auf sie zu verlassen.

Ich bin daher selbst in's Theater gegangen, um für's erste nur an mir einige Beobachtungen anzustellen, und muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir der Wald von Hermannstadt recht wohl gefallen hat. Die Temperatur im Schauspielhause stand sehr hoch, gleichwohl fühlte ich mich durch das Stück in eine behagliche Stimmung gesetzt, und durch mehrere Scenen recht eigentlich erfrischt. Meine Frau hatte mich begleitet, und theilte mit mir das Vergnügen an dieser Vorstellung. Besonders lobte sie den lebhaften romantischen Gang des ersten Aktes, die Cha-

rakteristik der redlichen Waldbewohner, und den sinnreichen Einfall, daß der unerkannten Prinzessin von Bulgarien zur Probe gehuldigt wird. Sie fand die Begebenheiten verständig an einander gereiht, und die Aufmerksamkeit fast durchgängig beschäftigt. Nur im letzten Akte schien es mir, als ob die Erregbarkeit sich, aus Mangel an reizenden Potenzen, zu sehr anhäufte, und den Zuschauer in einen Zustand von direkter Schwäche versetze. Meine Frau, welche viel Takt besitzt, meinte, das Stück würde überhaupt gewinnen, wenn die beiden letzten Akte in einen zusammengezogen würden. »Der bulgarische Gesandte,« sagte sie, »streitet ein wenig zu lange mit dem Herzoge, ob dieser ihn anhören soll oder nicht, die Entwicklung hängt an einem Faden, die Hitze ist groß, und man wünscht das Ende, das so leicht herbei zu führen ist.«

Trotz dem sind wir Beide ganz gesund nach Hause gegangen. Wie viel wir, bei diesem guten Erfolge, der Verfasserin, wie viel wir der vortrefflichen Aktion der Schauspieler zu danken haben, läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen. Gewiß ist es aber, daß unser Brockmann

auch hier sein großes Talent, einen kräftigen, gefühlvollen Naturmenschen mit Wahrheit darzustellen, in vollem Lichte gezeigt hat. Dieser treffliche Künstler könnte kranke Herzen gesund machen, aber er ergreift auch das gesunde Gefühl und rührt es, besonders, wenn er nicht durch Dichter, die sich in langen Predigten gefallen, genöthigt wird, den Lehrton anzunehmen. Wo Leidenschaft, oder wo eine einfach große Gesinnung aus ihm sprechen soll, da ist er selbst der Liebling meines gesunden Mannes.

Meine Frau, die mich bei diesem Briefe überrascht, dringt darauf, ich möchte Sie, bester Herr West, bitten, das heitere Spiel und die angenehme Natur des Herrn Roose recht ausführlich zu loben. Auch wünscht sie, daß der Madame Koberwein ein artiges Kompliment gemacht werde, weil sie an jenem Abende sich besonders Mühe gab, und weil ihre Mühe oft so schön und glücklich gelang. Von Herrn Koberwein schweigt meine Frau; ich weiß aber, daß er ihr sehr wohl gefällt.

Sollten Sie, mein werthester Herr West, sich durch diesen Brief bewegen lassen, meinen und meiner Frau Wunsch zu erfüllen, so werde

ich mich von Neuem gegen Sie verpflichtet erkennen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Dr. Wiederhold.

23.

Die Dunsenstühle.

Sonntag, den 2ten August.

Alle Welt kennt die berühmte Familie der Dunse, aus deren Schooße einige der tiefsinnigsten Kritiker und die allerernsthaftesten Gesichter hervor gegangen, welche die neuere Zeit sah: aber nicht Jedermann weiß, daß ein paar Zweige dieses erlauchten Stammes, ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach Deutschland verpflanzt, und seit geraumer Zeit auch bei uns einheimisch geworden sind. Die Katastrophe, die, nach der Geschichte, das Haus der Dunse um das Jahr 1742 in England erlitt, scheint die Auswanderung mehrerer Abkömmlinge desselben zur Folge gehabt zu haben; denn ich finde in den gelehrten Streitschriften der da-

maligen Zeit verschiedener Dunse erwähnt, die in Deutschland gelebt, und mit dem Herrn Professor Gottsched in sehr vertrauten Verhältnissen gestanden haben müssen. Etwa ein Jahrzehend später machte sich ein Nebenzweig der Familie in Frankreich bekannt, wenn den etwas zweifelhaften Nachrichten des Charles Palissot de Montenoy anders zu trauen ist. Wann die ersten Dunse nach Wien gekommen seyen, bin ich außer Stande zu sagen, doch hat sich vermuthlich schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Magister Nathanael Duns einige Zeit in unserer Stadt aufgehalten, und zwar in Begleitung des berühmten Cavaliere Pococurante, Nobile di Venezia, dessen Sekretär und eigentliches Orakel er gewesen seyn soll; wie ich dieß in meiner Geschichte der deutschen Dunse, die in der nächsten Ostermesse erscheinen wird, ausführlich zu berichten gedenke.

Die größte Merkwürdigkeit, welche mir in der besagten Geschichte auffiel, ist ein Familien-Pakt, den die Dunse, bald nach ihrer Einwanderung in Deutschland, wie es scheint, unter sich geschlossen haben. Ich halte dieses Aktenstück für eine der interessantesten Urkunden der

neueren Zeiten, denn es enthält die unerwartetsten Aufschlüsse über mehrere, außerdem unerklärbare, Erscheinungen der deutschen Kultur- und Gelehrten-Geschichte. Der Verfasser des Familien-Paktes war unstreitig ein sehr scharfsinniger Kopf, und seine Absicht scheint nichts geringeres gewesen zu seyn, als eine Art literarischer Freimaurerei zu stiften, deren oberste Leitung den Abkömmlingen der Dunse, durch diesen Vertrag, auf ewige Zeiten gesichert werden sollte. Vermöge des ersten Artikels leisten die Dunse — ganz gegen ihre ehemalige Gewohnheit — feierlich Verzicht auf die Ehre der Schriftstellerei, und auf allen Antheil an der Verwaltung öffentlicher Aemter und Würden. Dagegen nehmen sie förmlich und für immer Besitz von dem weitläufigen Gebiete der Kritik, und machen es sich zur allgemeinen Pflicht, alles zu ergründen, abzuwägen und haarscharf zu recensiren, was hinfort von Andern gedacht, gethan, gesagt oder geschrieben werden sollte. Die jungen Dunse werden durch das Familiengesetz angewiesen, die höchste Sorgfalt auf die weise Komposition ihrer Gesichtszüge und auf den sparsamen Gebrauch der Worte zu wenden, deren Kraft und Gewicht

durch eine große Anzahl besonderer Regeln genau bestimmt werden. Ein Duns soll nie den Mund öffnen, ohne Etwas zu sagen, das klingt wie ein Orakelspruch. Wenn er über das, was von einer Sache zu denken sei, zweifelhaft ist, so soll er weislich mit dem Kopfe nicken, die rechte Schulter ein wenig sinken lassen, oder den Blick bescheiden zur Erde richten. In Gegenwart von schwachen Brüdern aber, und unter Leuten, von deren Köhler-Glauben er überzeugt ist, soll er decidirt und trocken vor sich hinsehen; mitunter ein Mal hohnlächeln oder die Nase rümpfen und den Fall mit einem kurzen: passe! oder dumm! entscheiden. Die einzige Absicht eines echten Dunses muß seyn, den Kredit und Einfluß seiner Familie, und die Autorität der ernsthaften Gesichter gegen alle Welt zu behaupten und auszubreiten, sich selbst aber allenthalben in das Ansehen eines durchdringenden und überlegenen Geistes zu setzen. Deßhalb wird den jungen Zöglingen eingeschärft, nie auf einer eigenen Meinung zu beharren — als welches oft gefährlich sey — und keinen anderen Grundsätzen, als denen des Familien-Paktes, anzuhängen; vielmehr sich immer klüglich der herr-

schenden Partei anzuschließen, auch mit der Mehrheit der Schriftsteller, besonders der Journalisten, mit den Mäcenaten und anderen markanten Personen im Publikum sich in scheinbar gutem Vernehmen zu erhalten. Schließlich und hauptsächlich sind sämmtliche Mitglieder und Angehörige des Familienvereins gehalten, verpflichtet und an Eides Statt verbunden, für die ehr- und glorwürdige Sache der Dunsenschaft so viele Proselyten, Freunde und Vertheidiger anzuwerben, als irgend thunlich und möglich ist; welches mit anderen Worten heißt: den Schein der Vernunft und Rechtlichkeit, so viel an ihnen liegt, allgemein zu machen, der Entwickelung des eigenen Verstandes und Charakters aber, auf alle nur erdenkliche Weise, entgegen zu arbeiten.

Ohne Zweifel haben es die deutschen Dunse diesen außerordentlichen Vorsichten und der beispiellosen Beharrlichkeit, womit sie auf ihrer Familienregel bestanden, zuzuschreiben, daß sie das Schicksal, welches ihre Vorfahren in England und Frankreich traf, bisher in unserem Vaterlande nicht nur nicht erfahren, sondern sich vielmehr zur Zeit noch überall in gutem Ansehen

und bei ihrem stillen Einflusse erhalten haben. Die Familie hat sich mittlerweile durch Verschwägerungen und Adoptionen ungemein ausgebreitet. Es gibt jetzt kaum eine mittelmäßige Stadt in Deutschland, welche nicht, wenn auch keinen ordentlichen Dunsen-Stuhl, doch wenigstens ein delegirtes Schöppengericht der Dunsenschaft aufzuweisen hätte. In Jena, Tübingen, Berlin, und seit Kurzem auch in Wien, befinden sich dermalen die vier Hauptstühle der Verbrüderung deutscher Nation; und ich weiß, daß seit einigen Jahren davon die Rede ist, in der Nähe der zuerst genannten Stadt noch einen höheren, oder Königsstuhl, für das erst zu erwählende sichtbare Oberhaupt der Dunse, zu errichten. Von den besagten Stühlen und Gerichtshöfen werden nun Tag für Tag alle literarischen Angelegenheiten in höchster Instanz, jedoch in aller Stille abgeurtheilt, die Sentenz, wo es nöthig scheint, an die dienenden Brüder unter den Journalisten zur Kundmachung abgegeben, und — was die Hauptsache ist — durch eine zahllose Menge unsichtbar geleiteter Zöglinge und blinder Anhänger, vermittelst des gesellschaftlichen Umtriebes, zur

wirklichen Exekution gebracht. Ein Buch oder Kunstwerk, das von dem Dunsenstuhle gerichtet ist, wird dadurch, im Umfange seiner Jurisdiktion, gleichsam für vogelfrei (hors de la loi) erklärt. Jedem Mutterkinde und Gelbschnabel, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, ist erlaubt, dasselbe, so viel an ihm liegt, todt zu reden, und die furchtbaren Worte: fade — ennuyant — gemein — geistlos — platt — erbärmlich! — darüber auszusprechen. Gegen die Sentenz des Dunsengerichtes gilt kein Ansehen der Zeit noch der Personen. Man hat, durch seine Aussprüche, Meisterwerke, welche das Vorurtheil von Jahrhunderten für sich haben, an Einem Abende — in der Meinung der Dunse und ihres Anhanges — vernichtet gesehen. Wieland wie Kotzebue, Lessing wie Jünger und Iffland, sind auf solche Weise der Spott unserer kleinen Söhne und Töchterchen geworden. Ich habe bemerkt, daß manches sechzehnjährige Fräulein, welches ihren Katechismus noch nicht recht inne hat, sich heraus nimmt, über den Inhalt und Werth von Schriften, die ihre Fassungskraft offenbar weit übersteigen, ganz kurz und bündig abzuurtheilen; eine Erscheinung, die

mich besorgen läßt, daß die löbliche Anstalt der Dunsengerichte zur Ausbreitung der Nasenweisheit in unseren Landen mehr beitragen möchte, als zum Nutzen und Frommen der Welt geradezu nöthig ist.

Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß die sonderbare Einrichtung der Dunsenstühle ungleich mehr auf die Literatur unseres Vaterlandes gewirkt hat, als die Schriftsteller gewöhnlich glauben. Die zunehmende Petulanz der Jugend, der immer allgemeiner werdende Hang zu losen Machtsprüchen und wegwerfenden Urtheilen über Gelehrsamkeit, Verstand und Regeln, hat, allem Ansehen nach, tiefere und verborgenere Quellen, als diejenigen sind, die man in den öffentlichen Verhandlungen der literarischen Welt erkennet. Es scheint darauf angelegt zu seyn, die alte Konstitution der deutschen Gelehrten-Republik insgeheim gänzlich zu untergraben, die Wissenschaften und die eigentlichen Gelehrten in den Augen des Volkes täglich entbehrlicher zu machen, und so, auf den Ruin aller wahren Talente und Kenntnisse, die lange vorbereitete Usurpation der Dunse zu gründen. Ich bin benachrichtigt, daß die dirigirenden Häupter

und geheimen Emissäre dieser gefährlichen Sekte nie thätiger gewesen sind, als in den letzten acht bis zehn Jahren. Sie haben gewußt, durch Schmeicheleien und Vorspiegelungen von mancherlei Art, einige vorzügliche Köpfe der Nation in ihr Interesse zu ziehen, und solchergestalt die Optimaten und natürlichen Vertreter der Gelehrten-Republik selbst in ihre schlimmsten Feinde zu verkehren. Vornehmlich aber haben sie keine Mühe gespart, um einen der genievollsten (und, gebe Gott! auch der weisesten) Männer unsers Jahrhunderts, zu dem Ihrigen zu machen, indem sie seine Menschlichkeit, durch das hinterlistige Anbieten von Alleinherrschaft und abgöttischer Verehrung zu berücken, und seinen Ehrgeiz, durch die vorgespiegelte Aussicht auf den königlichen Stuhl der Dunse, oder auf einen angeblich für ihn zu errichtenden moralisch-ästhetischen Kaiserthron, zu verführen suchten — wozu er doch weder nach ihrer wahren Absicht bestimmt ist, noch, vermöge seiner Geburt, Abstammung und natürlichen Anlagen, jemals gelangen kann — über welche seltsame, und in vieler Rücksicht merkwürdige, Umstände ich nicht verfehlen werde, der wißbegierigen Welt in mei-

nem großen historischen Werke die weiteren Aufschlüsse mitzutheilen, vorläufig aber nicht für unnütz erachtet habe, durch diese wenigen Winke, den Verständigen einen ersten Anlaß zur Vorsicht und zum Nachdenken zu geben.

Da ich mit einem, für den Kredit und das vermuthliche Stehen oder Fallen der deutschen Dunse, so wichtigen Unternehmen beschäftigt bin, so befremdet es mich in der That, zu hören, daß einige Angehörige und dienende Brüder des hochachtbaren Dunsen-Stuhles in Wien sich, auf eine etwas vorlaute und ungebührliche Art, über mich, meine Freunde, und den Zweck und Ton dieser Blätter, haben vernehmen lassen. Sie stellen sich erstaunt, daß Leute, die von keinem ordentlichen Dunsen-Gerichte dazu autorisirt sind, sich herausnehmen, ihren Verstand zu gebrauchen, und über Sachen des Geschmackes ein eigenes Urtheil zu haben. Noch mehr setzt es sie in Verwunderung, daß die Lesewelt von diesem Urtheile Notiz nimmt und sich hin und wieder darnach zu richten scheint. Nach ihrem Betragen zu schließen, wäre das Sonntagsblatt ein Ding, das nicht ist, und um das sich kein Mensch in der Welt be-

kümmern sollte. Auf das Stillschweigen der angesehensten Dunsen-Stühle und die dummdreisten Angriffe eines fremden Werkeltagsblattes gestützt, glauben die besagten Vettern und Basen leichtes Spiel mit mir und meiner Wochenschrift zu haben. Sie sind daher seit einiger Zeit ungemein neckisch geworden, und haben es offenbar darauf angelegt, das Sonntagsblatt, durch die gemeinen Mittel der Afterrede und des gesellschaftlichen Schnickschnacks, in Verruf und allgemeine Ungunst zu bringen. Ihr hoher Gönner, der Herr Doktor Ezechiel Jonathan Godofred Duns, dermaliger Stammhalter der Familie und Meister des Stuhles von Wien, hat es jedoch bisher noch immer für rathsamer gehalten, wenigstens scheinbar gute Nachbarschaft mit mir und den Meinigen zu pflegen; und wirklich ist nicht abzusehen, welche Eifersucht oder Kollision zwischen der ehrwürdigen Physiognomie des Herrn Dr. Duns und meiner eigenen drolligen Gestalt sollte entstehen können. Ich weiß demnach auch nicht, ob die mehrbelobten Herren und Damen dem Interesse, und selbst dem Willen ihres Patrons und Meisters, durchaus gemäß verfahren, da sie ihn in offen-

baren Unfrieden und Zwiespalt mit Menschen setzen, denen er nicht schaden kann und nicht zu nützen braucht, die mehr dazu aufgelegt sind, sich und Andere zu ergetzen, als eine wichtige Figur in der Welt vorzustellen, und die — was ich sie wohl zu bemerken bitte — vor dem allerernsthaftesten Pagodengesichte nicht mehr Respekt haben, als vor einer gelben Rübe, falls nämlich eben so wenig Gehirn darin ist. In Betrachtung dessen versehe ich mich zu der bekannten Politik und klugen Mäßigung aller echten, der Ueberlegung noch fähigen Dunse, daß sie dem unziemlichen Betragen ihrer jüngern Söhne und Töchter förderſamst Einhalt thun, ja selbst nichts außer Acht lassen werden, um die freundnachbarlichen Verhältnisse herzustellen, welche bis jetzt zwischen der ehrbaren Familie der Dunse und der harmlosen Gesellschaft der Stillen im Lande so glücklich bestanden haben.

Th. W.

Der Kunstrichter und die Recensenten.

(Aus Palmer's Wörterbuche.)

Der vielbedeutende Name eines Kunstrichters soll einen Mann bezeichnen, welcher Macht hat, über Werke der Kunst ein rechtskräftiges Urtheil zu fällen, und dieses Urtheil durch die Bekanntmachung zugleich in Ausführung zu bringen. Hierbei tritt nun der bedenkliche Umstand ein, daß es keine Autorität gibt, welche einen solchen Richter in sein Amt einsetzte, oder ihn vorher einer Prüfung unterzöge, ob er auch der Gesetze hinlänglich kundig sey, und überhaupt die Eigenschaften besitze, die von einem Richter gefordert werden. Vielmehr setzt ein solcher Richter in der Regel sich selbst ein, und handelt aus eigener Machtvollkommenheit, ohne auch nur über die Gesetze, nach denen er verurtheilt und losspricht, genügende Auskunft zu geben. Denn das Schlimmste ist, daß im Gebiete der Kunst die Gesetzgebung selbst voll Zweifel und Unsicherheit, und (nach der Behauptung Vieler) nirgends ein Kodex vorhanden ist, an den ein Richter, der es redlich meint, sich mit vollem

Vertrauen halten könnte. Wer in Sachen des Geschmackes mit Sicherheit urtheilen soll, muß das Gesetz in sich selbst tragen, und indem er sein Gefühl frei walten läßt, der Eingebung des Augenblickes die Deutlichkeit und Haltung eines Grundsatzes zu ertheilen wissen.

Hieraus scheint zu erhellen, daß der Kunstrichter eben so wohl geboren werde müsse, als der Künstler, und daß es eine nicht minder fruchtlose Anmaßung sey, sich ohne innern Beruf zum Beurtheiler von Kunstwerken aufzuwerfen, als, der Natur und den Musen zum Trotz, die göttliche Kunst wie ein niedriges Handwerk zu treiben. Der gemeine Verstand reicht schlechterdings nicht zu, ein Werk des Genies in seiner Fülle und Tiefe zu ermessen; wer nicht wenigstens Sinn für das Höchste in der Kunst hat, bemüht sich umsonst, es zu erkennen und in seinem Wesen zu ergründen. Aber mit diesem ursprünglichen Kunstsinne muß die größte Unbefangenheit des Urtheils, die reinste Wahrheitsliebe, und das tiefste Studium der alten und neuen Meisterwerke verbunden seyn, wenn die Naturanlage sich zu der Reife und Sicherheit des Geschmackes erheben soll, die den wahren Kunstrichter in sei-

nen Entscheidungen allein leiten dürfen. Kunstsinn und vielseitige Ausbildung, ohne Tiefe und Wahrheitsliebe, machen den Kunstsophisten; alle diese Eigenschaften vereinigt, ohne völlige Deutlichkeit der Begriffe und Grundsätze, den Kunstschwärmer. Man kann viel Geschmack und Geist haben, und doch ein schlechter Kunstrichter seyn. Voltaire deräsonirt, wenn er ein Urtheil über Shakspeare oder Calderon fällen will; Herr Schlegel dichtet dem Woldemar und Wilhelm Meister an, was ihm beliebt, um aus dem einen ein unsittliches Buch, aus dem andern ein Wunderwerk des Genies und der planvollsten Absichtlichkeit zu machen; manche unserer neuesten Aesthetiker faseln, wenn sie die Principien ihrer Kritik festsetzen sollen. Der wahre Kunstrichter wird die Strenge seiner Grundsätze zuerst wider sich selbst richten, und das System seiner Kritik nicht eher für begründet halten, als bis er es mit sich selbst und den großen Mustern in Uebereinstimmung gebracht hat. Kunstprincipien, mit denen das Vortrefflichste, was die Kunst geleistet hat, nicht zusammen bestehen kann, sind eben so gewiß falsch, als diejenigen, nach welchen alles, was das

Genie hervorbrachte, für musterhaft gelten muß. Ehrerbietung für die großen Meister ist der Anfang aller Kritik; die Selbstständigkeit des Urtheils, ungeachtet jener Ehrerbietung, kündigt ihre Reife an. — Bei so bewandten Umständen möchte man fast glauben, daß es noch weniger große Kunstrichter als Künstler gebe, und daß selbst von denen, welche in neuerer Zeit unter den Deutschen für Aristarchen der Kunst erklärt wurden, kaum Einer die Eigenschaften in sich vereinige, die den Kunstrichter im eigentlichen Sinne des Wortes ausmachen.

Es gibt jedoch eine zweite, noch immer sehr achtungswerthe Klasse von Beurtheilern, die, mit gewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstet, gar wohl geeignet sind, dem Publikum von den Erscheinungen der Kunst einen verständigen und unparteiischen Bericht zu erstatten. Das Letztere scheint die Bestimmung der, nach der Einrichtung unserer Literatur, nothwendig gewordenen Recensions-Anstalten zu seyn. Das Urtheil eines Recensenten ist die einzelne Stimme eines mehr oder minder sachkundigen Mannes, über ein Werk oder eine Kunstleistung, welche der öffentlichen Beurthei-

lung zugänglich sind, und die daher nöthigen Falls von Jedermann, der sich mit der Sache bekannt machen will, berichtigt werden kann. Eine solche Stimme gilt nicht mehr, und muß nicht mehr gelten wollen, als jedes andere Privaturtheil; weßhalb es schon für unziemlich, und nach Umständen wol auch für lächerlich gehalten wird, wenn ein Kritiker solcher Art seine einzelne Meinung als Aussprüche der Kritik ankündigt und, auf das oft usurpirte Ansehen eines recensirenden Blattes gestützt, ohne hinlängliche Gründe und Beweisstellen über den Werth oder Unwerth eines Kunstproduktes abspricht, dessen Hervorbringung in der Regel doch mehr Verstand und Geist voraussetzt, als nöthig sind, eine ganz lesbare Recension zu machen. Bescheidenheit, die den Schriftstellern und Künstlern so häufig empfohlen wird, scheint daher eine Tugend zu seyn, deren sich zu befleißigen auch ein gewöhnlicher Kunstrichter alle Ursache hat.

Neben diesen, mehr oder minder ehrenwerthen, Meistern und Dienern der Kritik hat man aber auch zu allen Zeiten noch eine Gattung kritischer Freipartisten sich hervorthun sehen, die,

mit oder ohne Talent, das Kunstrichteramt als ein Mittel behandeln, sich eine Art von Ansehen und Wichtigkeit in der Kunstwelt zu verschaffen, und aus Lob und Tadel ein regelmäßiges Gewerbe zu machen. Ein wenig derber Menschenverstand, einige Gewandtheit in der Dialektik, ziemlich viel Skurrilität, vor Allem aber eine nie erröthende Stirn, das sind die Eigenschaften, welche einem solchen Kritiker zu Gebote stehen müssen. Eigentlicher Kunstsinn und gründliche Kenntnisse sind ihm überflüssig, selbst das, was er beurtheilen will, braucht er nicht besonders zu kennen, denn sein Urtheil muß immer schon zum Voraus fertig seyn, und es kommt bei dieser Art von Kritik nicht sowol auf das an, was eine Sache ist, als auf das, was man daraus machen will. Das Gute loben und das Schlechte tadeln, kann Jeder, der das gewöhnliche Maß von Einsichten besitzt: aber eine Stümperei zum Meisterwerke zu stämpeln, und das Werk eines Meisters zur Pfuscherarbeit herabzuziehen, dazu gehört Genie, und das lernt man nicht von Aristoteles, Kant und Lessing. Im schlimmsten Falle findet sich wol auch Jemand, der dem Kritiker seine Kenntnisse oder seinen

Witz um ein Billiges leiht, und die alten Pedanten selbst in die Schule nimmt, wenn sie seinem Patron zu nahe treten sollten.

Bei allen dem ist es nöthig, daß ein solcher Mann einige Vorsichten treffe und sich gewisse Praktiken eigen mache, vermittelst deren man über Alles in der Welt urtheilen und für einen profunden Kenner gelten kann, ohne von der Sache eben mehr zu verstehen als ein Anderer, der seine fünf Sinne beisammen hat. Man muß nämlich im Ganzen nie auf die Sache selbst eingehen, sondern nur einige Einzelnheiten herausheben, diese aber so scharf und grell, daß Jeder, der es nicht besser weiß, sich einbildet, er hätte das auch gedacht; dann muß man vom Einzelnen gleich einen tüchtigen Schluß auf's Ganze machen, und mit den hergebrachten Recensentenformeln recht platt und durchgreifend darüber absprechen. Ist das Urtheil gar zu impertinent, so, daß dem Schwächsten die Nullität des Rechtsspruches einleuchten muß: so sagt man, eine erschöpfende Erörterung des Gegenstandes werde nächstens in einer besonderen Abhandlung folgen. Eine solche Abhandlung (wenn der Recensent zur Probe eine liefern will)

braucht nichts als ein Kommentar über den nützlichen Satz zu seyn: »wie man seicht denken und doch gründlich schreiben könne;« welcher Satz, im Vorbeigehen gesagt, für einen Kritiker dieser Gattung von der größten Wichtigkeit ist, wie wir demnächst, ebenfalls in einer besonderen Abhandlung, ausführlich zeigen werden.

Die Hauptsache ist, daß ein solcher Kritiker sich frühzeitig bei den Leuten, die selbst kein Urtheil haben, in ein gewisses Ansehen setze, und sich den Kunstgenossen als einen Mann zu erkennen gebe, von dem sie, nachdem er bei Laune ist, das Beste oder Schlimmste zu erwarten haben. Man muß bei Zeiten erfahren, daß, wer nicht mit ihm ist, ihn wider sich haben werde; und diese Maxime ist es, worauf eigentlich der Recensent das ganze Gebäude seiner kritischen Furchtbarkeit gründen muß. Zum Anfang wird es jedoch rathsam seyn, daß er sich durch Lobsprüche und Schmeicheleien einige Freunde unter den Schriftstellern erwerbe, und durch die bescheidene Anerkennung dieses oder jenes beliebten Autors, oder durch einen beherzten Angriff auf einen vorlauten Stümper sich die unparteiische

Lesewelt geneigt mache; dann wagt er es ein Mal, einen Autor oder Künstler von Talent, aber noch nicht entschiedenem Rufe, mit vornehmer Miene in die Schule zu führen; von einem Anderen gibt er zu verstehen, daß er wol Vieles an ihm zu tadeln wüßte, wenn es der Mühe werth wäre, u. dergl. Ueberhaupt ist es dem Recensenten sehr zu empfehlen, im Loben und Tadeln neben dem direkten, auch den indirekten Weg einzuschlagen, seine schärfsten Pfeile aus dem Hinterhalte abzuschießen, und die gröbsten Schläge dann auszutheilen, wenn der, den sie treffen sollen, gar nicht weiß, wie er dazu kommt.. Dieß muß so oft, und an so vielen Orten als möglich, geschehen, bis selbst der behutsame Leser zweifelhaft wird, ob die Sache nicht doch einen guten Grund habe.

Ist der Kritiker erst so weit, so darf er schon etwas mehr versuchen. Er spricht nun einem Werke, worin sich unläugbar Genie zeigt, und welches entschiedenen Beifall gefunden hat, nicht nur auf die wegwerfendste Art alles Verdienst ab, sondern macht es recht eigentlich zur Zielscheibe seiner kritischen Strategie und Schwarzkunst. Weil es doch etwas gefährlich ist, sich

allein gegen die allgemeine Meinung aufzulehnen, so sucht man noch ein paar Stimmen gegen das verhaßte Werk zu gewinnen, welches auf allerlei Wegen zu erreichen ist, und der Sache wenigstens den Schein gibt, als hätte der Recensent nur die Ueberzeugung vieler gleichgesinnten Kenner ausgesprochen. In solchen Umständen ist es besonders zuträglich, eine auswärtige Unterstützung zu finden, wozu die nie genug zu lobende Einrichtung der Korrespondenz-Nachrichten eine immer bereite Gelegenheit darbietet. Da kann man den erwähnten Beifall entweder ganz wegläugnen, oder ihn allerlei zufälligen Ursachen, wol auch unlauteren Einwirkungen zuschreiben, nach der bekannten Regel:

Willst du lügen, lüg' von fern;
Wer geht hin und fraget gern?

Ist es möglich, die Grundsätze des Autors verdächtig zu machen und sich anzustellen, als ob man die Sache der gesunden Vernunft, der Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung verfechte, so ist es um so viel besser; denn zu solch

einem löblichen Zwecke sind, wie bekannt, alle Mittel erlaubt, und

»Qui méprise Cotin, n'estime point son Roi,
Et n'a, selon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi!«

Erhebt sich ein Widerspruch, so gilt es, das ausgesprochene Verdammungsurtheil mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Mit Gegnern von ungefähr gleichem Range macht man es kurz, erklärt die Sache für längst abgethan und in höchster Instanz entschieden, und begnügt sich damit, den inkompetenten Einspruch aus oberrichterlicher Machtvollkommenheit abzuweisen. Tritt unvermuthet ein Mann von Ansehen mit der entgegengesetzten Meinung auf, so wirft man diese für's erste mit anderen unbefugten Einsprüchen keck in einen Haufen; und nun ist es Zeit, die Gegner fühlen zu lassen, was es heiße, mit einem Tageblatts-Recensenten, der das Handwerk versteht, zu thun zu haben. Die göttliche Grobheit muß dann die Muse seyn, die ihn begeistert, und ihm Verstand, Witz und Gelehrsamkeit völlig entbehrlich macht. Sey der Schriftsteller, den er angreift, auch ein Mann von anerkannten Verdiensten um die Literatur, er muß ihn dennoch wie einen

Schulknaben behandeln, und annehmen, alle Welt sey überzeugt, ein tüchtiger Recensent müsse einem Autor schlechtweg in jeder Hinsicht weit überlegen seyn. Wenn der Gegner Gründe braucht, muß der Recensent sagen, das sey langweilig; wenn jener sich auf die alten Muster bezieht, muß er alle Beispiele und Autoritäten (versteht sich, die seinige ausgenommen) für nichtig erklären. Hat der Gegner Witz, so kann der Recensent ihn durch Aberwitz zu überbieten suchen, und wenn nichts Anderes mehr helfen will, muß er zu solchen Waffen greifen, welche zu gebrauchen ein ehrliebender Gegner sich wol hüten wird. Ein kritischer Klopffechter, der auf solche Weise einen Widersacher von Ansehen zum Schweigen gebracht hat (wäre es auch nur, weil dieser sich schämt, in gleichem Tone zu antworten), der mag sich seines Sieges laut rühmen, und forthin thun und sagen, was er will. Er kann dem Shakspeare das Genie, Voltaire'n den Witz, Leibnitzen die gesunde Vernunft und dem Kaiser Antoninus Pius die gemeine Ehrlichkeit absprechen. Man wird ihm nicht glauben, aber man wird — es dabei bewenden lassen; und das ist genug für

einen Mann, der sich nur von einem Tage zum andern auf seinem usurpirten Richterstuhle zu behaupten sucht, und am Ende keine andere Absicht haben kann, als einigen gutmüthigen Leuten einzubilden, er habe Recht und sey, was man auch sonst von ihm denken möge, doch einer der sinnreichsten Köpfe, welche jemals die Lesewelt mit der edlen Taschenspielerkunst, Tageblatts-Kritik genannt, zum Besten gehabt haben.

24.

Ueber den Chor im Trauerspiele.

Ein junger Gelehrter, der in dem Hause der Frau von Sorben Zutritt hat, brachte vor einigen Tagen das Gespräch auf die Vorstellung der Braut von Messina, die, wie man hört, in dem Hoftheater vorbereitet wird. Er hatte dieses Trauerspiel in Weimar aufführen sehen, und versicherte, daß der Chor hier, wie überall, außerordentlichen Eindruck auf die Gemüther machen müsse.

»Das ist etwas, das ich Mühe habe zu begreifen,« sagte Frau von Sorben.

»Nichts ist doch begreiflicher!« fiel ihr der junge Mann etwas schnell in's Wort. »Der Chor gibt der Tragödie erst ihre wahre Bedeutung; ja, wir haben auf unserer modernen Bühne kein anderes Mittel, die Poesie hervor zu bringen: — und nur die Poesie wirkt eigentlich auf das Gemüth, in der Kunst, wie im Leben, aus dem sie, leider, verschwunden ist.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr,« erwiederte Frau von Sorben. »Indessen fürchte ich, unser Publikum wird wenig Sinn für die Poesie zeigen, wenn sie sich ihm in dieser Form offenbart. Die prächtigen Reden des Chorführers werden Langeweile, die kurzen Refrains seines Gefolges Lachen erregen.«

»Desto schlimmer für das Publikum, wenn dem so wäre!« rief Hr. L. — so heißt der junge Gelehrte — eifrig. »Aber, mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Frau, ich besorge das nicht. Das Publikum braucht nichts, als Empfänglichkeit, und die besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem viel-

seitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; — und wenn der Künstler nur den Muth hat, dieses darzustellen, so wird das Publikum bald lernen, es sich gefallen zu lassen.«

»Haben wir das nicht irgendwo gelesen, Herr Ernst?« sagte Amalie, sich gegen diesen wendend. »Herr L. drückt sich sehr gut aus, wie mir däucht.«

»Und was er behauptet, ist vollkommen wahr!« erwiederte Ernst, indem er sich dem jungen Manne näherte. Indessen, mein Herr, könnten sie, oder Schiller, hierin sehr richtig geschlossen haben, und unsere schöne Freundin mit dem Publikum in der Hauptsache doch Recht behalten. Ohne Zweifel hat das Publikum Empfänglichkeit für das Vollkommenste und Höchste. Aber sind Sie auch so gewiß, daß der Chor, und gerade der Chor, wie er in diesem Trauerspiele erscheint, das Höchste der tragischen Kunst ist?«

Herr L. (lächelnd.) Haben Sie Schiller's Abhandlung über den Gebrauch des Chors in der Tragödie gelesen?

Ernst. Allerdings, mein Herr! — Und

was mehr ist, ich habe gesehen, welchen Gebrauch Sophokles von dem Chor gemacht hat. Ich halte, mit dem größten Kunstrichter des Alterthums, den Oedipus dieses Dichters für das vollkommenste dramatische Werk, das jemals geschrieben wurde; und ich glaube deutlich einzusehen, welchen Antheil der kunstreiche Gebrauch des Chors an den Schönheiten und der Wirkung dieses unvergleichlichen Meisterwerkes hat —

Herr L. (einfallend.) Nun, mein Herr?

Ernst. Aber ich möchte aus dem großen Effekte, den der Chor in diesem und einigen anderen Trauerspielen der Alten macht, eben so wenig folgern, daß der Chor zur Erreichung des Endzweckes der Tragödie wesentlich nothwendig sey, als ich aus dem Erscheinen des Geistes im Hamlet, und aus den furchtbaren Wirkungen, welche dieß Erscheinen hervorbringt, schließen wollte, daß ohne das Wunderbare, und ohne ein Gespenst, keine wahrhaft tragische Größe auf dem neuern Theater Statt finden könne.

Herr L. Ich bin erstaunt, Herr Ernst! Wie? Sie tragen kein Bedenken, den Chor, auf den das ganze Theater gegründet ist, mit

einer Maschinerie zu vergleichen, deren Einführung bloß aus der Fabel eines einzelnen Stückes erklärt werden muß? Hamlet kann nicht seyn, was er ist, ohne den Geist seines Vaters; die ganze Oekonomie des Stückes bewegt sich um diese wunderbare Begebenheit, wie die Handlung des Oedipus um die Orakelsprüche und das furchtbare Strafgericht, das den Mörder des Laïus verfolgt. Aber das Trauerspiel Hamlet könnte mit dem Oedipus, und mit allen Tragödien der Griechen, den Chor gemein haben; und ohne Zweifel würde es dadurch erst seine volle Bedeutung erhalten.

Ernst. So sagt Schiller. Allein, wenn der treffliche Mann jemals etwas sagte, womit er keinen deutlichen Begriff verband, so ist es dieß, und noch Eines und das Andere, was Sie uns aus seiner Abhandlung über den Chor der Alten, wie es scheint, zum Besten geben. Die Tragödien Shakspeare's haben ein, von dem griechischen Drama, so ganz verschiedenes Maß und Gewicht, sie erfüllen den eigentlichen Zweck des Trauerspieles, auf ihre Weise, bereits so vollkommen, daß der kindische Versuch, den alten Chor in dieselben einzuführen, nichts als

die Ungeschicklichkeit eines solchen Einfalles darstellen, und dieses gepriesene Kunstorgan, wie Schiller den Chor nennt, selbst zu nichte machen würde.

Herr L. Ganz im Gegentheile, mein Herr! Man hat dem Shakspeare, nicht ohne Grund, Uebertreibung und Schwulst vorgeworfen. Die Einführung des Chors in seine dramatischen Gedichte würde seinen Gestalten erst das wahre Maß, seiner Sprache erst den richtigen Sinn ertheilen. »Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tones, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das Gemüth erweitert. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nöthigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen, und seinem Gemälde dadurch die tragische Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, so muß die Sprache der Tragödie im Ganzen sinken, oder was jetzt groß und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen.«

Ernst. Und das gilt auch umgekehrt, nicht wahr? Thut man zu dem Gezwungenen und Ueberspannten den Chor hinzu, so wird etwas Mächtiggroßes daraus. — Doch, mein Herr,

keine Form in der Welt macht den Schwulst zur Poesie. Wenn Shakspeare in dieser Rücksicht Fehler hat, so kann der Chor ihn nicht davon befreien. Thyestes, Medea, in den römischen Trauerspielen dieses Namens, beleidigen den Geschmack durch eine übertriebene, unnatürliche Sprache, ungeachtet des Chors und seiner Privilegien. Die innere Kraft des Charakters, die Gewalt der Leidenschaften, ein ungeheueres Schicksal, nicht der Chor, stellt die Helden des Sophokles und Euripides, wie die des Shakspeare, auf den Kothurn, und berechtigt den Dichter zu der Erhebung des Tones, welche so außerordentlichen Situationen angemessen ist. Der schwärmerische Trübsinn Hamlet's, Makbeth's Ehrsucht, Romeo's und Juliettens Liebe, die gewaltsame Natur und die eifersüchtige Wuth des Othello: — das sind die Riesengestalten, die den Gemälden Shakspeare's eine tragische Größe geben, welche wir, außer in dem Oedipus, selbst in keinen uns bekannten Trauerspielen der Alten finden.

Herr L. Ich fürchte, Herr Ernst, unsere Grundsätze sind zu verschieden, als daß wir einander wohl verstehen könnten. Sie scheinen die

tragische Größe und das Höchste der Kunst überhaupt in die Nachahmung des Wirklichen, und in die Erregung natürlicher Affekte zu setzen, worin Shakspeare's Theater allerdings der Bühne der Alten sogar überlegen ist. Allein gerade darin liegt der große Vorzug der Griechen, daß sie die Nachahmung der Natur verschmähten, und nur nach dem Ideale strebten. Die Kunst ist bloß dadurch wahr, daß sie das Wirkliche ganz verläßt, und rein ideel wird. Das Natürliche leider ist es, was alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet. »Wenn der Chor auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer seyn, die die Tragödie um sich herum zieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen, und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.«

Ernst. Ich kenne diese Sprache, mein Herr, wenn ich sie auch nicht ganz verstehe; und meine Beruhigung ist, daß Aristoteles, ja Sophokles, Aeschylus und Homer selbst, sie nicht besser verstanden haben würden, als ich. Die Alten haben sich von allen den schönen Din-

gen, die unsere neuesten Aesthetiker ihnen unterschieben, nichts träumen lassen. Aristoteles setzt das Wesen der Dichtkunst in die Nachahmung, das Wesen des Drama in die Handlung; er ist weit entfernt, dem Chor die Wichtigkeit beizulegen, welche Schiller und seine Nachbeter darin suchen. Die Tragödie der Griechen ist, wie jeder Halbgelehrte weiß, aus dem Chor entstanden. Der Chor hat einen großen Einfluß auf die Form ihres Drama gehabt, aber er steht in gar keinem nothwendigen Zusammenhange mit dem Wesen der dramatischen Kunst. Bei dem Euripides ist er größten Theils ein wahres Intermezzo, das man, dem Interesse der Handlung unbeschadet, wegnehmen, oder mit einem anderen Zwischenspiele vertauschen könnte. Und doch ist Euripides, nach dem Urtheile des Aristoteles selbst, der tragischste aller dramatischen Dichter.

Herr L. Aristoteles, und immer nur Aristoteles! Was hat die Kunst des Ideals mit dem Aristoteles gemein?

Ernst. Sehr wohl, mein Herr! Was gehen die Griechen überhaupt die heutige Kunst an? Der Ideal-Dichter bedarf der Muster nicht. Al-

les schöpft er aus sich: den Stoff, die Form, und die Theorie dazu; denn er ist zugleich Poet und Philosoph, und wie das Ideal an sich, so ist ihm auch die Wissenschaft des Ideals in der Anschauung gegeben. Wenn wir das annehmen, so hört alles Streiten über Kunst und Geschmack auf. Nur, mein Herr, erinnere man uns an die alten Muster nicht! Nur wolle man uns nicht einbilden, daß die Kunst des Ideals, und die Kunst der Griechen einerlei sey! Nur bürde man nicht dem Sophokles auf, was Schiller allein zu verantworten hat! Oder man wird, nächst den griechischen Tragikern selbst, doch den Aristoteles zuerst hören müssen, dessen Poetik nichts Anderes, aber Alles enthält, was sich mit dem feinsten Scharfsinne und dem größten Geschmack, aus den erhabenen Mustern des Alterthums, für die Theorie der Kunst im Wesentlichen ableiten läßt. — Haben Sie den Aristoteles gelesen, mein Herr?

Herr L. (stockend.) Ich glaube mit dem Geiste dessen, was er lehrte, bekannt zu seyn. — Um übrigens bei der Sache zu bleiben, Hr. Ernst! Sie geben zu, daß der Oedipus des Sophokles das vollkommenste Drama sey, das Sie

kennen; Sie leugnen den Antheil nicht, den der Chor an der Schönheit und der außerordentlichen Wirkung dieser Tragödie hat. Der Chor muß also, wenn auch nicht immer, doch in einzelnen Fällen, den höchsten tragischen Effekt, wo nicht allein hervor zu bringen, doch zu unterstützen fähig seyn; und wir hätten daher, nach Ihren eigenen Grundsätzen, alle Ursache, den Chor wieder auf dem Theater einzuführen, sollte das Trauerspiel mit dem Chor auch nicht die einzige Gattung seyn, auf die wir uns beschränken dürften.

Ernst. Ohne allen Zweifel, obwol ich, meiner großen Meinung von dem Oedipus ungeachtet, doch nicht rathen möchte, dieses Trauerspiel, gerade des Chors wegen, für jetzt schon auf unser Theater zu bringen.

Herr L. Aus welchem Grunde nicht?

Ernst. Aus zwanzig Gründen. Zuerst schon darum nicht, weil ich gar keinen deutlichen Begriff von der Art und Weise habe, wie die Alten den Chor auf ihren Theatern vorstellten; weil ich von der Melopöe der griechischen Tragödie, von der Musik und dem Tanze, welche die Worte des Dichters begleiteten, nichts ver-

stehe; weil die Schauspieler und das Publikum noch weniger davon verstehen als ich; und weil ich dem Sophokles keine Lächerlichkeit aufladen möchte, die ihn unvermeidlich treffen würde, und die doch nur mir zur Last fiele, da ich auf unserem Theater etwas auszuführen unternähme, was der ganzen Einrichtung desselben widerspricht.

Herr L. Wie, Herr Ernst? Wir müßten also auf die Hoffnung Verzicht thun, ein so vollkommenes Werk jemals wieder auf der Bühne zu sehen; und das größte Genie, das in unserer oder in der künftigen Zeit geboren würde, wäre, bloß der Einrichtung unsers Theaters wegen, außer Stand gesetzt, Etwas hervor zu bringen, das dem Oedipus des Sophokles an die Seite gestellt zu werden verdiente? — Nein, mein Herr, davon werden Sie mich nicht überreden. »Der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste setzt er sich zum Ziele, dem Ideale strebt er nach; die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.«

Ernst. Auf die Gefahr, nicht gelesen, oder wenigstens nicht gespielt zu werden, — warum sollte er das nicht? Aber mit einer Inkonse-

quenz, die so schwankender Grundsätze würdig ist, können die Dichter doch nicht umhin, ihre vermeinten Ideale auf unsere bedingte Schaubühne, auf die dünnen Breter und zwischen die engen Kulissen unserer Theater zu bringen. Ich kenne keine Kunst, als die ausübende. Die großen Genies anderer Zeiten und Nationen haben sich bestrebt, den Endzweck der Kunst unter den Beschränkungen, die ihnen die Umstände auflegten, zu erreichen. Indem sie den Meinungen, den Sitten, dem Geschmacke ihres Volkes und Zeitalters sich anzupassen suchten, drückten sie einen edlen und erhabenen Geist, in zufälligen, selbst kunstwidrigen, Formen aus, und brachten so das Ideale, durch gewohnte Wege und Hülfsmittel, dem wirklichen Leben und der Fassungskraft ihrer Zeitgenossen nahe. Die großen Geister unserer Tage hingegen setzen sich über alle Bedingungen der Gegenwart und der Gewohnheit hinweg, und anstatt die eingeführten Gattungen durch eine praktische Behandlung zu wahren Kunstwerken zu erheben, suchen sie die Kunst und das Ideale in fremden, unwesentlichen Formen, die sie ihrem Jahrhunderte aufzudringen die Anmaßung haben. — Wenn denn

eine theatralische Dekoration, wie der Chor, in Euren Augen von so großer Wichtigkeit ist, so schreibt Trauerspiele mit Chören. Aber ehe Ihr von uns verlangt, daß wir sie mit Ernst und Theilnahme ansehen sollen, denkt den Mitteln nach, wie sie ohne Anstoß und Lächerlichkeit dargestellt werden können.

Herr L. Der Chor, eine theatralische Dekoration! Welch ein Ausdruck!

Ernst. Bei den Griechen ist er gewöhnlich nichts anderes; und wie könnte er auch etwas anderes seyn, wenn die dramatische Kunst nicht auf einige wenige Sujets beschränkt werden sollte, die sich mit einer immer anwesenden, handelnden Menge in natürliche Verbindung setzen lassen. In dem Oedipus, in welchem das Interesse der Handlung vorzüglich mit auf dem Chor ruht, ist er allerdings ungleich mehr. Allein in diesem und in jedem ähnlichen Falle entspringt der große Effekt desselben nicht aus seiner allgemeinen technischen Einrichtung, sondern aus aus der inneren Oekonomie des Stückes selbst, in welche der Dichter eine an sich werthlose Maschine kunstreich und glücklich verwebt hat. Diese Riesengestalt, wie sie Schiller nennt,

kommt mir in vielen Stücken der Alten selbst, und beinahe in allen Versuchen der Neueren, nicht weniger unbehülflich vor, als Lessingen das Gespenst in Voltaire's Semiramis, und uns allen der Schatten des Achill in der Polyxena nur immer scheinen konnte. — Und da hätten Sie denn doch noch einen Vergleichungspunkt mehr zwischen den Maschinerien zweier Trauerspiele, die Sie nicht mit einander verglichen haben wollten, zwischen dem Geiste im Hamlet und dem Chor im Oedipus, welche beide, nur durch die Eigenheit des Stoffes und die genievolle Behandlung desselben, das höchste tragische Interesse bewirken.

Herr L. (nach einer Pause). Sie sprechen von Versuchen der Neueren in dieser Gattung. Chöre haben wir zwar in der Athalie und in anderen modernen Tragödien; aber der Chor des griechischen Trauerspieles, wie ihn Schiller in der Braut von Messina gebrauchte, der Chor, als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von jenen opernhaften Chören doch wesentlich verschieden; und es wäre besonders, wenn die Einwendungen, die Sie gegen den Chor erheben, größ-

tentheils nur gegen die Chöre gerichtet seyn sollten. Der Chor der alten Tragödie ist, wie Schiller bemerkt, seit dem Verfalle derselben, nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ernst. Doch, mein Herr! Schillern verließ hierin nur das Gedächtniß, oder vielmehr, er bekümmerte sich wenig, und brauchte sich, als Dichter, nicht viel um die Geschichte des Theaters zu bekümmern. Die Neueren, besonders die früheren Italiener, schrieben Trauerspiele, nicht bloß mit Chören, sondern auch mit dem Chor, ganz nach griechischem Kostüme und Zuschnitt. — Uebrigens halte ich den Unterschied zwischen dem alten Chor, wie er gewöhnlich war, und zwischen den Chören, die einige Neueren in ihre Trauerspiele einführten, nicht für so gar groß und wesentlich. Die wichtigste Veränderung besteht darin, daß die einzelne Stimme aus dem Gefolge, die sich bei den Alten, unter der allgemeinen Benennung des Chors, in die Unterredung mischt, von den Neueren eigene, dem Inhalte des Stückes angemessene Namen erhält; eine Veränderung, wodurch zwar nicht viel gebessert, aber doch auch nicht so viel verschlimmert worden ist, als die gedankenlosen

Verkleinerer des französischen Theaters uns glauben machen wollen. Was soll die charakterlose, langweilig wiederkehrende Figur des Chors, sofern er den Vertrauten macht, und, wie eine Sprachmaschine, bloß Fragen und Antworten gibt, vor einer andern ähnlichen Figur dadurch voraus haben, daß sie nicht, wie diese, bald Petrus, bald Paulus — sondern immer nur Chorus heißt? — Der Chor, als Zwischenredner, ist nichts, als der Vertraute der Franzosen. Das, worin, nach der Meinung des Aristoteles und Horaz, die eigentliche Bestimmung des Chors besteht, kann größtentheils auch durch die Form, welche die Chöre der Neueren haben, geleistet werden:

Ille bonis faveatque, et consilietur amicis,
Et regat iratos, et amet pacare tumentes;
Ille dapes laudet mensae brevis, ille salubrem
Justitiam, legesque, et apertis otia portis;
Ille tegat commissa, deosque precetur et oret,
Ut redat miseris, abeat fortuna superbis *).

*) Gegen die Guten bezeig' er sich hold, berathe sie freundlich,
Lenke die Zürnenden, lobe die Furcht, die Pflicht zu verletzen,

Frau v. Sorben (zwischen sie tretend). Wie Flaccus spricht. — Um Verzeihung, meine Herren! Ich habe Ihr gelehrtes Gespräch mit großer Geduld angehört: aber noch weiß ich nicht, ob ich Schiller's Braut von Messina für ein Meisterwerk, oder für ein verunglücktes Produkt halten soll. Was ist Ihre ehrliche Meinung hiervon, Herr L.?

Herr L. Madame, ich fürchte, meine Meinung über diesen Punkt schon allzu ehrlich geäußert zu haben; denn nach den Grundsätzen, zu welchen sich Hr. Ernst bekennt, möchte dieses Trauerspiel von ihm einer sehr strengen Kritik unterzogen werden.

Frau v. Sorben. Ernst's Grundsätze sind zuweilen strenger, als die Anwendung davon; und wie ich weiß, ist er ein großer Verehrer von Schiller's außerordentlichem Talente.

Preise der Mäßigkeit kurzes Mahl, der Gerechtigkeit Wohlthat
Und der Gesetz', und sichere Ruhe bei offenen Thoren;
Berge, was man ihm vertraut, fleh' zu den Göttern, und bitte
Um der Unschuld Triumph, und um des Stolzes Ernied'rung.

Nach J. C. Regelsberger's Uebersetzung.

Ernst. Man kann nur auf die Gefahr, für einen Mann ohne Urtheilskraft zu gelten, Schiller's Verehrer nicht seyn. Meine Meinung von der Braut von Messina ist übrigens kein Geheimniß. Ich halte dieses Stück in literarischem Betrachte für ein höchst interessantes Produkt, aber für keine glückliche Nachbildung der Alten, und für die schwächste Tragödie, die Schiller schrieb.

Frau v. Sorben. Das nenne ich deutlich seyn, Herr L.

Ernst. Es fehlt der Verwicklung an Klarheit, der Handlung an hinlänglicher Verbindung und Dauer. Das ganze Interesse des Stückes ist in ein paar Momente zusammen gedrängt. Don Manuels Ermordung kommt wie ein Blitzstrahl aus unbewölktem Himmel; — das ist schrecklich, aber nicht dramatisch. Nichts kann hingegen kälter seyn, als die Vorbereitungen, die Don Pedro zu seiner Selbstentleibung macht. Isabella ist vortrefflich gezeichnet, in einem beinahe antiken Style; Beatrice scheint mir eine ziemlich moderne Gestalt.

Frau v. Sorben. Sie ist eine schöne Gestalt, Herr Ernst! Mag sie doch modern seyn.

Ernst. Das Auftreten und die Gegenwart des Chors gibt einige prächtige Gemälde. Allein im Ganzen ist die Idee des alten Chors, selbst wie Schiller ihn theoretisch vorstellt, darin verfehlt. Welch ein seltsamer Gedanke, daß der Chor als wirkliche und handelnde Person in zwei Theile getrennt und im Streit mit sich selbst, als ideale Person aber doch immer Eins mit sich selbst seyn soll! Wo hätte je ein Alter dem Chor so widersprechende Gesinnungen, so viel eigene Leidenschaftlichkeit beigelegt? Und wenn vollends dieser Chor zu den Brüdern sagt:

»Laßt es genug seyn und endet die Fehde;
Oder gefällt's Euch, so setzet sie fort!
Was Euch genehm ist, das ist mir gerecht:
Ihr seyd die Herrscher und ich bin der Knecht;«

so scheint dieß vielmehr eine verspottende Parodie seines allgemeinen Charakters, als eine ernsthafte Darstellung des griechischen Chors zu seyn.

Herr L. Der Dichter schildert die blinde Menge, das Volk. Durch solche Züge erhält Schiller's Chor Individualität und dramatisches Leben. Wenn die Griechen dem Chor einen zu

allgemeinen Charakter gaben: so hat Schiller diesen Mangel ersetzt, und sein Chor verdient vor dem griechischen sogar den Vorzug.

Ernst. Aber der eigentliche Begriff und Zweck des Chors, selbst Schiller's ganze Theorie desselben, geht durch diese Behandlung verloren. Ist es ein solcher individualisirter Chor, der, wie S. sagt: »den engen Kreis der Handlung verläßt, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszusprechen? der das tragische Gedicht reinigt, indem er die Reflexion von der Handlung absondert u. s. w.?« Eine blinde Menge, die von sich selbst sagt, daß sie nicht weiß, was sie will, die sich zankt und prügelt, und ohne Verstand wieder versöhnt, ist ein sehr seltsames Organ, um die Lehren der Weisheit auszusprechen. Allgemeine Reflexionen macht dieser Chor genug; so viele, daß Sophokles leicht ein Dutzend seiner Tragödien damit hätte ausstatten können; aber gereinigt hat er die Handlung von der Reflexion doch nicht; denn Isabellens, Don Manuels, aller Handeln-

den Reden fließen noch immer von allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen über.

Frau v. Sorben. Diese Gemälde und Reflexionen sind aber so schön!

Ernst. Das ganze Gedicht ist voll von Schönheiten; ungeachtet der Unvollkommenheiten, die es als Drama hat, trage ich kein Bedenken, es manchem Stücke des Euripides vorzuziehen. Allein eben deßwegen möchte ich es nicht durch eine unüberlegte Aufführung verderben lassen.

Herr L. Sie glauben also doch, daß man es, unter gewissen Bedingungen, aufführen könnte?

Ernst. Ganz gewiß. Man gebe dem Chor, was ihm zur Darstellung fehlt, die Musik, oder man erlaube sich einige Veränderungen mit dem Chor, und die Vorstellung wird dem Publikum wenigstens nicht anstößig seyn.

Frau v. Sorben. Da habe ich einen Einfall, Herr Ernst. Machen Sie uns einmal einen Entwurf zu solchen Veränderungen.

Ernst (lächelnd). Warum nicht? — Doch, Madame, unser Theater hat so viele Männer von Talent, die sich darauf verstehen, was zu

einer hohen Tragödie gehört, daß man meinen Rath sehr überflüssig finden wird.

25.

Der arme Gonzales.

»In einer kleinen Stadt in Estremadura« — erzählt ein bekannter Schriftsteller — »lebte ein Mann, Namens Gonzales, der, von dem vierzehnten Jahre seines Alters bis zu dem zwei und funfzigsten, taub, stumm und blind war. Sein Unglück und die Ergebung, womit er es ertrug, erwarben ihm die Aufmerksamkeit und Theilnahme des ganzen Städtchens; Jedermann liebte ihn, und endlich wurde es für nicht weniger verdienstlich gehalten, dem armen Gonzales, als den Seelen der Gläubigen im Fegefeuer Gutes zu erweisen.«

»Eines Tages, als er vor der Thür seines Hauses saß, und sein Gebet im Innern seines Herzens an den heiligen Jago richtete, trug es sich zu, daß er plötzlich den Gebrauch aller Sinne erhielt, deren er so lange beraubt gewesen war.

Die Nachricht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell in der Gegend, und Alte und Junge, Reiche und Arme, Beschäftigte und Müßiggänger, drängten sich zu dem Manne, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen.«

»Aber den Menschen ist kein reines Glück beschieden, und der höchste Gewinn wird oft von dem größten Verluste begleitet. Gonzales hatte bald Ursache, die zweideutige Wohlthat des Himmels zu beklagen, da ihm seine Sinne nur dazu wieder gegeben zu seyn schienen um die Thorheiten, die verkehrten Absichten und die häuslichen Unordnungen seiner Nachbaren kennen zu lernen.«

»Wiewol die Einwohner seiner Vaterstadt nicht schlimmer seyn mochten, als die Menschen gewöhnlich sind, so konnten ihre Meinungen und Sitten doch unmöglich einem Manne gefallen, dessen Begriffe von der menschlichen Natur aus der Quelle eines reinen, durch keine widrige Erfahrungen verderbten, Gemüthes abgeleitet waren. — Er sah nun den Menschen, wie er in der Gesellschaft ist: Stolz und Uebermuth, List und Falschheit in unwürdigem Wettstreite, sich seiner bemächtigend; den Reichthum

durch Geiz und Habsucht, die Armuth durch Niederträchtigkeit geschändet; Familien von innerem Zwiste zerrüttet, Freundschaft und Liebe von Verrath und Treulosigkeit befleckt; die Frömmigkeit selbst durch Heuchelei verunstaltet und zum Gräuel geworden. Was er sah und hörte, erweckte sein Mitleiden, aber noch mehr seinen Unmuth über die ausgearteten Wesen seiner Gattung; und er glaubte sich berufen, die Unglücklichen von dem Wege der Thorheit und des Verderbens abzumahnen, den sie betreten hatten.« —

»Nach dieser Stelle« — sagt mein Autor — »findet sich eine große Lücke in unserer Geschichte; nur der Schluß ist noch vorhanden, welcher lautet, wie folgt: »Gonzales wurde alt und hinfällig; die Liebe seiner Nachbaren verwandelte »sich in Haß, weil er es gewagt hatte, sie beleh»ren zu wollen, und die Stimme der Wahrheit »in einem verblendeten Zeitalter zu erheben. Er »verließ diese Welt lebenssatt, aber gleichmüthig, »und seine letzten Worte waren: wer Freunde »haben und glücklich unter den Men»schen leben will, muß bis an sein »Ende taub, stumm und blind gegen

»ihre Thorheiten und Laster seyn.« —

Ich weiß nicht, ob diese seltsame Geschichte mich von dem Unternehmen würde abgehalten haben, worin ich begriffen bin, wenn ich mich ihrer zur rechten Zeit erinnert hätte; aber das weiß ich, daß sie mich in den Grundsätzen nicht irre machen wird, welche ich dabei zu befolgen angefangen habe. Ich werde das, was ich als Wahrheit erkenne, ohne alle Rücksicht der Personen und Parteien, zu sagen fortfahren, bloß darauf achtend, welchen Nutzen das Publikum daraus ziehen kann, aber ganz gleichgültig über den Gebrauch, welchen diejenigen, die sie unmittelbar trifft, davon machen mögen. Die Unverbesserlichkeit und der Haß einiger Thoren benimmt der Absicht, sie klüger zu machen, nichts von ihrem Verdienste. Von unvordenklichen Zeiten her haben die Narren die Freiheit gehabt, ihre Schellenkappe schön und werth zu finden; und weder ich noch meine Freunde sind so eingebildet, das uralte Institut der Unheilbaren, in allen seinen Zweigen und Verflechtungen, ausrotten zu wollen.

Verschiedene Anzeichen und Warnungen, die mir von mehreren Seiten zukommen, lassen mich

nicht mehr zweifeln, daß die Zahl der Mißgönner und Feinde des Sonntagsblattes sich seit einiger Zeit beträchtlich vermehrt hat. Herr Platt der ältere soll sich sehr ungünstig über die neueste Tendenz unserer Zeitschrift erklärt haben. Man spricht von einer Annäherung der platten Partei und der Partei der Ueberspannten, ja, es soll sogar eine förmliche Koalition zwischen diesen zwei mächtigen Sippschaften im Werke seyn, deren Zweck kein geringerer ist, als der stillen Gesellschaft und ihren harmlosen Scherzen den Garaus zu machen. Der wackere Schulmann, Herr Josuah Scharf, beehrte mich in diesen Tagen mit einem Besuche, um mir von einem Anschlage Nachricht zu geben, welcher von einem halben Dutzend junger Genies seiner Bekanntschaft, gegen mich und die unschuldigen Unterhaltungen meiner Feder, gefaßt worden. Der Angriff scheint sehr ernsthaft gemeint zu seyn, und soll, nach einem wohl kombinirten Plane, von den namhaftesten fremden Klatschblättern aus, mit allem Nachdrucke geführt werden. Der Hauptschlag, der mir und dem Sonntagsblatte droht, scheint jedoch hier in dieser guten Stadt selbst geschehen

zu sollen. Man versichert mir, daß in den Bierschenken und Kaffeehäusern einiger Vorstädte sich gewichtvolle Stimmen gegen mich und meine Freunde erhoben haben. Eine zahlreiche Versammlung von vacirenden Tagschreibern, Lakaien und anderen Ehrenmännern dieser Art, welche zur Stümperei und zum Buchmachen ordentlich patentirt zu seyn behaupten, hat den einmüthigen Entschluß gefaßt, es nicht länger zu dulden, daß man sie durch die tyrannischen Anmaßungen des sogenannten guten Geschmackes und der gesunden Vernunft, in der Ausübung ihrer wohlerworbenen Rechte und Freiheiten hindere.

Ein hiesiges Journal, welches man als das officielle Blatt der Stümper von Profession betrachten kann, enthält, unter der Aufschrift: Traum des Fürchtegott Scheueniemand, einen, allem Vermuthen nach, satyrisch seyn sollenden Aufsatz, der mir deutlich ankündigt, wessen ich mich von dem gereizten Grimme der Werkeltagsblätter zu versehen habe. Ich hielt anfangs dieses drollige Kriegs-Manifest der Geistesarmuth gegen Wissenschaft und Kritik, für ein Werk des Redakteurs selbst, dessen urbaner Witz und schalkhafte Schwerfälligkeit

mir darin unverkennbar schienen; aber Doktor Wiederhold belehrte mich, daß ich mich hierin geirrt, und daß der Traum des Fürchtegott Scheueniemand einen seiner Patienten zum Verfasser habe, der mit der angesehenen Familie Plump weitläufig verwandt ist. Der Verfasser heißt nicht Fürchtegott Scheueniemand, sondern Hans Fasel, und der Traum, den er erzählt, ist nicht erdichtet, sondern ein wirklicher Traum, und in so fern merkwürdig, als dadurch die Macht gewisser Vorstellungen über einen, sonst äußerst schwer zu erregenden, Gemüths- und körperlichen Zustand bewiesen wird. Der gute Hans Fasel nämlich, der, als ein etwas blödsinniger Knabe, sich vorher nie um die Literatur bekümmerte, aber mit mehreren Mitarbeitern des erwähnten Journals in freundschaftlichen Verhältnissen stand, ist, durch die vermeinten Beschwerden seiner Freunde gegen das Sonntagsblatt, und durch alles das, was er seit einiger Zeit von mir und der stillen Gesellschaft gehört hat, plötzlich in einen wüthenden Gegner unseres Institutes, und sein angeborner Blödsinn (fatuitas congenita, wie die Aerzte es nennen), in wahre Verrückung (Vesa-

nia) verwandelt worden. In dieser Geistesverrückung, die, wenn sie hauptsächlich die Imagination betrifft, Hallucinatio (Täuschung, Träumerei) heißt, ist nun der theatralisch-poetische Traum des angeblichen Fürchtegott Scheueniemand entstanden, ein Name, von welchem dem ehrlichen Hans Fasel ebenfalls nur geträumt hat. Durch wessen Beihülfe und Vermittelung dieser Traum — oder vielmehr dieser krankhafte Raptus — zu Papiere gebracht und in die besagte Zeitschrift aufgenommen worden, weiß Doktor Wiederhold nicht; aber er findet, daß die Oeffentlichkeit dem Gesundheitszustande dieses seines Patienten eben so nachtheilig gewesen, als die Bekanntmachung der Krankheitsgeschichte des Herrn Bastian Reinhard auf den Zustand des letzteren vortheilhaft gewirkt hat. Der Doktor fürchtet, die Art von Celebrität, welche die Albernheit des armen Blödsinnigen erlangt hat, und die ausschweifenden Lobsprüche, die er von seiner Partei darüber empfängt, möchten die zunehmende Hallucinatio des Kranken bis zur eigentlichen Phrenitis steigern, wo dann sogar der unmittelbare Tod erfolgen könnte.

Der Aufschluß, welchen ich von einem so glaubwürdigen Manne, als Dr. Wiederhold ist, über das erwähnte Aktenstück und dessen Urheber erhielt, würde in mir bloß Mitleid mit dem letzteren, und höchstens einige Verachtung für die Partei erregt haben, die mit solchen Gehülfen und Mitteln gegen mich in die Schranken tritt. Aber andere, nicht minder glaubwürdige, Nachrichten zeigen mir dieselben Gegner in einer so zuversichtlichen Attitüde und Haltung, daß ich — nach der allgemeinen Klugheitsregel, keinen Feind allzu gering zu achten — nicht umhin kann, gegen sie einigermaßen auf meiner Hut zu seyn. Ein Schreiben von fremder Hand, das ich so eben erhalte, legt es eigentlich darauf an, mich zu einer Art von Gegenerklärung zu bringen. Der Briefsteller, der sich Melchior Luna unterzeichnet, scheint mit der Redaktion der hiesigen Stümper-Zeitung enge liirt zu seyn, und daher die Erscheinung des Alletagsblattes, der Konkurrenz wegen, ungern zu sehen. Dessen ungeachtet bietet er dem künftigen Herausgeber dieses Blattes seine geringen Dienste an, — vermuthlich, weil er sich von dem Geiste und dem Namen des Mannes unwillkürlich an-

gezogen fühlt; — wobei er gar witzig versichert, daß er „eine ausgebreitete Kenntniß in der Kunst, Wahrheiten aufzudecken besitze, und überdieß die interessantesten *) Nachrichten aus dem Monde habe."

Ob Herr Melchior Luna hiermit und durch den läppischen Namen, den er sich beilegt, zu verstehen geben will, daß er zuweilen mondsüchtig sey, kann ich nicht sagen. Sein ganzer Brief ist in einer so erbärmlich schielenden Manier geschrieben, daß man nicht weiß, ob der Verfasser sich selbst, sein Vorbild, den Herrn Platt, oder die stille Gesellschaft damit zum Besten habe. Für mondsüchtig oder verrückt halte ich aber den Verfasser nicht, denn dazu ist er wirklich allzu platt; und wenn seine Nachrichten aus dem Monde — wohin, nach dem Ariosto, der Witz entflieht, der auf der Erde verloren geht — etwa seinen und seiner Mitarbeiter Verstand betreffen: so sind

*) Herr Melchior Luna schreibt: interesant, Dilletant, illuströs, Desserteur, erspritzlich, Verheisung u. s. w., und hat also seine Sprachstudien mit dem Redakteur und Korrektor der mehrbelobten Sudelzeitung in Einer Schule gemacht.

sie offenbar falsch und unterschoben. Die Herren haben ihren Witz sicherlich nicht verloren, denn sie hatten keinen zu verlieren, und es kann also im Monde so wenig als auf der Erde davon die Rede seyn.

Herr Melchior Luna — um unsere Blätter nicht mit dem platten deutschen Namen dieses Skriblers zu verunzieren — scheint keine Lust zu haben, die wiederholten Winke und indirekten Zurechtweisungen sich zu Nutzen zu machen, welche das Sonntagsblatt für ihn und Seinesgleichen enthielt. Er will eine deutlichere Sprache hören, denn er rühmt sich, ein Freund der Wahrheit zu seyn. Das ist recht löblich. Aber um ein Freund — oder gar, wie der possierliche Mensch sich ausdrückt, der Freund — der Wahrheit zu seyn, muß man erst wissen, was Wahrheit ist; und dazu gehört mehr, als sich gewisse Leute in ihrer Ehrlichkeit träumen lassen. Was sie für Wahrheit halten, ist allem Anscheine nach eine sehr abgeschmackte Sache; und von der Wahrheit, welche zu erfahren ihnen am heilsamsten wäre, sind sie gewiß keine Freunde. Indessen, da Herr Melchior Luna und einige Skribler seines Gelichters, — die vermuthlich eben so

ausgebreitetete Kenntnisse besitzen als er, und welche die interesanten Nachrichten, womit sie die Korrespondenzblätter der deutschen Journalisten versehen, gleichfalls aus dem Monde zu haben scheinen, — da diese Herren so eifrig bemüht sind, Wahrheiten aufzudecken, so will ich ihrem Bestreben entgegen kommen, und ihnen einige Wahrheiten enthüllen helfen, welche für ihre Kunst und Scharfsicht bis jetzt noch zu tief verborgen waren.

Der Herausgeber des Sonntagsblattes hat den Charakter des jüngeren Herrn Platt, wie gleich anfangs den Charakter des Doktors E., aufgestellt, um die Gattungen zu bezeichnen, zu denen eine nicht unbedeutende Anzahl unserer jüngeren Landsleute gehört. Die persönliche Satyre ist eben so sehr unter seiner Denkungsart, als die unbedeutenden Personen, die ihre Eitelkeit verführt, eine allgemeine Schilderung auf sich zu beziehen, unter dem dargestellten Originale sind. Herr Platt ist ein überaus seichter Kopf; aber Herr Platt ist ein Mann, den die Verfasser der Sudelzeitung bewundern, den sie ausschreiben, und den zu erreichen sie nie hoffen

dürfen. Er kann für einen Gelehrten gelten, nur hat die Gelehrsamkeit sein Urtheil nicht verbessert; er ist ein Schriftsteller, der weit und breit gelesen wird, und in den berühmtesten Zeitschriften Deutschlands häufig den Ton angibt: — unsere kleinen Plattköpfe hingegen sind kaum unterrichtet genug, eine anonyme Klatscherei orthographisch zu schreiben; ihr Urtheil ist aus Herrn Platt's Trödelbuden kümmerlich zusammengestoppelt, und ihr Publikum erstreckt sich nicht weiter, als auf ihre Mitarbeiter, und auf die Pränumeranten, denen sie ihre Machwerke, wie Brandbriefe, in's Haus schicken. Daß die stille Gesellschaft es nicht darauf angelegt hat, mit solchen Leuten Zeit und Laune zu verderben, wird man ihr auf das Wort glauben. Aber wenn sie Leute dieser Art auf ihrem Wege findet, die ungeachtet der Erbärmlichkeit, deren sie sich bewußt seyn müssen, sich breit machen, ja sogar Verständige zu necken sich erdreisten, so kann Niemand erwarten, daß sie ihnen schonend ausweiche, oder, indem sie über ihre hohlen Köpfe hinweg schreitet, sanfter auftrete, um den getroffenen Thoren unangenehme Empfindungen zu ersparen.

Damit jedoch dergleichen kleine, zornmüthige Geschöpfe — mit welchen uns abzugeben freilich nicht ihre Armseligkeit, wol aber ihre zufälligen Verhältnisse zu der Lesewelt, uns veranlassen konnten — in dem lächerlichen Kriege, den sie gegen uns zu erregen sich anschicken, nicht ganz zwecklos Zeit und Mühe verschwenden, so achten wir es der Offenheit unserer Gesinnungen gemäß, zu erklären, daß wir uns nie weiter um sie bekümmern werden, als das Publikum sich um sie zu bekümmern Lust hat. Alle Ehre, die man einem Autor, mit dem man in Fehde ist, erweisen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihn todt macht; gegen seinen Leichnam oder seinen Schatten zu wüthen, kann keinem wackeren Manne zugemuthet werden. Diesen Grundsätzen zufolge werden wir gar keinen Streit vermeiden, der sich uns darbietet, aber auch keinen länger fortsetzen, als es die Natur der Sache erfordert; und unser Stillschweigen, wenn nicht das Gefühl ihrer Schwäche oder Vernichtung, wird unseren Gegnern anzeigen, wann sie für uns und für das Publikum zu existiren aufgehört haben.

Am Schlusse dieses Blattes erhalte ich noch folgendes Schreiben, das hier an seiner Stelle zu seyn scheint.

Mein Herr!

Ein weiser Mann sagt: Vergehungen dürfen mit Nachsicht behandelt werden, nicht Gräuelthaten. Es scheint, daß Sie es sich in Ihren kritischen Unterhaltungen zum Gesetz gemacht haben, das Mittelmäßige und Alltägliche mit Stillschweigen zu übergehen. Ich kann gegen eine solche Maxime nichts Gegründetes einwenden. Was für die Kritik und den Ernst zu schal, für den Scherz und die Ironie zu plump oder gemein ist, mag, sich selbst überlassen, sein ephemeres Daseyn beschließen. Das gewöhnlich Schlechte hat nichts Verführerisches als die Neuheit. Schlenzheim macht dem Abällino Platz; das Haupt der Banditen muß einem neuen Pierrot weichen; und Friedrich mit der gebissenen Wange ersetzt, so gut es geht, die Stelle von beiden. So lange wir nur Spektakel haben und kein Theater, so lange die Befriedigung der Schaulust, und nicht des Geschmackes, der Zweck der Bühne ist, so lange

werden Produkte dieser Art darauf erscheinen. Es ist ganz gleichgültig, ob die Pritsche des Harlekins, oder ein verrostetes Ritterschwert der Talisman ist, mit dem ein theatralischer Hexenmeister, einen Abend um den andern, das Haus und die Kasse füllt.

Aber es gibt ein Aeußerstes in allen Dingen, und auch das Schlechte hat seine Gränzen, die nie überschritten werden sollten. Ein Autor, der die Geduld des Publikums mehr als ein Mal auf die Probe gestellt hat, sollte bedenken, daß diese Geduld ermüdet werden kann. Wir haben den Fridolin, den Tyrannen von Syrakus gesehen: das war schlimm; wir haben die Vorstellung der Mirina und Ida aushalten müssen: das war ärger; jetzt sollen wir den Brautschmuck ertragen; das ist das ärgste, es ist unleidlich. Der Geschmack ist zu dem Schlechten verwöhnt; ihn noch unter das Schlechte herabziehen, heißt ihn vernichten.

Ich will Ihnen nicht ansinnen, mein Herr, eine Recension des Brautschmuckes zu schreiben. Das Stück ist unter der Kritik, ja, es ist sogar unter dem Spaße. Ueber solche Dinge kann man nur im Aerger lachen. Was

ließe sich, im Ernst oder Scherz, von einem Schauspiele sagen, wogegen der Machtspruch ein Werk voll Geist, Schlenzheim und Abällino Produkte des Genies sind? von einem Schauspiele, das mit dem ganzen Apparate eines Spektakelstückes, mit allen seinen Unwahrscheinlichkeiten und Dekorationen, seinem Bombast und Kleiderprunk, nicht fähig ist, die Aufmerksamkeit eines Kindes zu beschäftigen? Die ganze Intrigue beruht auf moralischen Unmöglichkeiten. Wie kann die Gräfin mit Luitgarden, auf seine so verdächtige Einladung, in den Garten gehen? Wie kommt ein feiger Geck dazu, sich durch ein eben so nutzlos als einfältig ersonnenes Mährchen in augenscheinliche Gefahr zu stürzen? Wie kann, nach Allem, was Fridolin selbst von diesem Gecken weiß und denkt, gleichwol ein Argwohn von so lächerlicher Art in ihm entstehen? Was macht diesen sanftmüthigen Knaben auf einmal so störrisch? Wodurch wird er gleich darauf wieder so frömmelnd zahm? Kann man sich unvernünftiger betragen, als dieser Graf von Savern? Wenn er nicht sprechen darf, kann er auch nichts thun? Wenn seine Amtspflicht als Vehmrichter (eine abscheuliche

Pflicht, denn das ganze Institut ist abscheulich) wenn der unsinnige Eid, den er ablegte, ihn hindert, ganz frei zu reden und zu handeln: kann er nicht wenigstens etwas Klügeres sagen, als die unbeschreiblich läppischen Worte: »Ziehe nach Palästina, und forsche nicht!« Warum nennt er den Räuber nicht gleich? warum erst, da dieser todt ist, um sich auf einer Lüge, die im Grunde keine ist, ertappen zu lassen? Was macht den wackern Felseck eben so stumm, als seinen schwachsinnigen Freund? Und dieser brave Trunkenbold, mit seiner empfindelnden Leidenschaft! Was hat die Dame überhaupt in der Geschichte zu thun? was ihr abgeschmackter Bräutigam? was Fridolin's Vater? — Auf alle diese und hundert andere Fragen gibt es keine Antwort, als die: daß vielleicht der Autor es nicht besser zu machen wußte.

Also, mein Herr, keine Recension von diesem Schauspiele, wenigstens nicht im Sonntagsblatte! Wenn der Brautschmuck beurtheilt werden soll, so mag Hr. *** ihn beurtheilen. Dieses Kritikers ist das Stück werth. Aber eine öffentliche Rüge verdient die Aufführung einer solchen Arbeit in Ihren Blättern.

Welche Vorstellung macht man sich von dem Publikum? Die Herren Stegmayer und von H*** schreiben Theaterstücke, und sie werden gespielt; Hr. *** macht Recensionen, und es findet sich Jemand, der sie druckt. Dieser Skribler läßt sich durch das einstimmige Urtheil aller verständigen Leute und aller Journalisten, selbst derjenigen, deren Klatschereien er ausschreibt, in einem Gewerbe nicht irre machen, wobei sich zwar die Kunst sehr schlecht befindet, er selbst aber sich ganz leidlich zu befinden scheint. Umsonst hat man ihm bewiesen, daß er nicht fähig ist, eine richtige Konstruktion zu schreiben; daß er von den Dingen, die er beurtheilt, nicht das Geringste versteht; daß er mit seinen Freunden überall verlacht wird, daß seine Zeitschrift ein Schandfleck der Literatur ist: — der Mann schreibt doch. Populus me sibilat, denkt er wahrscheinlich, at mihi plaudo ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca. — Ja, Hr. *** und Comp. wagen es, ein neues Journal unter dem Titel: Zeitung für die gebildete Welt anzukündigen. Für die gebildete Welt! Wie weit ist es mit der deutschen Bildung gekommen!

Ich glaube, mein Herr, daß, wenn eine solche Verwegenheit ungestraft ausgeht, die Kritik das Recht verwirkt, geringere Vergehungen zu ahnden. Wenn ein Skribent, der durch die gröbste Unwissenheit und durch die abgeschmackteste Schreibart Gebildeten und Ungebildeten zum Spotte geworden, sich dennoch unterfangen darf, der »gesammten feinen Welt, in der Idealität (?) eines Nationalblattes, Nahrung für Geist und Herz« anzubieten; wer kann es dem Redakteur des Morgenblattes verargen, daß er sich für eine Autorität unter den gebildeten Ständen, und die Dichterlinge, die ihn mit Korrespondenz-Nachrichten versehen, für Leute von Talent und Urtheilskraft hält? Wenn Hr. *** und Konsorten sich anmaßen dürfen, »alle Erfindungen und Schöpfungen der Künste, alle Erfahrungen und Zweige der Wissenschaften, alle Erzeugungen der Industrie und Landeskultur zu erforschen und zu beurtheilen, und mit parteiloser Strenge in die wahre Ansicht zu setzen;« warum sollten die Verfasser einiger beklatschten Schauspiele und Opern sich nicht zutrauen, über Lessing, über die französischen

Tragiker, und über die Epochen der dramatischen Kunst abzusprechen? — Ich wiederhole es, mein Herr! Vergehungen mögen mit Nachsicht behandelt werden, nicht Gräuel.

Josuah Scharf.

26.

Dramaturgische Briefe.

Achter Brief.

Sonntag, den 6. September.

Der Verfasser des Schreibens über das feinere Lustspiel fährt fort, die Freunde einer dramaturgischen Lektüre auf seine angenehme Weise zu unterrichten. Den Briefen über das Lustspiel und das gesungene Drama sind neuere Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele gefolgt *). Ich eile, liebe Freundin, Sie damit bekannt zu machen,

*) Wiener Hoftheater-Taschenbuch auf das Jahr 1808.

um so mehr, da unsere Unterhaltungen dem Verfasser Gelegenheit gaben, auf einige Ausdrücke zurück zu kommen, die in seinem ersten Schreiben aufgefallen waren. Er hat seine Gedanken näher erklärt, oder, wenn Sie wollen, weitläufiger: denn deutlicher ist mir dadurch nichts geworden, nicht einmal der Begriff, den ich mir von der Erklärungskunst des Verfassers machte.

Ich muß Sie bitten, auf meinen zweiten Brief (Nro. 13.) zurück zu sehen. Dort sagte ich unter Anderm: »Glauben Sie nicht, daß unserer Komödie die Lustigkeit noch nöthiger wäre, als der Anstand und die Feinheit? Hätten wir nur erst Lustspiele, worin Leute von Verstand lachen können! Mit der Feinheit, denke ich, würde es sich wol geben. Das wenigstens ist meine Meinung; und, wenn ich nicht irre, so war es auch Lessing's Meinung.«

Der Verfasser hat für gut gefunden, hierauf zu antworten, ohne, nach seiner urbanen Art, mich namentlich dabei zu kompromittiren. »Lachen,« sagte er, »soll man freilich in jedem Lustspiele. In so fern hatte Lessing Recht,

zu sagen, daß der Dichter vor der Hand nur darauf Bedacht nehmen sollte, Lachen zu erregen.« — Hier ist ein Irrthum, wie Sie leicht vermuthen können. Gesagt hat dieß gar Niemand; Lessing am wenigsten. Der Verfasser hat nur Etwas, das ich sagte, so verstanden. Mir ist nicht bekannt, daß Lessing den Dichtern so etwas vor oder nach der Hand zu thun gerathen; und, da ich mich jetzt besser besinne, erinnere ich mich überhaupt an nichts, was er gesagt hätte, und das, auch nur entfernt, einer solchen Auslegung fähig wäre. Ich muß also das In so fern des Verfassers — so weit es einen Tadel enthält — ganz allein auf mich beziehen, und künftig sorgfältiger citiren, um den gelehrten Verfasser zu keiner Ungerechtigkeit zu verleiten. »Wie aber,« fährt der Verf. fort, »auch jedes Lachen? Ein Fleischkoloß mit einer Knabenstimme, ein Mädchen mit einem »Barte, jede Fratze, — erzwingt durch schneidenden Kontrast Gelächter. Ist es aber dieß »Gelächter, welches wir vom Lustspiele erwarten? Gewiß nicht! Das Lachen, welches das »Lustspiel erregt, soll — kein rohes, physisches »Gelächter, auch nicht ein pharisäisches, — noch

»ein schadenfrohes, — noch die Lache der Ver-»zweiflung seyn.« — Freilich nicht. Wer verlangte denn das? — Nicht ich. Die Leute von Verstand, die ich in den Lustspielen gern möchte lachen sehen, auch nicht. Mit wem streitet also der Verfasser? Mit einem Phantom, das er bald Lessing, bald seinen Freund, bald einen Unberufenen nennt, und dem er so beschränkte Begriffe, so seltsame Einfälle, so schwache Argumente leihet, daß es ihm wenig Mühe, aber auch nicht viel Ehre machen kann, damit fertig zu werden.

In meinem zweiten Briefe habe ich mir eine Bemerkung über den schwankenden Ausdruck des Verfassers erlaubt. Er hatte die Begriffe des feineren, hohen und poetischen Lustspieles ziemlich offenbar verwechselt. Doch ein Mann, der mit seiner Theorie noch nicht recht im Reinen ist, kann sich in einem solchen Falle helfen. Wenn sich die Worte nicht nach den Gedanken fügen wollen, müssen sich die Gedanken nach den Worten bequemen. Der Verf. liefert nun eine Theorie des Lustspieles, die ganz aus jenen verfehlten Ausdrücken entwickelt ist, und zu der sie sich also auch vortrefflich schicken. »Das La-

chen, das die Kunst erregt,« sagt er, «soll beruhigen. Wenn das feinere Lustspiel nach diesem höheren Zwecke strebt, werden wir es zugleich das höhere, und da dieser Zweck ein Kunstwerk ist, auch das eigentliche, poetische mit vollem Rechte nennen.« — Sehr wohl! Aber auch die Posse hat einen Kunstzweck, oder es müßte eine sehr elende Posse seyn; und doch ist sie dem feineren Lustspiele entgegen gestellt. Das feine Lustspiel heißt dem Verf. auch das höhere, weil er mit dem Ausdruck eines höheren Zweckes spielt. Diesen Zweck haben alle komischen Darstellungen gemein, oder sie hören auf, ein Gegenstand der Kunst und der Kritik zu seyn. Der Verf. mag zum Behufe seiner Theorie die Worte vermengen, wie er will; die Begriffe sind verschieden, die Gattungen bleiben getrennt, und Jedermann weiß, daß das Hochkomische nur sehr uneigentlich das feine Komische genannt werden kann.

Hören Sie die Erklärung, die der Verf. von dem feinen Lustspiele gibt. »Wenn der Dichter,« sagt er, »den Gegensatz des Ideellen mit dem Gemeinen, Widersinnigen, Ungereimten, in seiner Dichtung entweder wirklich darstellt, oder

durch den Geist einer über das Ganze ausgegossenen Ironie in uns erweckt, so nennen wir solche Lustspiele feinere Lustspiele.« — Eine dunkle Erklärung, werden Sie sagen. Das ist nicht zu leugnen; und doch möchte die Dunkelheit leicht ihr geringster Fehler seyn. Wir wollen versuchen, ihren Sinn zu enträthseln. — Ein Gegensatz also scheint das wesentliche Merkmal des feineren Lustspieles zu seyn, und zwar ein Gegensatz des Ideellen mit dem Gemeinen, dem Widersinnigen und Ungereimten. Das Gemeine, im Gegensatze des Ideellen, gibt einen einfachen Kontrast, und ist nicht lächerlich; das Widersinnige und Ungereimte ist lächerlich an sich, und macht, im Kontraste mit dem Ideellen, einen doppelten Gegensatz. Dieser Gegensatz soll *entweder wirklich dargestellt*, *oder* durch den Geist einer über das Ganze ausgegossenen Ironie *in uns* nur *geweckt* werden. Das heißt ungefähr so viel, als: der Zweck des Trauerspieles kann entweder durch eine tragische Handlung, oder durch *eine über das Ganze ausgegossene Traurigkeit* erreicht werden. — Was der Verf. mit diesem Entweder — Oder sagen wolle, ist schlecht-

hin unbegreiflich. Eine über das Ganze verbreitete Ironie ist nur bei einer Dichtungsart möglich, in welcher der Dichter selbst redet; mit der dramatischen Form, mit der Handlung steht sie in geradem Widerspruche. — Ich bin zweifelhaft, ob ich auch ganz verstehe, was sich der Verf. unter dem Ausdruck des Ideellen denkt; wenn er aber den gewöhnlichen Begriff damit verbindet, so ist seine Definition des feineren Lustspieles offenbar zu weit. In den possenhaftesten Stücken des Aristophanes ist der Gegensatz des Ideellen merklicher, als in den feinsten Lustspielen des Menander und Terenz.

Doch vielleicht verstehen wir den Verf. besser, wenn wir vernehmen, was er von der Posse sagt, welche er — dem feineren Lustspiele entgegen stellt. »Mit Recht!« setzt er selbst hinzu, »denn nur bei einer zarten, feinen, spielenden »Behandlung kann es dem Dichter glücken, daß »jene Kontraste nicht unsern ernsthaften Unwil»len, oder, statt eines geistigen Lächelns, bloß »ein rohes physisches Gelächter erregen.« — Verständlicher scheint dieß wirklich: aber wie wir den Verf. mehr verstehen, finden wir, daß es der Mühe nicht werth war, ihn verstehen zu

lernen. Ein Kontrast, der unsern ernsthaften Unwillen erregt, liegt außer dem Gebiete des Komischen; die zarteste, feinste, spielendste Behandlung kann ihn nicht komisch machen. Was ist ein bloß physisches Gelächter? Wenn es nicht die Folge eines krankhaften Zustandes ist, so ist auch das roheste Lachen geistigen Ursprungs. Der Verf. scheint die Posse ganz zu verwerfen; ich möchte doch lieber ein gutes Possenspiel, als sechs mittelmäßige Trauerspiele geschrieben haben; — er will nur lächeln, nicht lachen. So gar fein waren die Alten nicht. Sie lachten und weinten herzlich; und Homer trägt kein Bedenken, die unsterblichen Götter selbst in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen zu lassen.

»Das Lachen,« sagt der Verf., »soll beruhigen. Wie aus dem Trauerspiele, wie aus jedem Werke der Kunst, soll auch aus dem Lustspiele Beruhigung hervorgehen.« — Das sind Schiller's Grundsätze, auf das Lustspiel angewendet. Wenn etwas Wahres an diesen Grundsätzen ist, so gibt es wenigstens keine, die unfruchtbarer für die Kunst wären. Haben Sie einen Begriff von einem beruhigenden Lachen? Und was hat man gelernt, wenn man weiß, daß

aus dem Lustspiele Beruhigung hervorgehen soll? — So viel sehe ich, daß es leichter ist, diese Sätze zu mißdeuten, als einen Nutzen daraus zu schöpfen. Die Ruhe, wonach die Dichter im Trauerspiele streben, macht ihre tragischen Werke zu einer kalten Schwärmerei; die Beruhigung, die sie im Lustspiele suchen, erlaubt ihnen selbst kaum zu lächeln, und ist Ursache, daß wir in ihren Komödien gewiß nie lachen werden.

Desto mehr, denken Sie vielleicht, könnten wir über die Theorien unserer Dichter lachen. Das ist freilich wahr. Lesen Sie z. B. folgende, von dem Verf. ernstlich gemeinte Stelle. »Man »könnte sagen: das Trauerspiel stelle Kampf und »Sieg, des Schauspiel Kampf und Frieden, das »Lustspiel anscheinenden Kampf und durchgängi»gen Frieden der Freiheit mit der Naturnoth»wendigkeit, vor.« Wenn Sie sich nun bei dem ersteren allenfalls Wallensteins Kampf und Sieg, d. i. seine Ermordung und die Ausrottung seines Hauses, und bei dem letzteren, dem durchgängigen Frieden, etwa die Lästerschule, oder Erklärte Fehde, denken, so werden Sie sich eines kleinen geistigen Lächelns,

gerade wie es der Verf. im Lustspiele haben will, kaum erwehren können. Zu einem etwas lauteren Lachen möchte man durch einen andern Einfall des Verf. versucht werden. Er spricht von dem höchsten Lustspiele, das auf die höheren natürlich folgt. Daß dieses Höchste kommen wird, wie das gesungene Trauerspiel, davon ist der Verf. innig überzeugt. »Glückliche Nachwelt,« ruft er aus, »welcher »dieser höchste Kunstgenuß noch bevorsteht!« Der Titel dieser neuen divina Commedia wird seyn: Die geschlossene Weltgeschichte, ein welthistorisches Lustspiel in beliebig vielen Aufzügen. — Ja, ja, Madame, ein welthistorisches Lustspiel; und ein dichterischer Johannes Müller, oder ein zweiter Wieland, — der eben so viel vor sich in die Zukunft sieht, als der erste zu viel in die Vergangenheit sah, wird es schreiben. — O, liebste Freundin, welche Segnungen sind Ihren Kindeskindern aufgespart! Sie werden die gesungene Tragödie haben, das welthistorische Lustspiel, und sogar — einen Gott! *)

*) Vermuthlich eine Anspielung auf eine Stelle in

Gewiß, meine gute Freundin! wer so leerer Kunstträumereien fähig ist, hat das Höchste in der Kunst nie gekannt. Ich wäre versucht, dem Verfasser ein Buch zu nennen, das, meiner Meinung nach, die wahre divina Commedia des menschlichen Geschlechtes enthält. — Sie errathen, welches ich meine. Es ist der Don Quixotte, das Buch aller Bücher, und der allgemeine Spiegel der Thorheiten, die literarischen nicht ausgenommen.

Neunter Brief.

Die Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele sollen den Beweis enthalten, daß die Handlung, und nicht die Charaktere, das Wichtigste in der Tragödie seyen. Es ist nicht leicht, zu errathen, warum, oder gegen wen der Ver-

---

Schelling's System des transcendentalen Idealismus, wo es S. 441 heißt: »die dritte Periode der Geschichte wird die seyn, wo das, was in den früheren als Schicksal und Natur erschien, sich als Vorsehung entwickeln wird. — Wann diese Periode beginnen werde, wissen wir nicht. Aber wenn sie seyn wird, dann wird auch Gott seyn.«

fasser für nöthig gefunden, diesen Beweis zu führen. Die Sache scheint an sich klar. Kein Kunstrichter von Ansehen hat, meines Wissens, das Gegentheil behauptet. Die Regeln des Aristoteles sind über diesen Punkt so bestimmt und deutlich, daß die Ausleger weder Schwierigkeiten darin entdecken, noch selbst hinein legen konnten. Nicht bloß die Hauptserfordernisse des Trauerspieles, auch ihr gegenseitiges Verhältniß und ihre Rangordnung, sind durch diese Regeln festgesetzt. »Das Erste, die Grundlage, gleichsam »die Seele der Tragödie, ist die Fabel (die Hand»lung), das Zweite sind die Charaktere; denn »sie ist die Darstellung einer Handlung, und da»her auch vornehmlich der handelnden Perso»nen.« (De arte poet. Cap. VI. 20. 21.) Ohne eigenthümliche Sitten (ohne Charaktere) kann, nach dem Aristoteles, eine Tragödie seyn, nicht ohne Handlung: daß es aber, wie der Verfasser verwundernd meint, eine gute Tragödie ohne Charaktere geben könne, hat der Philosoph nirgends vermuthen lassen. Das Beispiel der Malerei, welches er anführt, soll bloß seinen Ausdruck erläutern; ein Argument zum Nachtheil der Charaktere in der Poesie, läßt sich daraus

nicht ableiten, da der Zweck und die Mittel beider Künste sehr verschieden sind. Zeuxis brauchte nur Formen darzustellen, keine Handlung, um den Ruhm eines großen Malers zu behaupten; gleichwol scheint Aristoteles dem Polygnot den Vorzug zu geben, weil er zugleich Charaktere in seinen Gemälden darstellte, und zwar veredelte, nicht, wie Dionysius, gemeine. (Cap. II. 2.) Die urbildlichen Formen des Zeuxis, im Gegensatze des Polygnot, die reinen Urbilder der neueren Dichter, welche der Verfasser dem Aristoteles unterschiebt, sind Träume, wie sie nur ein sehr unaufmerksamer Leser der Poetik haben konnte.

Also die größere Wichtigkeit der Handlung, und zunächst die der Charaktere, ist durch den alten Gesetzgeber der Dichtkunst für das Trauerspiel festgesetzt; keine neuere Autorität hat sich dagegen erklärt; unsere jüngeren Dichter scheinen in einer mystischen Tendenz der Fabel den ganzen Zweck der Kunst zu suchen: — gegen wen glaubt nun der Verfasser die vorzügliche Wichtigkeit der Handlung, in Vergleichung mit den Charakteren, behaupten zu müssen? — Gegen das Publikum, und sodann gegen seinen

Freund. — »Das Publikum,« sagt er, »ist nicht »gewohnt, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze »zu richten. Wer dem Grunde nachspürt, aus »welchem selbst die gebildetere Klasse Wohlgefal- »len an dramatischen Darstellungen trägt, fin- »det bald, daß dieses Wohlgefallen nicht auf der »Wirkung einer Total-Anschauung, sondern auf »dem Interesse beruht, welches jeder Einzelne »an diesem oder jenem, seinem Gemüthe zusa- »genden, Charakter nimmt.« Dieß kann von manchen Herren und Frauen, wenigstens bei unseren gewöhnlichen Theaterstücken, wahr seyn, ohne daß es im Allgemeinen etwas gegen das Publikum bewiese. Ein Stück, das, als ein Ganzes, fehlerhaft und ohne Wirkung ist, hat oft einzelne interessante Situationen und treff- liche Charaktere. Daß diese anziehen und ge- fallen, während das Ganze keinen Eindruck macht, ist nicht die Schuld des Publikums. »Dem »Zuschauer,« bemerkt der Verfasser, »gilt es so- »gar gleich viel, ob er sich für eine Haupt- oder »Nebenperson interessirt, wenn er sich nur stark »interessirt.« Allerdings; und es darf ihm gleich viel gelten. Daß er sich für das Wichtigere in- teressiren müsse, dafür hat der Dichter zu sorgen.

Ein Autor hat immer Unrecht, wenn er über Mangel an Aufmerksamkeit bei seinen Zuhörern klagt. Er lerne, sich ihrer bemächtigen und sie bei der Hauptsache festhalten. Wenn die Handlung den Zuschauer nicht ergreift, wenn sie ihn nicht, wider seinen Willen, bis zum Schlusse mit fortreißt, so hat sie keine dramatische Kraft, und die gutwilligste Anstrengung des Publikums, dem Gange des Stückes zu folgen, wird dem Dichter nur eine kalte Aufnahme verschaffen.

Der Freund des Verfassers ist so sehr für die Charaktere eingenommen, daß er ohne Anstand behaupten zu können glaubt, die Charakteristik sey doch immer die Hauptsache in einem dramatischen Werke. Ich bewundere die Geduld, die der Verfasser mit diesem Freunde hat. Seine Gründe sind sehr schwach; zuweilen thut er Fragen, die man kaum einem Kinde verzeihen würde. »Schon die meisten Titel »der Trauerspiele,« meint er, »deuteten auf Charakteristik, als auf das Wesentlichste, hin. Denn »was kündeten die Aufschriften Oedipus, Ajax, »Philoktet u. s. w. wol anders an, als daß wir »in denselben mit den genannten Heroen bekannt werden sollen?« — Wunderlicher Mann!

Was sollten die Titel Großes zu bedeuten haben? Es sind Namen, womit man ein Trauerspiel von dem andern unterscheidet; der nächste der beste; je weniger er ankündigt, desto weniger hat er zu verantworten. Die Alten insbesondere nahmen es sehr leicht mit ihren Titeln.

Doch der Verfasser selbst nimmt es damit ungemein ernsthaft. »Ich sehe die Sache an»ders,« antwortet er mit einer Amtsmiene. »Mir erscheinen obige Titel als abgekürzt. »Es würde ermüden, immer und immer zu le»sen: tragischer Kampf und Sieg des Oedipus, »Ajax und Philoktet. Dieser Kampf und Sieg »wird als der gemeinsame Inhalt aller Tragödien »ohnehin vorausgesetzt, und durch das Wort »Tragödie sattsam bezeichnet; der Titel soll »uns nur anzeigen, wer den Kampf bestehen, »den Sieg erringen werde. Die Auswahl des »Kampfes bleibt dem Dichter überlassen; »aber einen Kampf zu schauen, sind wir vor »dem Vorhange versammelt.« — Welche Pedanterei! welch ein falsches Spiel mit Pedantereien! Dem alten Sophokles kam von dem Allen nichts in den Sinn. Oedipus verzweifelt, Ajax entleibt sich im Wahnsinne, Philoktet

wird nur durch einen Deus ex machina vom Hungertode errettet. Da ist kein Sieg, als der entsetzliche des Schicksals. Das Trauerspiel ist die Nachahmung einer ernsthaften Handlung, einer Handlung, welche fähig ist, Mitleid und Furcht zu erregen. Der Begriff einer solchen Handlung enthält das Merkmal eines Widerstandes, wenn man will, eines Kampfes; aber das unterscheidende Merkmal dieses Begriffes ist das eines Leidens, unter welchem der Handelnde zu erliegen bedroht ist, und meist wirklich erliegt. Der Ausdruck Kampf ist hier überflüssig, das Wort Sieg lächerlich. Die griechischen Helden waren keine moralische Schwärmer; sie sahen in dem Tode keine Märtererskrone; und wenn sie das Unglück mit starker Seele ertrugen, so waren sie doch zu menschlich geartet, um sich dessen als eines Triumphes zu überheben.

Der Verfasser hat die Griechen gelesen. Ich kann nur wünschen, daß er sie noch ein Mal, noch oft, und mit freierem Geiste lese, als bisher. In dem Aristoteles, den er anführt, aus dem er selbst einige Stellen übersetzt, hat er offenbar nur geblättert. Es ist unmöglich, den Aristoteles zu verstehen, und zu denken, daß sich

die neue Kunsttheorie der Deutschen mit seinen Lehrsätzen in Uebereinstimmung bringen lasse. Einer seiner neuesten Ausleger, der jener Theorie zum Theile anhängt, und dessen Ausgabe der Verfasser sogar gefolgt ist, Herr Hermann, hat dieß sehr wohl eingesehen. Da er seine Philosophie für untrüglicher hält, als den Stagyriten, so glaubt er diesen ohne Bedenken in die Schule nehmen zu dürfen; und wo sich die Poetik des Aristoteles nicht mit den Kantisch-Schillerischen Grundsätzen verträgt, hat der Grieche natürlich Unrecht. Das ist konsequent. Unser Verfasser ahnet die Unvereinbarlichkeit der alten und neuen Principien der Kunst nicht einmal. In seinen Augen behält Schiller immer Recht, aber Aristoteles braucht deßhalb nicht Unrecht zu haben; ja, er läßt sogar Lessing's Kritik den Uebergang von dem System des Aristoteles zu Schiller's Kunst-Metaphysik machen. Wie würde Lessing erstaunen, wenn er hörte, was für eine räthselhafte Weisheit aus seinen klaren Gedanken hervorgegangen ist!

»Eine tragische Handlung« sagt der Verfasser vermeintlich mit dem Aristoteles, »ist diejenige, welche Mitleiden und Furcht erweckt,

»und durch Erweckung dieser und derglei-
»chen Leidenschaften, Mitleiden und Furcht
»reiniget.« Es sollte heißen: welche durch Erweckung des Mitleidens und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt. Was Aristoteles als Zweck der Tragödie vorgestellt, kann durch kein: und dergleichen ausgedrückt werden; denn dieser Zweck ist ganz bestimmt: Mitleid und Furcht. Man könnte hier einen Schreibfehler vermuthen, aber der Zusammenhang zeigt, daß der Verfasser nichts anderes schreiben wollte. »Lessing,« fährt unser Autor fort, »hat den Schlüssel, wie diese Reinigung bewirkt »werde, in der Bewunderung gefunden.« — In der Bewunderung? Das fand Lessing? Er, der diese kälteste aller Gemüthsbewegungen lieber ganz aus der Tragödie verbannt hätte? — Nun, werden Sie denken, er muß es denn doch gefunden haben; wie käme der Verfasser sonst dazu, es ihm so auf den Kopf zuzusagen? — Das weiß der Himmel! Aber mit Lessingen hat der Verfasser nun einmal ein besonderes Geschick. Er mag ihn loben oder tadeln: Lessing ist an dem Einen so unschuldig, als an dem Anderen. Lesen Sie die Hamburgische Dramaturgie, Nro.

74 — 78, wo die Aristotelische Definition des Trauerspieles erläutert wird; Sie werden vortreffliche Bemerkungen über die Reinigung der Leidenschaften, aber keine Spur von der unerklärbaren Behauptung unseres Verfassers finden. Doch ja! Es ist ein Mal S. 179 — 180 von der Bewunderung die Rede; aber bloß, um die unberufenen Ausleger des Aristoteles durch die Frage in Verlegenheit zu setzen: warum z. E. die Tragödie nicht eben sowohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht erregen könne und dürfe? — Sollte den Verfasser diese Stelle zu seinem Mißgriffe verleitet haben? Der Anlaß wäre des Irrthums werth! Der Verfasser muß in der Dramaturgie, und in Lessing's Schriften überhaupt, kaum geblättert haben.

Dessen ungeachtet fährt der zuversichtliche Mann in seiner neologischen Sprache treuherzig fort. »Wie das Mitleid an dem Strahle »der Bewunderung schmilzt, vermindert sich auch »die Furcht vor dem Schicksale, das den gerü»steten Menschen nicht zu unterdrücken vermag.« Eher möchte man sagen, daß das Mitleiden vor der Bewunderung erstarrt, und wenn die

Furcht vor dem Schicksale durch die Bewunderung vermindert wird, so könnte sie dadurch auch wol bis zur Apathie herabgestimmt werden, was wahrlich keine Reinigung dieser, dem menschlichen Geschlechte heilsamen, Gemüthsstimmung wäre. Die Aristotelische Reinigung der Leidenschaften nämlich, um es mit Lessingen kurz zu sagen, besteht in nichts Anderem, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten. »Da bei jeder Tugend,« nach unserem Philosophen, »sich diesseits und jenseits ein Extrem findet, zwischen welchen sie inne steht, so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend seyn, welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein, in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ganz und gar kein Unglück fürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste,

auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt.« Diese Vorstellungsart ist die des Aristoteles, wie aus den Parallel-Stellen (besonders Politik B. VIII. Kap. 7.) deutlich erhellet. Das zu viel oder zu wenig der Leidenschaften soll durch die Reinigung weggeschafft werden, nicht die Leidenschaften selbst *). Wer es anders

*) Dem wahren Sinne des Aristoteles in dieser schwierigen Stelle scheint, außer Lessingen, Batteux am nächsten gekommen zu sein. »A qui« sagt er, a pu venir cette pensée inhumaine, de vouloir guérir les hommes de la pitié, qui est le réfuge des malheureux; de la terreur, qui est la sauvegarde de la vertu?« — Er erklärt die Poetik aus der angeführten Stelle der Politik des Aristoteles, und schließt seine Bemerkungen mit folgenden Worten: »Mais que devient l'effet, ou la fin morale de la tragédie, qu'on croyoit indiquée par cette purgation des passions, prise dans un autre sens? Elle est toujours la même, parceque la tragédie est, et sera toujours, un tableau des malheurs et des misères de l'humanité, qui nous apprendra toujours, par la crainte, à être prudents pour nous; par la pitié, à être sensibles et secourables pour les autres. Ce sera toujours un exercice de l'âme aux émotions tristes, une sorte d'apprentissage du malheur, qui nous prépare aux événemens de la vie, comme le soldat qu'on aguerrit par des combats simulés. C'est le seul sens, dans lequel la tragédie puisse avoir un effet moral. Vou-

nimmt, hat weder den Aristoteles, noch den Lessing, noch die wahre Tragödie verstanden.

Unser Verfasser weiß von dem Allen nichts.

---

loir, que l'action de la tragédie soit une allégorie, comme une fable d'Ésope, pour nous enseigner une vérité, importante ou non; c'est un raffinement qui passe le but, qui ne convient point aux plus belles tragédies qui existent, et auquel les poëtes anciens n'ont point pensé, non plus que les modernes. »*Remarques sur Aristote. Ch.* 10. 1. Herr Hermann, als ein konsequenter Anhänger der neueren Stoa, verwirft in seiner Ausgabe der Poetik den Aristotelischen Zweck der Tragödie gänzlich, und stimmt daher auch der Meinung Lessing's über diesen Punkt keinesweges bei. Er, nicht Aristoteles, noch Lessing, sucht die Reinigung des Gemüthes durch das Trauerspiel in der erhabenen Gesinnung und in der Bewunderung, wodurch diese bewirkt wird. Aber nicht Mitleid und Furcht läßt er durch die Bewunderung reinigen; denn das gibt gar keinen Sinn, sondern die Seele überhaupt, welche sich durch eine erhabene Stimmung über Mitleid und Furcht hinweg setzt. »Non enim per miserationem et terrorem istiusmodi purgatio animi perficitur, sed per sublimitatem, quam quum omnium maxime in tragoediae definitione commemorare Aristoteles deberet, omnium minime tetigit. Hac enim fit, ut et miseratione et metu maiores nos esse sentiamus, nec percelli nos his animi motibus patiamur.« *Comment.* ad Cap. VI. 2. — Der Verfasser hat diese Ausgabe gebraucht, und seine Grundsätze stimmen mit denen des Kommentators überein. Wie hat er denn gelesen?

Er schließt vielmehr: »So bahnte Lessing Schil-
»ler'n den Weg zur Erklärung des Trauerspie-
»les, als der Darstellung einer Handlung, aus
»welcher der Sieg der Freiheit über die Natur-
»nothwendigkeit hervorgeht. Und wirklich ist nur
»eine solche Handlung geeignet, durch Be-
»wunderung Mitleiden und Furcht zu reini-
»gen.« O Aristoteles! o Lessing! was wird un-
ter der Hand eines heutigen Schriftstellers aus
euren deutlichsten Worten und Grundsätzen!
Der Verfasser scheint mit seiner sinnreichen Er-
klärung sehr zufrieden. Er sieht selbstgefällig auf
seinen Brief über das feinere Lustspiel
zurück. »Ich schrieb Ihnen jüngst,« sagt er,
»das Höchste und Größte, was seit Lessing über
»Poesie ausgesprochen wurde, hat derselbe nicht
»nur geahnet; der Keim davon war bereits zur
»Knospe aufgeblüht, diese wartete nur, daß die
»Strahlen seines Geistes wohlthätig auf sie fie-
»len, um sich ganz zu entfalten.« — Hier fin-
den Sie eine Bestätigung des Gesagten. — So
glaubt der Verfasser durch ein vornehmes Ga-
limatias, das er für ein Kompliment ausgibt,
Alles gut zu machen, was er sich beigehen ließ,
von Lessing zu sagen. — Sie, meine liebe

Freundin, werden hier nichts finden, als einen Beweis, wie unsere ersten und schätzbarsten Autoren lesen, was für schülerhafte Begriffe sie von der Kunst haben, worin sie sich Meister zu seyn bedünken, und wie nöthig es ist, die Anmaßung dieser kleinen Meister in Schranken zu halten. Ich werde Ihnen im Folgenden noch einige solcher Beweise vorlegen.

27.

Dramaturgische Briefe.

Zehnter Brief.

Aristoteles rühmt von der Dichtkunst, daß sie philosophischer und lehrreicher sey, als die Geschichte; und dieß aus dem Grunde, weil die Poesie mehr auf das Allgemeine gehe, die Geschichte aber auf das Besondere. Das Geschäft des Dichters nämlich ist nicht, zu erzählen, was geschehen, sondern von welcher Beschaffenheit das Geschehene sey, und wie es nach der Wahr-

scheinlichkeit oder Nothwendigkeit habe erfolgen müssen. Wie ein Mann von dem Charakter des Alcibiades, nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit, sprechen und handeln würde, dieß ist das Allgemeine; was Alcibiades wirklich gethan oder erlitten hat, dieß ist das Besondere: das erste stellt der Dichter, das zweite der Geschichtschreiber dar.

Unser Verfasser sagt auf Anlaß dieser Stelle: »daß Aristoteles überall auf Allgemeinheit »(Idealisirung), als Eigenheit der Poesie, im »Gegensatze der Individualisirung, als Eigen»heit der Geschichte, dringe,« und folgert daraus etwas schnell, daß eigenthümliche Sitten in der Tragödie und in der Dichtkunst überhaupt fehlerhaft seyen. Er spricht von einer Sittentragödie, deren Aristoteles erwähne, und wovon er zweifelt, ob der Philosoph sie gebilligt habe; ja, er vermuthet sogar, Aristoteles habe diese Gattung, und die pathetische, gänzlich verworfen. — Diese Ansichten und Vermuthungen sind im höchsten Grade willkürlich. Die Allgemeinheit, deren der Philosoph gedenkt, kann nur sehr uneigentlich Idealisirung genannt werden; in der Poetik ist sonst nirgends, geschweige

überall, von dieser Allgemeinheit die Rede; die Geschichte individualisirt nicht, denn die Personen und Begebenheiten, die sie darstellt, sind an sich individuell. Die Tragödie hat nur Sitten (Charaktere), sofern sie die handelnden Personen individualisirt, d. h. ihnen einen eigenthümlichen, von allen andern sich unterscheidenden, Charakter gibt; nicht ein starkmüthiger Mann, sondern Oedipus soll dargestellt werden, und der Charakter des Oedipus soll sich von dem des Herkules, des Ajax, des Philoktetes, welche alle die Starkmuth mit ihm gemein haben, bestimmt unterscheiden. — Die vier Arten der Tragödie, die Aristoteles aufzählt, sind nur zum Behufe der Kritik so genau getrennt; in der Ausübung erscheinen sie mehr oder weniger vermischt. Er verwirft deren keine, es wäre denn die ganz einfache, die weder einen Glückswechsel, noch Charaktere, noch das tragische Leiden (Pathos) enthält. Homer, der unserm Philosophen in allen Rücksichten das höchste Muster ist, hat in der Ilias das Beispiel einer einfachen und pathetischen, in der Odyssee, einer verwickelten und charakterisirten Fabel (eines Sittengemäldes), aufgestellt.

(De arte poet. Cap. 24.) In dieser allgemeinen Beziehung haben die Epopee und das Drama einerlei Regeln. Vermuthet der Verfasser etwa, daß Aristoteles auch die Ilias und Odyssee gänzlich verworfen habe? — Homer, in Allem bewundernswürdig, ist es vorzüglich in der Charakteristik seiner Personen; die Charaktere, die er darstellt, sind, ungeachtet ihrer idealischen Gestaltung, wie aus der Wirklichkeit gegriffen. Jeder ist in sich selbst gegründet, wahr und vollendet. Was sie von einander unterscheidet, sind nicht logische Merkmale, es sind gleichsam Elemente des Lebens, welches, nächst der Natur, das Genie allein seinen Schöpfungen verleihet.

Unser Verfasser ist kein Freund des Lebens in der Kunst, auf dem Theater besonders nicht. »Heut zu Tage,« ruft er entrüstet aus, »ist das »erste, was Ritter und Volk begehrt: Leben, Le»ben, Leben! Mögen immer die Gestalten et»was unförmlich ausfallen, aber lebendig müs»sen sie seyn. Das heißt, nach den Forderun»gen des gemeinen Geschmackes nichts anderes, »als: das Götterbild der Menschheit muß hier »und dort schon so beschmutzt, verrenkt,

»zerfetzt und beladen seyn, daß man keinen »Augenblick zweifeln darf, es habe sich auf der »kothigen Heerstraße des Lebens stark herum »getummelt.« Ein ekelhaftes Bild! noch ekelhafter, wie mich däucht, als das, welches der Verfasser der ergrimmten Claudia nicht verzeihen kann, und um deßwillen er die Emilie Galotti lieber gar nicht geschrieben haben möchte. — Aber was hat dieses Bild mit dem poetischen Leben zu thun, das nicht der gemeine Geschmack allein, sondern auch der edelste und feinste Geschmack von den Dichtern fordert? Der Verfasser verwechselt offenbar die Lebendigkeit der Darstellung, wodurch Homer's, Euripides, Shakspeare's und Göthe's Charaktere so anziehend sind, mit der Nachahmung des niedrigen Lebens, an dessen grotesken Formen sich zuweilen nicht bloß die Menge, sondern auch die Verständigen, wie mir scheint, nicht mit Unrecht, ergetzen. — Noch ein Mal, ich weiß nicht, um was, noch mit wem, der Verfasser eigentlich streitet. Einige Recensenten mögen die Charaktere in den Trauerspielen des Verfassers getadelt haben. In der That fehlt es diesen Charakteren oft an Leben, aber sie sind von dem Ideale

nicht weniger entfernt, als von der Natur. Regulus ist ein raisonnirter Charakter, aber kein idealischer; Polyxena ist ein unnatürliches Geschöpf, aber kein poetisches; der Weise des Verfassers ist wirklich eine Schattengestalt, aber eine sehr gemeine. — Indessen, was auch die Kritik an der Charakterzeichnung des Verfassers vermißt haben mag, so erbärmliche Mißgestalten, als er »Ritter und Volk begehren« läßt, hat gewiß Niemand von ihm verlangt. Man will keine dürftige und ganz ausgetrocknete, aber deßhalb noch keine überladene, oder in Schmutz ertränkte Charaktere. Weder die Kritiker, noch das Publikum, noch die besseren Schauspieler verlangen dergleichen. Wie kommt der Verfasser nur zu seiner üblen Laune gegen das Publikum und die Schauspieler? Ich dächte, er hätte Ursache, mit beiden zufrieden zu seyn. Wenn es nicht der Beifall der Menge ist, worauf sich die große Meinung des Verfassers von seinen eigenen Verdiensten stützt, so errathe ich nicht, was es sonst seyn könnte. Die Wenigen, die sich von der Menge unterscheiden, haben diese Verdienste bisher nicht so unbedingt anerkannt, oder auch vielleicht nur nicht so ganz eingesehen.

»So überladen,« sagt der Verfasser in seiner Unzufriedenheit mit dem Publikum und den Schauspielern, »daß man vor Gewand an dem »Körper irre wird, und bis zu ihm nicht durch»dringen kann, will das verwöhnte Publikum »die Charaktere. Bleibt der Dichter zurück, ein »tüchtiger Schauspieler hilft nach, und greift im »Zweifel immer nach dem Solideren.« — Brockmann und Koch erhalten im Vorbeigehen ein Kompliment. — »Aber unser Schauspieler,« fährt der Verfasser fort, »spielt seinen General, »wie seinen Kanzleimann, mit gebrochenen »Knien, Katzenrücken, verlöschender Stimme, »Alongeperrücke und langer Weste. Der Ge»neral zwar verdampft, aber der alte Ge»brechliche bleibt als Bodensatz zurück.« — Welch ein Witz! welche schalkhafte Einfälle! Und dieser Schauspieler gefällt in Wien wol mehr, als Koch und Brockmann? Und gegen solche Fratzen fand der Verfasser nöthig, den Aristoteles zu Hülfe zu nehmen, um aus ihm zu beweisen, daß man »nicht gleich Alles für »Phantasmen und Schattengestalten anbel»len müsse, was nicht aus der nächsten Umge»bung genommen ist?« Die Alongeperrücken

und langen Westen wenigstens wären nicht aus unserer nächsten Umgebung genommen. Aber bemerken Sie die Feinheit, mit der sich der Verfasser gegen die Kritiker und das Publikum ausdrückt. Wer sich eine Bemerkung über einen mißlungenen Charakter erlaubt, bellt ihn an; wer die Bianca della Porta nicht so sehr bewundert, als ihr Verfasser, ist ein Unberufener; wer den Dichter tadelt, muß entweder von Mißgunst oder Unwissenheit dazu angetrieben seyn. Sogar von Mißgunst? Nicht doch! Vielleicht sind die, welche ihn tadeln, mehr seine Freunde, als die, von deren Lobsprüchen er berauscht ist. »Wer Alles bewundert,« bemerkt der Verfasser selbst, »bewundert nichts.« Vielleicht denken seine Kritiker, wie der Verfasser glaubt, daß Aristoteles in Betracht des Euripides gedacht habe, »daß man nämlich einen großen Geist verehren, und doch seine Schwächen »bemerken könne, daß man diese Schwächen um »so heißer wegwünschen müsse, je inniger man »ihn liebt.«

Doch mir scheint, der Verfasser hätte besser gethan, sich nicht so oft auf den Aristoteles zu berufen. Er ist offenbar viel zu wenig in die

Denkungsart des alten Weisen eingedrungen, um sagen zu können, was er in diesem oder jenem Falle gedacht haben möchte. Um dem Euripides einen Fehler nachzuweisen, bedurfte der größte Kunstrichter des Alterthums wahrlich einer so kahlen Entschuldigung nicht. Er hat diesem Dichter viel bedeutendere Fehler nachgewiesen, als der ist, dessen Bemerkung unserm Verfasser so auffallend dünkt. Gleich in derselben Stelle, die der Verfasser citirt, gedenkt Aristoteles noch eines zweiten mangelhaften Charakters, aus dessen Kritik sich der Verfasser unter andern über die eigentliche Bedeutung eines viel bestrittenen Aristotelischen Ausdruckes besser, als er es zu seyn scheint, hätte unterrichten können. Es ist dieß der Charakter des Menelaus in dem Orest des Euripides, worauf der Philosoph noch ein Mal am Schlusse des 26. Capitels zurückkommt. — Ich will es für's Erste dem Scharfsinne des Verfassers überlassen, zu errathen, welchen Aufschluß die Lehre des Aristoteles von der Charakterzeichnung, aus der Vergleichung dieser zwei Stellen, erlangen könnte.

Der Abschnitt der Poetik, welchen der Verfasser kommentirt, enthält keinesweges die ganze

Meinung des Stagyriten über die Beschaffenheit und Bildung der dramatischen Charaktere. Man muß die anderen Kapitel der Dichtkunst sorgfältig damit vergleichen, und auch die übrigen Schriften des Philosophen zu Rathe ziehen, wenn man ihm keine fremde Gedanken unterschieben will. Ueberhaupt hat Aristoteles diesen Gegenstand viel weniger ausführlich behandelt, als die Lehre von der Komposition der Handlung, und dieß deßhalb, wie mich däucht, weil er die letztere nicht bloß für den wichtigeren Theil der dramatischen Kunst hielt, sondern auch für den, worin die Kunst am meisten vermag. Sitten und Charaktere muß den Dichter sein eigenes Genie und die Kenntniß der Welt unterscheiden und bilden lehren; die Zusammensetzung der Fabel ist ganz das Werk des Nachdenkens und der Kunst.

So vieler Aufmerksamkeit aber hat der Verfasser den Aristoteles nicht gewürdigt, ungeachtet des Respektes, den er für seine Worte zu haben vorgibt. Die Erklärung des Verfassers von dem 15ten Kapitel der Aristotelischen Poetik, welche von den Charakteren handelt, ist überaus seicht und großen Theils unrichtig. Er hat

weder den Text seines Autors, noch die Materie selbst hinlänglich durchdacht; und nicht einmal Hurd's und Lessing's Bemerkungen über diesen Gegenstand scheinen ihm bekannt, oder gegenwärtig gewesen zu seyn. Einer so großen Unachtsamkeit sollte sich ein Schriftsteller nicht schuldig machen, der so empfindlich für Lob und Tadel ist, und sich den Widerspruch, den er im Publikum findet, nicht anders, als aus der Mißgunst oder Unwissenheit seiner Gegner zu erklären weiß. Um die Schwächen einer solchen Arbeit zu bemerken, als die dramaturgischen Briefe des Verfassers sind, bedarf es wahrlich der Mißgunst nicht; und es müßten sehr unwissende Gegner seyn, die dem Verfasser selbst nicht auf jeder Seite dieser Briefe Fehler der Unwissenheit nachweisen könnten. — Was bewegt den Verfasser, so unreife Versuche der öffentlichen Kritik auszusetzen? — Was sonst, als die vortheilhafte Meinung, die er selbst und seine Freunde davon haben. Ja, die Freunde! Ich irre sehr, oder der Verfasser hat so viele Ursache, als irgend Jemand, gegen sich und seine Freunde auf der Hut zu seyn. Wenn die Mißgunst, oder besser, die Kritik bei manchen Autoren

nicht wieder gut machte, was die Freundschaft an ihnen verdarb, so würden ihre Talente schwerlich die wahre Reife erlangen.

Eilfter Brief.

Die dramaturgischen Sonderbarkeiten unseres Autors fangen an, Ihnen Langeweile zu machen. Sie haben die Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele nun selbst gelesen. Was Sie davon verstehen, sagen Sie, mache Sie nicht begierig, dasjenige zu enträthseln, was Ihnen darin noch dunkel ist. Das ist Schade; denn ich hätte noch so Manches über diese Briefe auf dem Herzen! — Aber freilich, Sie haben Recht. Die Mühe, die es kostet, sich die Worte des Verfassers verständlich zu machen, ist ihr Inhalt nicht werth; und ich bin im vollen Ernste der Meinung, die Sie im Scherze äußern: daß Sie sich (so wenig Griechin als Sie sind, doch) eben so leicht in den griechischen Text der Poetik einstudiren würden, als in den deutschen Kommentar, den uns Herr von C. darüber gibt.

Es fehlt den Gedanken des Verfassers nicht bloß an Ordnung und Klarheit, sondern großen Theils auch an Gehalt. Das Wahre, das noch darin ist, finden Sie im Lessing, im Diderot, im Batteux und Eschenburg, — und wo nicht überall? — ungleich besser; selbst das Falsche, das sie enthalten, werden Sie in Schiller's und Herrn Schlegel's ästhetischen Aufsätzen wenigstens viel besser ausgedrückt lesen. Eigenthümlich ist dem Verfasser nichts, als die Vermischung der unvereinbarlichsten Begriffe und Grundsätze, und die widerliche Manier und Sprache, worin Derbheit und Pretiosität, Gemeinheit und Schwulst, die niedrigsten Wendungen und die hochfliegendsten Tiraden der neuen Schule auf das Unangenehmste abwechseln. — Wäre nur die Erklärung des Verfassers von dem Hochkomischen richtig! Das Beispiel dazu hätte er uns in seinen dramaturgischen Aufsätzen gegeben. Was enthielten diese Anderes, als eine D a r s t e l l u n g d e s G e m e i n e n, W i d e r s i n n i g e n u n d U n g e r e i m t e n, i m G e g e n s a t z e d e s I d e e l l e n, wenigstens — d e s B e s t r e b e n s n a c h d e m I d e e l l e n? Aber dieser Kontrast ist nicht komisch, er ist nur wider-

lich und, wie Sie selbst empfanden, langweilig.

Zwei Grundgedanken von sehr verschiedenem Werthe und Ursprunge scheinen den Verfasser in seinen dramaturgischen Untersuchungen bisher geleitet zu haben. Der erste ist die Kantische Idee des Erhabenen; der zweite die Lehre der Franzosen von dem theatralischen Anstande. Ich behalte mir vor, Ihnen meine Meinung über den Mißbrauch, welchen Schiller und dessen Nachfolger von Kant's Grundsätzen in der Aesthetik gemacht haben, bei einer anderen Gelegenheit ausführlich vorzulegen. So viel ist schon zum Voraus klar, daß die Erhabenheit, nach Kant's Idee, sich sehr schlecht mit der Anständigkeit und dem Prunke des französischen Theaters verträgt. Wie voll der Verfasser aber auch den Mund nimmt, wenn er von dem »Triumphgefühle der siegenden Freiheit,« von der »Stählung und Heiligung des Willens zu dem Kampfe mit dem widrigen Schicksale,« von dem »Siege der Freiheit über die Naturnothwendigkeit« spricht, so sieht man doch, daß ihm der Reifrock und der Federhut seiner dramatischen Helden und Heldinnen ungleich mehr am Herzen liegen, als alle die übersinnlichen Kostbarkeiten der

neuen Schule. Ueberall kommt er auf den Anstand, die Würde, die Feierlichkeit zurück, welche den Helden und seine Sprache auf der Bühne auszeichnen müssen. Nichts beleidigt seinen Geschmack mehr, als ein Verstoß gegen die Konvenienz und die theatralische Kleiderordnung. Ein weiser Mann mit einer langen Weste — welch ein Kontrast! Eine tragische Person mit gekrümmtem Rücken — welch ein Unding! »Dürfte ich,« sagt der Verfasser, »den großen Alexander nicht anders, als mit einer merklich schiefen Schulter darstellen, so würde ich ihn nicht auf die Bühne »bringen, ganz gewiß, daß die schiefe Schulter des kleinen Mannes mir seine ganze »moralische Größe verdecken würde.« — Eine Abhandlung über die dramatische Kunst mit solchen Einfällen — welche Abgeschmacktheit!

So überaus anständig und ekel, als Herr v. C., waren Sophokles, Euripides und vornehmlich Shakspeare nicht. Ohne Zweifel würde der Verfasser den Othello nicht auf die Bühne gebracht haben, aus Furcht, die schwarze Farbe des Mannes möchte ihm seine ganze tragische Größe verdecken; oder er hätte — den Mohren

zuvor weiß gewaschen. Richard würde bei ihm keine schiefe, wenigstens keine merklich schiefe Schultern haben, sondern ein schlankes, wohlgestaltetes Ungeheuer vorstellen, etwa wie Ezzelino. Sein alter Peleus dürfte nicht gebückt und hinfällig erscheinen, sondern, wie es einem Kämpfer der Freiheit geziemt, ganz aufrecht und rüstig. Philoktetes würde auf zwei gesunden Beinen einher gehen, ohne die scheußliche Fußwunde, aus der bei dem Griechen schwarzes Blut und Eiter fließt; und Oedipus würde wenigstens eine zierliche Binde vor seinen ausgerissenen Augen tragen, da es allen Anstand und alle gute Sitte verletzt, ein verehrliches Publikum mit dem Anblicke bluttriefender Wangen zu erschrecken. — Wie viel anständiger, als die unerleuchteten Griechen, würde unser Verf. diese Gegenstände behandelt haben! — Um so viel anständiger behandelten sie die Franzosen: aber St. Evremont, Diderot und Voltaire selbst gestanden, daß ihre Bühne dadurch, um eben so viel, weniger tragisch und ergreifend geworden.

Doch nein! Die französischen Tragiker haben die Sucht nach Anständigkeit nie so weit

getrieben, als Herr v. C., wenigstens in der Kritik, sie zu treiben geneigt scheint. Der zierlichste Kleinmeister unter den französischen Kunstrichtern würde sich schwerlich unterfangen haben, einen klassischen Schriftsteller seiner Nation über die Anwendung eines figürlichen Ausdruckes, wie die Rede der Claudia in der Emilia Galotti ist, den Prozeß zu machen. Welch ein Einfall, diesen Ausdruck mit einer Unfläthrerei, die Göthe'n in der ersten Ausgabe seines Götz entwischt war, zusammen zu stellen! Welche Konsequenz, durch die Anführung von zwei Zeilen bewiesen haben zu wollen, daß Lessing denn doch — die Sprache zu einer Natürlichkeit herab gezogen habe, in welcher sie, ferne von aller Veredlung, aufgehört, Organ der Poesie zu seyn!«

»Gäbe es keine andere Art,« sagt Herr v. C., »das Außersichseyn, und den Sturm einer, »durch den Mord ihres Schwiegersohnes, em»pörten Mutter, in Gegenwart des Kupplers »und Mörders, zu bezeichnen, als durch die »ekelhafte Invective: »»denn, warum soll »»ich Dir nicht alle meine Galle, allen meinen »»Geifer mit Einem Worte in das Gesicht

»»speien« so wollte ich lieber vermeiden, diesen »Sturm dramatisch darstellen zu wollen.« — Sie erinnern sich des Zusammenhanges, worin Claudia diese Worte gegen den Marinelli ausstößt. Ist Ihnen das Ekelhafte davon jemals aufgefallen? Schwerlich; denn Sie dachten nicht daran, daß Lessing die Sprache sollte herab gezogen haben. Sie fanden wol gar, daß nicht jenes Bild, sondern das Schimpfwort: Kuppler! welches dadurch vorbereitet wird, das Stärkste in Claudiens Invective sey. Sie fühlten vielleicht, daß Sie selbst, ungeachtet der Delikatesse Ihres Geschmackes, in einer ähnlichen Situation eines ähnlichen Ausdruckes fähig gewesen wären. Und was ließe sich, auf's strengste genommen, auch dagegen einwenden? In der Sprache des Umganges, in welcher die Emilia Galotti geschrieben ist, in der Leidenschaft, worin Claudia spricht, hat dieser Ausdruck durchaus nichts Anstößiges; die Kritik, die ihn rügt, die ein solches Aufheben davon macht, fällt mit aller ihrer Lächerlichkeit nur auf den Kunstrichter zurück.

Ueber diese Kritiker! Ein Wort macht sie schwindeln: den wildesten Unsinn, in Erfindung

und Sprache, scheint ihr Kopf ohne Beschwerde zu ertragen. Sie seigen Mücken, und muthen uns zu, Kameele zu verschlingen. Das verwegenste Urtheil über ein Werk, über einen Schriftsteller — und wäre dieses Werk die Emilia, wäre dieser Schriftsteller Lessing — glauben sie durch ein paar, aus dem Zusammenhange gerissene, Worte gerechtfertigt zu haben. So kritisirt Herr v. C., so vertheidigt er sich; so kritisiren die talentvollen jungen Männer, welche die auswärtigen Journale mit literarischen Notizen versehen. Darin zeigen sie die vielseitige Bildung und den Umfang der Kenntnisse, welche den Kunstrichter ausmachen. Aber wenn man ihre dunklen Orakelsprüche in ihrer Nichtigkeit darstellt, wenn man ihr anmaßliches Geschwätz mit Gründen widerlegt, worauf sie außer Stande sind, zu antworten: dann klagen sie über Schmähungen; dann verfolgt sie die Mißgunst; dann meinen sie sich von der neidischen Welt in den Himmel flüchten zu müssen, den sie bescheidentlich im Herzen tragen, und den ihnen freilich Niemand rauben wird, weil er in nichts, als in ihrer ärmlichen Eitelkeit besteht.

28.

Der Dichter Schneck.

Herr Hilarius Frank, welchen die Leser schon als einen aufmerksamen Beobachter literarischer Kuriositäten kennen, hat mir folgendes Schreiben mitgetheilt, das ihm zugekommen ist. Der Briefsteller hat sich selbst so treffend charakterisirt, daß jede Einleitung zu seiner Epistel überflüssig scheint. Was die Beiträge betrifft, welche Herr Schneck zu dem Sonntagsblatte zu liefern verspricht, so sollen sie mir sehr willkommen seyn, wenn sie alle so ergetzlich sind, als sein erster Brief. Ich besorge jedoch, daß ich mich der Unterstützung des genialen jungen Mannes nicht lange werde zu erfreuen haben, denn ich höre, daß es der Redaktion einer neuen, demnächst hier erscheinenden Zeitschrift bereits gelungen ist, sich seiner zu bemächtigen, und ohne Zweifel werden die Talente des Dichters Schneck in diesem Journale einen angemesseneren Wirkungskreis finden, als in dem unsrigen.

Schreiben des Dichters Schneck, an Hrn. Hilarius Frank.

Motto:

»Ich — ich, ein Thor? Und wär's, so soll kein Mensch mir's sagen!«

Ernst und Scherz, ein Spiel in Versen. S. 54.

Mein Herr!

Wie ich mich, als absoluter Geist, selbst gesetzt habe, werden Sie aus dem Folgenden ersehen; welche Form ich in der Welt der Erscheinungen, im Reflex des Nicht-Ich, einnehme, damit will ich meinen Brief anfangen. Schneck nennt mich das gemeine Volk, den Dichter Schneck, die gebildete Welt. Sie müssen mich aber nicht mit jenem Dichter Schneck verwechseln, von dem Herr von Kotzebue, in seinem Taschenbuche für dramatische Spiele, Meldung thut. Jener Reimschmied ist höchstens eine Gartenschnecke, während zwischen meinen transcendentalen Fühlfäden Vergangenheit und Zukunft liegen, daher ich vielmehr einer Weltschnecke zu vergleichen bin. Auch umfasse ich die Welt, d. h. ihr Ideal, denn um die wirkliche bekümmere ich mich nicht, so wie diese sich nicht viel um mich bekümmert hat. Darum

von allem Irdischen mich lossagend, habe ich nur nach dem getrachtet, was über den Sternen ist. Die Höhen der Anschauung frühzeitig suchend, ging ich dem Verstande überall aus dem Wege, und wenn mich zufällig etwas davon anflog, schüttelte ich es kühn von mir ab. Tadelten mich deßhalb die gemeinen Verstandesmenschen, so fand ich volle Beruhigung in dem Motto, das ich über diesen Brief setzte. Merken Sie sich den göttlichen Spruch, mein Herr! Er ist das Alpha und Omega der absoluten Lebensweisheit.

Gedrängt vom Drange eines alldurchdringenden Geistes, bin ich meiner bisherigen Obskurität müde. Ich trete heraus in die Welt, und fasse die Hände der großen Genie's, welche dem Menschengeschlechte eine poetische Bildung plastisch anblühen. Auch ich will mein Volk führen zum Gipfel, wo

„bis zur Wurzel Göttlichem in's Aug' es sieht.“ *)

Dieß sey genug, mein Herr, Ihnen die Ten-

---

*) S. der Graf und die Gräfin von Gleichen. Eine Tragödie vom Verfasser des Lacrimas. Berlin, 1807.

denz meines Strebens deutlich zu machen. Können Sie von der Verstandesstufe, auf welcher Sie stehen, sich hinaufschwingen zur Höhe der Anschauung — denn ich sage Ihnen noch ein Mal, mit dem Verstande will ich durchaus nichts zu schaffen haben — so werden Sie wissen, in welche Reihe der Geister ich hin gehöre. Nun zur Sache!

Ich habe das Sonntagsblatt und Ihre Aufsätze darin gelesen. Was einige Zeitungen davon sagten, ist offenbar zu viel. Ich möchte wenig mehr eingestehen, als was auch das Morgenblatt zugibt: »Es ist nicht ganz übel geschrieben, wiewol nicht von der Art, daß es auf ein sehr großes Publikum rechnen darf.« Dieß Letztere, Herr Frank, kommt daher, weil weder Herr West, noch Sie, noch sonst ein Mitarbeiter in den scientifischen Wissenschaften und artistischen Künsten etwas Rechtes gethan haben. Es fehlt Ihnen allen gar Mancherlei, als z. B. Naturphilosophie, Plastik, in poetischer und pädagogischer Beziehung, Dramaplastik, musikalische Formenbildung, Theatik, pittoreske Harmonistik und melodische Philantropie.

Da ich mein Vaterland liebe, und in so fern

mich für Ihr Journal, als für ein Produkt der inländischen Literatur, interessire, so bin ich gesonnen, auf diesen einheimischen Stamm einige exotische Reiser zu pfropfen, welche Blüthen der obgedachten Kunstwissenschaften tragen sollen. Daß ich die hierzu erforderliche Geschicklichkeit besitze, würden Sie aus meinen Schriften ersehen, wenn solche bereits gedruckt wären. Meine positive Polarität aber, welche gegen die Nachwelt gerichtet ist, hat mich bisher gehindert, sie einem negativen Buchhändler in Verlag zu geben. Mein bestes Werk sind: Proben verloren gegangener Gedichte eines noch unentdeckten Volkes. Lauter rein ausgesprochene Ideale. Es befindet sich darunter eine Tragödie, deren Held der große Floh aus Göthe's bekannter Romanze ist, und eine andere, worin ein Doppelchor von Schnecken und Blattläusen auftritt; — die ersteren habe ich, aus Kondescendenz gegen meine Familie, in die Poesie eingeführt. Das sollten Sie lesen! Sie würden daraus abnehmen, daß alles menschliche Wissen in meine Gewalt gegeben ist: nämlich die eine Seite meiner excentrischen Bahn läuft in die Geschichte, und mit ihr umfasse

ich die Vergangenheit; die andere Seite durchschneidet, in einem unendlich stumpfen Winkel, die Philosophie, welche die Zukunft aufschließt. Denn, damit Sie es nur wissen, Philosophie ist nichts anderes als die Kunst, zu prophezeihen, und Jeremias *) war der erste Naturphilosoph. Wenn ich Ihnen auf der Straße begegne, will ich Ihnen mehr dergleichen aus meinen Schriften vorlesen.

Bis dahin aber denke ich mich Ihrer Leser anzunehmen, und sie, durch Beiträge für das Sonntagsblatt, in kurzer Zeit alle zu Genie's und rein ästhetischen Gestalten umzubilden. Ich werde die Welt über Dinge belehren, die sind und die nicht sind, die ich erkenne und nicht erkenne; denn es ist eine gemeine Ansicht, wenn man glaubt, derjenige, welcher Andere unterrichtet, müsse erst selbst von der Sache etwas wissen. Das frühere Wissen bezieht sich auf die Zeit; die Zeit aber liegt in uns, und daher ist es bloß ein umgekehrter Akt der Reflexion,

*) Ob Hr. Schneck den Propheten gelesen hat? Kap. X. v. 14 sagt er: »Die Menschen sind Narren worden mit ihrer Weisheit.«

Palmer.

wenn ich die frühere Zeit in einen Andern setze; — das ist sonnenklar.

Also ich werde für die Zukunft Ihre Negationen suppliren. Vor der Hand schicke ich Ihnen Auszüge aus einigen Werken der geistreichsten neueren Skribenten und aus den beliebtesten Journalen. Ich habe für diese Beiträge einen eigenen anpassenden Titel gewählt, und nenne sie Springblüthen des Geiers. Auf diese Sprünge hat mich Jean Paul, durch seine unvergleichlichen Springbriefe *) gebracht. Der Verfasser springt darin überaus sinnreich vom Hundertsten in's Tausendste. So werde auch ich, ohne mich um die Pedanterei der Ordnung zu bekümmern, die Blüthen pflücken, wo ich sie finde; denn Blüthen nenne ich sie, des Geistes, entsprossen an dem Lilienstängel der Kunst; und des Geiers sind sie, weil ich, wie einst der Geier des Prometheus, aus den Eingeweiden eines Unsterblichen sie herausziehe.

Jetzt wissen Sie genug. Da meine Springblüthen gewiß den größten Beifall finden werden, so rathe ich Ihnen, einen stehenden Artikel

*) Im Morgenblatt.

Ihres Journals daraus zu machen. — Einstweilen leben Sie wohl.

Lips Schneck
der Dichter.

Springblüthen des Geiers,
gesammelt vom
Dichter Schneck.

1. Probe göttlicher Grobheit, nach Schlegel's Definition.

(Aus dem Intelligenzblatte der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung Nr. 66. 1807, wörtlich abgeschrieben.)

»Ueber die Hallesche Literatur-Zeitung.«

»Ich wollte dem großen Christophel der Halleschen Literatur-Zeitung in meinen Kindermythen ein süß Säftchen zu lecken geben, zieht der Kerl aber ein so flämisch grinziges Gesicht, als hätte er Rhabarbara gefressen. Es ist ein kläglich Ding um diese deutschen pedantischen Tölpel; wie Penguine watscheln sie auf den breiten, dürren Füßen daher, und mit herabhängenden Flügelstumpfen, das leere, dumme Gesicht in die Achseln vergraben, blicken sie mit den kleinen Augen in die Welt hinaus, und schimpfen auf

die Natur, daß sie etwas Sonnenschein um sie her geschaffen, und einige wenige Blumen. Als der alte schäbige Jude in unsers Herrn Kinderbuch die Vögel zertreten wollte, die das Kind aus Lehm und Erde gebildet hatte, da klatschte Jesus in die Hände, und die Vögel flogen dem Juden über den Kopf davon. Es haben nun so Viele, von Hrn. Manso in Breslau angefangen, auf dem kleinen Fleckchen herumgetrampelt, daß es nachgerade Zeit seyn möchte, einen andern Ort zur Rekreation zu wählen; ich schlage dazu unmaßgeblich Rostdorf's Dichtergarten vor: es muß sich trefflich mit den Schnauzen in dem weichen Boden wühlen lassen. — Mag übrigens der Himmel gnädig mir verzeihen, daß ich so viel Worte an das klatschende Sündenvolk verschwendet, das ich so unsäglich verachte: es soll wahrlich so bald nicht mehr geschehen.«

»Heidelberg, im August 1807.«

»Görres.«

2. Stimmen der Völker.

(Aus dem Musen-Almanach für das Jahr 1808. von Hrn. Leo von Seckendorf.)

»Mit Liebe und Wehmuth gebe ich die Reste des deutschen Gesanges, denn bald wird das

lebendige Wort vergangen seyn. — Mögen die Gleichgesinnten sich daran ergetzen!«

»L. v. Seckendorf.«

---

a) Der Salzburger Bauer.

Bin a Salzburga Baua, bei mein'n best'n Jahr'n,
Wann i ausfahr, nimm i's Büchsel, steck's eini in'n
Wag'n.
In Wald las i's knall'n,
Is a Hirsch'l z'amm g'fall'n,
G'schwind aufi g'legt auf'n With,
Frisch hamg'fahren damit.

Bin a Salzburga Baua, hobt's mi no nit kennt,
Hob ma oft mei Aug'nbram mit'n Schießen ver-
brennt;
Mai Büchsl is guet g'macht,
Gehn thut's, wie i ihm's schaff,
Kan Jaga scheut's nit,
San's viel oda nit.

Das Liedl is aus, jetzt geht's schon zum End,
Des hobt's ja den Salzburga Baua nit kennt.
Er hat halt a Schneid,
Und zum Schieß'n a Freud,
Weil's halt um a Hirschl
Schöne Thala ogeit (abgibt).

b) Das unglückliche Füllen.

(Eine rein tragische Geschichte.)

Es fragt ein Bauer seinen Sohn,
Wo er das Füllen hab' hingethan:
O Hans, o was! wo hast' das Füllen g'lassen?
„Vater, der Wolf hat es g'fressen.“
Hat er's denn gebissen sehr?
„Es bleibt nichts, denn die Füße mehr. —
Das ist ein' leidengroße Wund;
Ich glaub' nicht, daß man's heilen kunnt'.“
Was that'st Du denn? sahst Du es nicht?
„Ich sah es wohl, wie der Bösewicht
Das arme Füllen so gräulich fraß.
Ich schrie ihm zu ohn' Unterlaß:
Füllenfresser! Großmaul! ich immer rief.
Er schämt' sich wie ein Hund, und nach dem Wald hinlief.“

c) Fragmente.

(Zur Beförderung der ästhetischen Bildung der Menschen neu abgedruckt.)

'S schwimmet drei Fischli im Bodensee,
Strecke die Schwänzli in d' Höh.
Wenn i mein Schätzli von weiten sieh,
Schrey' i vor Freuden Juchhe!

Zwischen zwei Danabäum
Wachst a grün's Gras;
Darf i denn nimmer sag'n,
Du bist mein Schatz?

Droben im Weiherle
Schnalzt a Fisch.
Mädle, willst mi heirathe,
Sag' mir's g'wiß.

Is denn mei Vater a Leiersmann
'S Leirers sei Hansel bin i!
Macht mi mei Vater a Tanzel auf,
Schau, schau, wie lusti bin i.

Du liederli's Bürschle,
Du mußt di bekehr'n;
Aus liederli'n Leut'n
Kann a no was wer'n. *).

d) Die Judentochter.

(Probe der neuesten Uebersetzungskunst.)

Heraus und kam die Judentochter,
Sprach, willst kommen und essen drein?
Ich will nit kommen, ich kann nit kommen,
Ohn' mein Gespielen neun.

---

*) Wir fänden uns in der Lage, die meisten der oben angeführten Fragmente komplettiren zu können. Da wir aber keinen Beruf empfinden, die moralisch-ästhetische Bildung des Menschengeschlechtes auf diesem Wege zu betreiben, so wollen wir dieß Verdienst Andern überlassen.

Und sie zog aus ein kleines Kneif,
Es hing ihr am Kleid herab.
Sie zerschnitt das jung Ding und sein Leb'n,
Kein Wort je wieder es sprach.

Und aus da kam das dick, dick Blut,
Und aus da kam das dünn,
Und aus da kam das Lieb Herzblut;
Kein Leben blieb darin.

Sie legt ihn auf ein Schlächterbank,
Und richt ihn wie ein Schwein;
Und rief lachend: geh nun und spiel
Mit dein süßen Gespielen neun.

3. Funken.

(Aus dem Morgenblatt Nro. 84. 1807.)

»Liebe ist das Bedürfniß, mit dessen Befriedigung alle übrigen wegfallen; des Körpers kann der Sterbende entbehren.«

»Leidenschaft ist, was uns Leiden schafft.«

»Wehmuth ist Muth, der wehe thut.«

»Lebendig wird man, wenn das Leben endigt.«

Armselig ist man, wenn man sich bei seiner Armuth selig preist.

Zusatz von H. Frank.

4. Violen=Düfte.

(Aus Rostorf's Dichtergarten.)

Thomas à Kempis de Im. Chr.

„O Büchlein Du, so wundersüß,
Von wunderhoher Güte,
Bist aus des Himmels Paradies
Einer ewigen Blume Blüthe;
Du bist aus unsers Herren Schrein
Ein hellfunkelnder, kostbarer Edelstein.“

„Thut euch doch auf, ihr blöden Augen,
Erkennt das Antlitz unsers Herrn,
Von ihm nur könnt ihr Licht entsaugen,
Der irdischen Nächte Wunderstern!“

„Die fünf Brünnlein mit dem erfrischenden Thau,
Die quollen aus dem Felsen, war gülden blau,
Das sind die fünf Wunden purpurroth,
Die uns erlösten von dem ewigen Tod.“

„Und der Schooß, aus dem entsprangen die Bronnen
Die edelgesteinten und güldenen Sonnen,
Ist des tiefsten Geheimnisses verborgenes Fach,
Des schönsten Kindes süßes Gemach.“

„O wundervolle Seltsamkeit,
Wer vermag dich zu preisen in dieser Zeit?
Nimm gnädig auf diesen schlechten Sang!“
U. s. w. ad libitum.

Da Herr Schneck eine Fortsetzung dieser Spring-Blüthen versprochen hat, so verspare ich das, was darüber zu bemerken seyn möchte, auf eine andere Gelegenheit, und theile für heute noch ein zweites Schreiben mit, dessen Inhalt mit dem vorigen in einiger Verwandtschaft steht, und worauf ich mir gleichfalls vorbehalte, gelegentlich zurück zu kommen.

An den Herausgeber des Sonntagsblattes.

Wahrscheinlich, mein Herr, werden Sie dem Publikum von der neuen Bearbeitung des Liedes der Nibelungen Nachricht geben, die wir dem Herrn F. H. von der Hagen zu danken haben. Sie werden uns dann auch Ihre Gedanken über den dichterischen Werth dieses altdeutschen Epos nicht vorenthalten, mit dessen Wiederherstellung jetzt beinahe alle unsere jungen Dichter und Kritiker beschäftigt sind, und welches sie der Ilias und Odyssee ohne Bedenken an die Seite setzen. Ich will daher Ihrem Urtheile über das Werk selbst und über das Verdienst dieser neuen Bearbeitung, nicht

mit der Meinung eines Laien — wie ich hierin zu seyn gestehe — vorgreifen, der in dem Liede der Nibelungen zwar viel Schönes und Merkwürdiges, aber freilich nicht, wie Hr. von der Hagen, unbedenklich eines der größten und wunderwürdigsten Werke aller Zeiten und Völker findet, durchaus aus deutschem Leben und Sinne erwachsen, und zur eigenthümlichen Vollendung gediehen, und, als das erhabenste Denkmahl der Nationalpoesie, ganz einzig und unerreicht dastehend! — Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit dieser unendlich viel behauptenden Aussprüche sehe ich Ihrem kritischen Gutachten entgegen, mein Herr, und unterdrücke inzwischen meine eigenen Zweifel und Bedenklichkeiten, die der Vorstellungsart des Hrn. v. H. allerdings nicht sehr günstig sind. Aber einige beiläufige Urtheile und Bemerkungen dieses Gelehrten fühle ich mich versucht in Anregung zu bringen, da sie mit dem Hauptwerke und dessen Beurtheilung in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen, und übrigens doch zur Charakteristik der herrschenden Denkart gehören.

Hr. von der Hagen scheint, mit anderen wackeren Männern unserer Zeit, die Wiedergeburt der deutschen Nation im vollen Ernste von der Auferweckung der alten Volkspoesie, und von den ästhetischen Bemühungen unserer jungen Schriftsteller zu erwarten. »Es ist dieses tröst»liche Streben,« sagt er in der Zueignung an Johann von Müller, »noch allein die lebendige »Urkunde des unvertilgbaren deutschen Cha»rakters, der, über alle Dienstbarkeit erhaben, »jede fremde Fessel über kurz oder lang immer »wieder zerbricht, und, dadurch belehrt und ge»läutert, seine angestammte Natur und Freiheit »wieder ergreift. Ja, es ist diese Liebe, zum »sicheren Pfande solcher Verheißung, ohne Zwei»fel der Ausfluß einer weit größeren, »gründlicheren, und auch unschuldigeren »Revolution, als jene äußere unserer Tage; »welche geräuschlos und still, wie das Licht, die »deutsche Erde zwar nur erst berührte, aber eben »so allmächtig und unaufhaltsam einst mit vol»lem Tage hereinbrechen wird.«

Wenn dieser fromme Glaube auch nur den Enthusiasmus für die vaterländische Kunst und Sprache zu erhöhen dient, so ist er ohne Zweifel

etwas Gutes an sich: aber ich leugne nicht, daß mir in der Zusammenstellung so unangemessener Mittel und Zwecke etwas unendlich Kindisches zu liegen scheint, welches meine Vorstellung von der gerühmten Thatkraft und Unvertilgbarkeit des deutschen Nationalgeistes sehr herab stimmt. Der Verstand muß die Grundlage aller wahren Starkmuth seyn — und er war sonst die Grundlage des deutschen Charakters — aber in der Verbindung solcher Begriffe ist kein Verstand.

»Es ist wol in der Ordnung,« bemerkt der Verfasser an einem andern Orte, »daß die wahr»haft neue, schönere Zeit, welche in Deutsch»land sich in der Poesie, wie in der Philosophie, »verkündigt, gegenwärtig noch weniger in eige»nen großen Werken, als — wie im Vertil»gungskriege gegen die Bildungslosig»keit und Mißbildung der Masse, — so »in der Durchdringung und Aneignung alles »schon Gebildeten offenbart.« — In diesen wenigen Zeilen lesen wir das eigentliche literarische Glaubensbekenntniß des Hrn. Verfassers. Sie sehen, daß seine Zuversicht nicht gering ist. In seinen Augen findet gar kein Zweifel Statt,

daß diese wahrhaft neue Zeit der Poesie und Philosophie auch die schönere Zeit der Kunst und Wissenschaft in Deutschland sey, daß der Vertilgungskrieg, den das Athenäum, die Recensenten der Jenaer Literaturzeitung, die Herren Görres, v. Arnim, Ast, Brentano, Horn, u. dgl. gegen Wieland, Engel, Garve, Mendelsohn, Voß ꝛc. gegen Racine, Moliere, Voltaire, Diderot ꝛc. ꝛc. gegen Pope, Addison, Swift, Richardson, Fielding ꝛc., ferner gegen Virgil, Terenz, Cicero, ja selbst gegen Euripides, Menander und Aristoteles unternommen haben, — zur Verbesserung der Welt, und zur Ausrottung der Bildungslosigkeit und Mißbildung der Masse ausschlagen müsse; daß die Aneignung alles schon Gebildeten — d. i., wenn wir diesen Ausdruck anders recht verstehen, der alten Schneider- und Wildschützenlieder, der Hans Sachsischen Plattheit, des Jakob Böhmeschen Unsinns u. s. w. — zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gehöre. — »Nie und nirgends,« fährt der Verfasser fort, »ist die Poesie fast al»ler Zeiten und Völker also anerkannt und ver»arbeitet worden, als jetzt in Deutschland, wo »Uebersetzung und Kritik zur Kunst ausgebildet

»worden.« — Uebersetzung und Kritik: welche Zusammenstellung! Unsere jüngeren Schriftsteller übersetzen Alles, und ungefähr Alles mit gleichem Sinne und Geschick, weil sie — der Unterscheidungskraft und Kritik gänzlich ermangeln. Was bilden diese Uebersetzer und Wiedertäufer der neuen, schöneren Welt sich ein? Was haben sie, mit ihrem Erkennen und Verarbeiten der Poesie fast aller Zeiten und Völker, Eigenes hervorgebracht, das die Sprache im geringsten rechtfertigte, welche sie sich gegen die besten Schriftsteller aller Nationen erlauben? — Den Alarkos, die Genovefa, den Lacrimas, den Dichtergarten! — Doch, sie gestehen, in eigenen großen Werken weniger geleistet zu haben. Was leisteten sie denn in Werken von kleinerem Umfange, das sich, ich will nicht sagen, mit Pope's, Addison's oder Voltaire's, sondern nur mit Uz'ens, Engel's, Wieland's vorzüglichsten Produkten dieser Art vergleichen ließe? — Und ihre kritischen Heldenthaten, welche sind es? Sollen wir die hohlen Orakelsprüche noch immer für Kritik halten, womit die Verfasser des Athenäums die gleichzeitige Welt in Erstaunen setzten? Es scheint, denn

alle die zuversichtlichen Urtheile der neueren Sekte sind beinahe nichts, als die Wiederholung der halbreifen Einfälle und verwegenen Behauptungen, denen dieses verrufene Journal das Aufsehen, das es erregte, großen Theils zu verdanken hatte.

Auch Hr. von der Hagen spricht mit der größten Geringschätzung von dem aftergoldenen Zeitalter der Franzosen und Engländer; auch er findet sogar Wieland's Mährchen unter der Kritik, und erkennt dagegen in dem Verfasser des Kaiser Octavianus den echt- und altdeutschen Dichter, und im Alarkos das Muster einer wahren, im großen Styl gedichteten Tragödie; auch er ist der Meinung, daß wir zu der Kinderzeit unserer Literatur und Sprache zurückkehren müssen, um eine Literatur und Sprache zu erhalten; auch er verwirft die Autorität des allgemeinen Publikums, wie die des Aristoteles, und »appellirt dagegen an ein gewisses höheres, »unsichtbares Publikum, das in Deutsch»land, gleich einer heilsamen literari»schen Vehme, zu existiren scheint, und wel»ches geheime Tribunal aus den größten

»und trefflichsten Männern besteht, — die »außer und über ihrer Zeit stehen.« *) Sie sehen, hier ist nichts, als das Bekenntniß des Athenäums, und die orientalische Brüderschaft der Herren Novalis und Friedrich Schlegel. Muß man nicht beklagen, daß ein junger Mann von Talenten und Kenntnissen, wie Hr. von Hagen zu seyn scheint, sich damit begnügt, das Echo so schaler Paradoxien zu machen? — Diese Herren bilden sich ein, außer und über ihrer Zeit zu stehen, während sie in den engen Kreis einer literarischen Schildbürgerschaft gebannt sind, die sich dem Irdischen entrückt zu seyn glaubt, weil sie die Tramontane verloren

---

*) Wir glauben von diesem höheren, unsichtbaren Publikum, dessen Spuren wir seit langer Zeit verfolgen, bessere Nachrichten zu haben, als Hr. von der Hagen, wie wir in unserer Geschichte der deutschen Dunse seiner Zeit darthun werden. Die Gelehrten scheinen in Betracht der literarischen Vehme, deren Einfluß sie fühlen, in großem Irrthume zu seyn, und nicht einmal zu ahnen, daß sie nur die blinden Werkzeuge dieses geheimen Tribunals sind, das zwar nicht außer und über seiner Zeit, aber doch über dem Gesichtskreise eines gewöhnlichen Literators steht.

Anmerk. des Herausgebers.

hat, und weil die Welt eben so wenig Notiz von ihr nimmt, als sie von der Welt.

Corn. Verus.

29.

Dramaturgische Briefe.

Zwölfter Brief.

Was sagen Sie dazu, liebe Freundin? — Die Pferde im Theater an der Wien machen dem Shakspeare Platz. Man wird Heinrich den Vierten auf dieser Bühne aufführen, und Herr Krüger wird den Falstaff darstellen. Ist das nicht erfreulich? Oder sollen wir fürchten, »der liebe, ehrliche, tapfere Hans Falstaff« werde bei dieser Ritterfahrt so übel wegkommen, als auf der Landstraße bei Gadshill, da ihm Poins sein Pferd stahl? — Brink wenigstens behauptet, es sey eine Kabale gegen Shakspeare und das Sonntagsblatt, daß man dieses Stück auf einem Theater gibt, dessen Publikum sich auf die Poesie der Herren Schikaneder, Perinet und

Stegmayer besser versteht, als auf die des Shakspeare. »Gebt Acht,« sagte er, »der dicke Hans fällt, schwer, wie ein Wollsack. Und — habt Ihr Hebel, um ihn wieder aufzuheben, wenn er einmal liegt?«

In der That, schöne Freundin, weiß ich nicht, warum die Direktion es nicht vorzog, dieses Meisterwerk des großen Britten auf dem Hoftheater zu geben. Es ist wahr, daß sich da die Kavallerie-Manöver weniger gut ausnehmen. Aber ich dächte, Shakspeare könnte die Pferde allenfalls entbehren; leichter mindestens, als die guten Schauspieler. So viele Achtung ich für Herrn Krüger's Talente habe, so würde ich den Falstaff doch lieber durch Herrn Koch darstellen sehen. Falstaff gehört, wie der Jude Shylok, zu Koch's berühmtesten Rollen; kein deutscher Schauspieler, Schröder nicht ausgenommen, hatte je eine so glückliche Persönlichkeit zu dieser einzigen Rolle. Und glauben Sie nicht, daß der König an Hrn. Brockmann, der Prinz an Hrn. Roose, Hotspur an Hrn. Koberwein, oder selbst an Hrn. Ziegler würdigere Darsteller finden würden, als von den Schauspielern des Theaters an der Wien, trotz ihrer Virtuosität

in der edlen Reit- und Voltigir-Kunst, zu erwarten ist?

Doch, ich besinne mich. Die älteren Mitglieder des Hoftheaters hatten vermuthlich selbst nicht viel Vertrauen zu dem Erfolge dieses Schauspieles. Sie erinnerten sich, daß es, vor vollen 25 Jahren, auf dem Burgtheater nur eine Vorstellung aushielt, ungeachtet Schröder den Falstaff, Lange den Prinzen Heinrich und Brockmann den Harry Percy spielte. Das ist wahr, und man muß gestehen, daß es kaum möglich ist, die drei Hauptrollen besser besetzt zu sehen. Aber sollte man dem poetischen Sinne des heutigen Publikums nicht etwas mehr bieten können, als dem französirten Geschmacke der damaligen Zuschauer? Die Tragödien des Herrn v. Collin, dieses Zöglings der neuesten Aesthetik, sind unstreitig schicklichere Vorläufer des Shakspeare, als die Trauerspiele des Hrn. v. Ayernhof, die kein Haar breit von den Regeln und dem Beispiele des Corneille abwichen. Wir sind so ziemlich auf die Unregelmäßigkeiten der englischen Schaubühne vorbereitet, besonders auf die schnellen Uebergänge vom Tragischen und Feierlichen zum Possenhaften. Was dem Herrn Zieg-

ler oder Holbein hingeht, sollte wol auch dem Shakspeare verziehen werden können. — Also einen Versuch, denke ich, hätten die Hofschauspieler mit Heinrich dem Vierten immer noch machen können. Sie lassen es doch sonst nicht an allerlei Versuchen fehlen, mitunter bei Gelegenheiten, wobei es sich der Mühe kaum so sehr, als in diesem Falle lohnt.

Ueberhaupt, meine Freundin, wundert es Sie nicht, daß man heut zu Tage so viel von Shakspeare's Genie, von seinen unnachahmlichen Werken schreibt und spricht, und doch so wenig für die Aufführung dieser Werke thut? Ehemals war es umgekehrt. Wir sahen hier einst, außer dem Hamlet — dem einzigen Shakspeare'schen Stücke, das in gegenwärtigem Jahre auf einem der hiesigen Theater erschien, — den Othello, König Lear, Heinrich IV., Imogen (Cymbelino), Coriolan, Maß für Maß, die Irrungen, und — in freilich kaum mehr kenntlichen Verkleidungen — auch den Macbeth, Romeo und Julie, Richard den Dritten u. a. m. Zu jener Zeit wußte man im großen Publikum von Shakspeare nicht viel mehr, als was von ihm auf die Bühne gebracht wurde. Wieland's

geistreiche, jedoch unvollständige Uebersetzung war in wenig Händen, das Original in noch wenigeren. Einige gewichtvolle Worte Lessing's waren beinahe das Einzige, was entschieden für Shakspeare sprach. Aber von der Bühne herab wirkte sein großer Geist auf die Nation, und erweckte unter Schriftstellern und Schauspielern wahre Talente zu eigenem Denken, Bilden und Hervorbringen. Auch dieses Verdienst hat vornehmlich Schröder sich um die deutsche Schaubühne erworben. Seine, wenn auch unvollkommenen, Bearbeitungen des Hamlet, des Lear, Heinrichs IV., des Kaufmanns von Venedig, und seine vortreffliche Darstellung der Hauptrollen in diesen Stücken, haben mehr dazu beigetragen, die Deutschen mit Shakspeare's Geist und wahrer Größe bekannt zu machen, als alles Kunstgeschwätz der zahllosen Anbeter, welche der Name des unsterblichen Britten, und mehr noch der Buchstab als der Geist seiner Werke, gegenwärtig in Deutschland hat.

Ich besorge, daß die wirklich abgöttische Verehrung, welche in unserem Vaterlande jetzt, von Uebersetzern, Kunstlehrern und Dilettanten, dem Namen, den Worten und Zeichen Shakspeare's

erwiesen wird, eine der Hauptursachen ist, warum man seine Werke immer seltener auf der Bühne sieht. Die jetzigen Bewunderer des großen Dichters wollen alles, was er schrieb — oder auch nicht schrieb — alles, was seinen Namen, ja, auch nur den Stempel seiner Zeit trägt, ganz, ungekürzt und unverändert haben, oder sie wollen es gar nicht. Sie halten es für unmöglich, daß etwas an seinen Werken verbessert werden könne, ja, daß er selbst etwas besser hätte machen können, als er es eben gemacht hat. Das Höchste und das Niedrigste, das Geistreichste und das Platteste, was sich in seinen Schriften findet, hat für sie einerlei Werth und Gewicht. Dabei sind sie überzeugt, daß Inhalt und Form sich in Shakspeare's Werken gegenseitig auf's Nothwendigste bedingen. Alles darin ist Absicht, nichts unwesentlich noch zwecklos. Der erhabenste Gedanke läßt sie gleichgültig, wenn er nicht auch im Deutschen in derselben Wort- und Sylbenstellung ausgedruckt ist, die er im Originale hat; die ärgste Abgeschmacktheit oder Unflätherei, welche dem Dichter entwischte, hat in ihren Augen gleichen Anspruch auf die sorgfältigste Feile der Uebertragung, mit

den sinnreichsten Ideen und schönsten Bildern, welche die Muse ihm eingab. — Diese kümmerliche Pedanterei scheint sich auch mehrerer jüngeren Schauspieler bemächtigt zu haben, und selbst manche Direktionen kommen, vor lauter Respekt für den Namen und die Klassicität des großen Shakspeare, nicht mehr dazu, das größte oder kleinste seiner Werke, in einer, des unsterblichen Dichters würdigen Gestalt, auf die Bühne zu bringen.

Die Uebersetzung der Shakspeare'schen Schauspiele von Hrn. A. W. Schlegel ist ohne Zweifel ein Gewinn für die deutsche Literatur. Die ersten Theile besonders sind mit eben so viel Fleiß als Geschmack bearbeitet, und man kann sagen, daß Shakspeare dadurch noch mehr, als durch die, übrigens treffliche, Wieland-Eschenburg'sche Uebersetzung, ein Eigenthum der Deutschen geworden ist. Wenn ich aber der Mühe wegen, die es Herrn Schlegel gekostet hat, den englischen Dichter in deutschen Versen sprechen zu lassen, — diese Verse mögen so gelungen und wohlklingend seyn, als im Sommernachtstraum und in Romeo und Julie, oder so hart und rauh, als hin und wieder im Ham-

let und in Heinrich dem Vierten; — wenn ich dieser Mühe wegen alle Schauspiele des Shakspeare, worauf sie verwendet wurde, für ganz vollendete, in allen Theilen unverbesserliche Muster des guten Geschmackes halten soll, so danke ich für diese Zumuthung, und für Herrn Schlegel's Uebersetzung dazu. Diese Uebersetzung — und wäre sie noch ungleich vollkommener als sie ist, wäre sie, in Gedanken, Ton und Ausdruck, das wahre fac simile des Originals — hört auf, ein Gewinn für unsere Literatur zu seyn, wenn wir sie um den Preis unserer gesunden Urtheilskraft erkaufen sollen; ja, sie wird vielmehr desto nachtheiliger auf die Literatur und den Geschmack wirken, je genauer sie dem Originale nachgebildet ist, welches man uns, mit allen seinen Fehlern, Auswüchsen und Abenteuerlichkeiten, als klassisch und musterhaft aufdringen will.

Wer im Shakspeare Alles vortrefflich findet, hat das Vortrefflichste in ihm nie erkannt, wer keine Augen für seine wirklichen Fehler hat, dem ist auch der wahre Sinn für seine Schönheiten nicht eröffnet. Einem Verliebten ist es erlaubt, selbst in der Ungestaltheit seiner Geliebten noch

Reize zu entdecken; aber Verliebte sind schlechte Kunstrichter, und ich zweifle, ob man für die faselnden Bewunderer des Shakspeare die Entschuldigung anführen könne, sie seyen in diesen außerordentlichen Geist verliebt. Es ist nicht Shakspeare's Genie — von dem sie zum Theil keine Ahnung haben — es sind ihre eigenen Grillen und Einbildungen, wovon sie bezaubert sind; ihr Eigendünkel findet sich in dem Götzendienste geschmeichelt, der uns ihre Idole als Gegenstände der Anbetung unterschiebt.

Denn das ist es doch eigentlich, was diese neue Schule von übersetzenden Poeten und dichtenden Kritikern uns zumuthet. Es ist ihnen nicht genug, daß wir die Autoren, deren Dienste sie sich geweiht haben, als große Genie's und Zierden der Menschheit verehren. Gleich fanatischen Priestern fordern sie, daß wir den alten Bildern von Erz, Thon oder Holz, die sie zur Anbetung vor uns aufstellen, göttliche Ehre erweisen, und den lebendigen Gott — das ewig Wahre, Gute und Schöne — um ihretwillen verleugnen. Je ungestalter ihre Götzen zum Theile sind, desto blinder und hartnäckiger ist der heilige Eifer dieser literarischen Fetisch-

macher. Wie die Neger auf der Goldküste, verwandeln sie jeden Plunder, den sie berühren, in einen Gegenstand des Aberglaubens und der knechtischen Verehrung, und bilden sich ein, selbst gottähnliche Wesen zu seyn, weil sie Götter machen können.

Es ist nicht abzusehen, wohin dieses thörichte Treiben der neuesten Kunstschule unsere Literatur endlich bringen wird. So viel ist gewiß, daß Geist und Verstand uns immer weniger, Worte und Klänge immer mehr gelten sollen. Die deutsche Poesie verräth eine krankhafte Tendenz ihrer Lebenskräfte, welche ich die Formsucht nennen möchte. Man könnte sie der schlimmsten Art von Hautkrankheiten, der Elephantiasis, vergleichen, die alle nährenden Säfte des Leibes gegen die Oberfläche treibt, und sie da als Aussatz abstößt. Das Uebel hat bei Weitem seinen höchsten Grad noch nicht erreicht; denn während uns die Materie der Ansteckung aus dem Westen und Süden in großen Ladungen zugeführt wird, thun sich zugleich die Thore des Orients auf, und schrecken mit neuen Sypmtomen und Formen der Krankheit. Die gerühmte Universalität des deutschen Geschmackes

droht, unsere Dichterschule, bei diesem Hange zu hohlem Wortschall und Reimgeklingel, in ein wahres Bedlam verrückter Bänkelsänger zu verwandeln, und unsere bildsame Sprache in ein Schellengeläute des wildesten Aberwitzes. Marini und Gongora können für Leute von nüchternem Geiste und geläuterten Geschmacke gelten, in Vergleichung mit unseren übersetzenden Genies und universellen Kunstbildnern. Die neueste Manier der deutschen Poeten ist, die Manier aller Zeiten und Völker geistlos nachzupinseln und, unbekümmert um den Kern und das Gewicht der Gedanken, sich mit den Hülsen fremder Sprachformen, wie mit einer bunten Harlekinsjacke, zu schmücken. Bald sind es echt germanische, bald skandinavische, bald schottische und irische, bald wälsche und kastilische, bald persische und indische Weisen, die sie anstimmen; bald stellen sie den Dante und Petrarca, bald den Shakspeare, bald den Calderon, bald die Ilias, bald das Lied der Nibelungen, bald den Koran und Zendavest, zuletzt die Zigeuner- und Handwerksburschen-Lieder der altdeutschen Zünfte, als die höchsten Muster der Nachahmung auf. Alles ist ihnen willkommen, was sich in deutsch

klingende Sprach- und Reimformen einzwängen läßt, und Sinn und Unsinn hat ungefähr gleichen Werth für sie, wenn nur die Wortstellung und der Tonfall des Originals so genau als möglich nachgekünstelt ist.

Sie lächeln, meine Freundin? Sie begreifen nicht, was Shakspeare und Heinrich der Vierte mit diesen Faseleien der deutschen Kunstjünger gemein haben? — Sie haben Recht! Mein Eifer führte mich zu weit. Ich bin ganz von meinem Gegenstande abgekommen, und Shakspeare möge es mir verzeihen, um welcher Leute willen es geschehen ist. Der läppische Götzendienst, mit dem man ihn zu ehren glaubt, benimmt diesem großen Geiste nichts von dem wahrhaft Göttlichen, das in ihm ist. Wo der Gedanke so überwiegend vorherrscht, wie in seinen Werken, kann die Spielerei mit der Form und dem Wortklang keinen wesentlichen Nachtheil stiften. Ein Dichter, der beinahe ganz Natur ist, kann nicht in der Manier untergehen. Shakspeare's männlicher Geist trägt das Heilmittel gegen die kindische Verweichlichung des Zeitgeschmackes in sich selbst. Mag man uns seine Werke immerhin ganz, in einer tändelnden

Nachbildung ihrer, oft zufälligen, Form, und mit allen Mängeln und Auswüchsen geben wollen, welche die Kritik des Tages für Schönheiten erklärt, — wenn man sie nur gibt!

Aber ich erschrecke vor dem, was aus unserer Literatur und unserm Theater werden könnte, wenn die Mode, die jetzt den Shakspeare zu ihrem Abgotte macht, jemals den Calderon oder einen andern großen Manieristen der Spanier an dessen Stelle setzen sollte. Ueber die Möglichkeit eines solchen Ereignisses und die wahrscheinlichen Folgen desselben behalte ich mir vor, mich in einem meiner nächsten Briefe zu erklären. Inzwischen wollen wir den Eindruck beobachten, den Heinrich IV. auf unser Theaterpublikum hervorbringt. Wir werden daraus abnehmen können, wie empfänglich dieses Publikum jetzt schon für solche Werke ist, und ob wir Hoffnung haben, den Shakspeare und Calderon auf einer Bühne einheimisch werden zu sehen, von welcher die Pferde und das Genie der Herren Stegmayer und v. Holbein ausschließend Besitz genommen zu haben scheinen.

Brink's Launen.

Ein Intermezzo.

Ich glaube, es gibt keinen unabhängigeren Mann auf dem festen Lande von Europa, als meinen Freund Brink, und keinen, der eifersüchtiger auf seine Unabhängigkeit wäre. Nachdem es ihm in früher Jugend mißlang, das einzige Band zu knüpfen, an dem sein Herz wirklich Theil genommen, hat er stets mit großer Konsequenz vermieden, sich in was immer für ein ernsthaftes Verhältniß einzulassen. Er bekleidet kein Amt: seine Grundsätze noch mehr, als eine ihm zur Natur gewordene Indolenz, hielten ihn von allen Geschäftsverbindungen entfernt; und mehr als ein Mal sah man ihn beträchtliche Aufopferungen machen, um sich die Weitläufigkeit einer im Leben ganz gewöhnlichen Unterhandlung zu ersparen. Schon der Gedanke einer Heirath ist ihm unerträglich; die bloße Vorstellung eines unauflöslichen Vereines hat ihn schon öfter von einer Leidenschaft geheilt, welcher seine reizbare Natur vor andern unterworfen ist. Er schätzt den Reichthum gering; aber

er hat die Armuth fürchten gelernt. Nur die Besorgniß, seine Unabhängigkeit einzubüßen, konnte seiner Freigebigkeit Schranken setzen, die, wie sein Muth, ohne Gränzen ist.

Brink macht aus seiner Denkungsart über diesen Punkt so wenig ein Geheimniß, und drückt sich zuweilen so energisch darüber aus, daß Leute, die nicht näher mit ihm bekannt sind, versucht werden könnten, ihn für einen Mann von zweideutigem Charakter zu halten. Er nennt sich selbst einen *Volontär in der Freundschaft und in der Liebe*; und man hört ihn öfters sagen: daß er *seines Wortes Sklave so wenig, als irgend eines Menschen sey*. Indessen habe ich wol gesehen, daß er ein leichtfertig gegebenes Wort manchmal um einen hohen Preis gelös't hat, aber nie, daß er ihm untreu geworden. In einem einzigen Falle — den ich den Lesern um so weniger verbergen kann, da sie selbst Zeugen davon waren — schien er eine Ausnahme von seiner gewöhnlichen Handlungsweise machen zu wollen, indem er sich lange schlechterdings weigerte, ein Versprechen zu erfüllen, welches ich dem Publikum in seinem Namen gegeben hatte.

Die Sache ist eine Kleinigkeit, und ich würde ihrer nicht mehr erwähnt haben, wenn ich nicht das Stillschweigen erklären zu müssen glaubte, das Herr Brink in diesem Punkte schon seit vier Monaten beobachtet. Der geneigte Leser erinnert sich eines Traumes, den mein Freund in Nro. 14. des Sonntagsblattes zu erzählen anfing, aber, der Versicherung »die Fortsetzung folgt« ungeachtet, bis jetzt nicht vollendet hat. Meiner Pflicht, als Redakteur, gemäß, ermahnte ich Herrn Brink wiederholt, in seiner Traumgeschichte fortzufahren, allein ich erhielt nie eine Antwort. Als ich deßhalb vor einigen Tagen stärker in ihn drang, wurde er unwillig, und erklärte nach einem kurzen Wortwechsel, »daß ihn keine Macht im Himmel und auf Erden bewegen solle, diesen Traum auszuerzählen.«

»Du hast es aber versprochen,« erwiederte ich.

»Ich bin meines Wortes Sklave so wenig, als der Deinige!« sagte er trotzig.

Da dieses, wie ich weiß, Brink's großer Schwur ist, so schwieg ich augenblicklich still, und ging an meine Arbeit, ohne mich weiter um ihn zu bekümmern. Nach einer Weile verließ

er das Zimmer; wobei er die Thür, gegen seine Gewohnheit, sehr leise zuschloß, als ob er nicht bemerkt seyn wollte.

Den andern Tag, mit dem früheſten Morgen, meldete mir mein Jakob, daß Herr Brink in einer Postkalesche angefahren sey, und die Treppe herauf komme. — Er trat hastig herein, sah mich ernsthaft an, und sagte, nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen war:

»Höre, Thoms! Ich habe mir überlegt, daß es eine verwünscht lästige Sache ist, der Freund eines Journalisten zu seyn.«

»Wirklich?« antwortete ich lachend.

Er sah mich mit seinen großen Augen an, als ob er mich durchdringen wollte. — »Du kannst sagen,« fuhr er fort, »daß es um die Freundschaft überhaupt ein abgeschmacktes Ding ist; und dann hast Du vollkommen Recht.«

Ich schwieg.

»Man hat wol ehedem gesehen,« sagte er nach einer Pause wieder, »daß sich ein Paar vernünftige Leute aus dem Wege gingen, wenn sie einander nicht mehr leiden konnten.«

Ich schwieg noch immer.

»Was mich betrifft,« fuhr er fort. »so bin ich der Narr nicht, mir, selbst meines besten Freundes wegen, auch nur in der geringsten Sache Gewalt anzuthun.«

Brink's Ton und der ganze Auftritt überwältigten mich. Ich wendete mich von ihm mit einer Miene, als wenn ich das Lachen unterdrückte.

»Höre, Thoms!« sagte er trocken, »ich finde wenig Witz und gar keinen Humor darin, über eine verständige Proposition zu lachen, anstatt eine kluge Antwort darauf zu geben.«

»Zum Geier auch!« fuhr ich endlich heraus, »wenn Du mir die Freundschaft aufkündigen willst, wozu brauchst Du so viele Umstände zu machen?«

»Ich komme auch bloß,« sagte er kaltsinnig, »um Dich zu fragen, ob Du nichts an Solms zu bestellen hast; denn ich bin Willens, noch ein paar Tage auf dem Lande bei ihm zuzubringen, ehe ich meine italienische Reise antrete.«

»Deine italienische Reise?« erwiederte ich; »das ist ja etwas ganz Neues. — Nun, Glück auf den Weg, und grüße mir Solms!«

Brink spazierte eine Weile im Zimmer her-

um, ohne zu reden. — »Dann ist noch Eins!« fuhr er endlich fort: »einige Leute sagen, ich hätte Dich verleitet, und ein alberner Mensch läßt gar in die Zeitungen drucken, ich hätte Dich um Gottes willen gebeten, das Sonntagsblatt zu schreiben. Du weißt sehr gut, daß dieß eine einfältige Lüge ist. Aber ich habe Dir meine Unterstützung versprochen; und obwol ich fest entschlossen bin, mir weder von Dir, noch von dem Publikum eine Verbindlichkeit auflegen zu lassen, so kann ich doch nicht leiden, daß ein Mensch, der auf mich rechnet, in seiner Erwartung getäuscht wird.«

»Das ist brav, Samuel!« sagte ich.

»Dumm ist's!« sagte er, »aber ich bin nun einmal so. — Da ist ein versiegeltes Packet Handschriften: das Beste, was ich seit zehn Jahren zu Papiere gebracht, und darunter der Traum meiner Träume — der vernünftige Tag.«

»Ein Traum?« fiel ich ihm in's Wort.

»Und unstreitig der klügste, den ich jemals hatte, obschon ich, wie Du weißt, im Traume meist klüger bin, als wenn ich wache. — Davon mache nun im Sonntagsblatte nach Belie-

den Gebrauch; nur, muß ich bitten, nicht vor Abfluß der nächsten drei und siebzig Tage.«

»Seltsamer Mensch! Und warum denn das?«

»Ich habe wichtige politische Gründe dazu,« sagte Brink. — »Adieu!« — Und damit war er an der Thür.

»Samuel!« rief ich, »warte doch einen Augenblick! — Welchen Weg nimmst Du? — Ich möchte Dir rathen — —«

»Mein Schatz!« fiel er mir in's Wort, »was Du mir über diesen Gegenstand sagen kannst, finde ich in jeder Reisebeschreibung besser. Wenn Du nichts Anderes weißt, so halte mich nicht auf.«

»Gott befohlen denn!« sagte ich. »Und wann sieht man Dich wieder?«

»So viel ich jetzt weiß, nie. — Adieu! Und grüße mir Mad. Norberg. — Bei meinem Eid! Wäre ich nicht Brink, ich möchte Niemand, als ihr Mann seyn.« — Und fort war er.

Wie mir Herr von Solms schreibt, so ist Brink noch bei ihm, und scheint, in dem angenehmen Müßiggange des Landlebens, seine Reise nach Italien ziemlich vergessen zu haben. Er

spricht oft von Mad. Norberg, zuweilen von mir und dem Sonntagsblatte, doch zeigt er keine Neigung, nach Wien zurückzukehren. Seine Freunde sind gewohnt, ihm in allen Dingen seinen Willen zu lassen; und in der That gibt es kein anderes Mittel, ihn von einem übereilten Entschlusse abzubringen, als daß man nicht das Geringste dagegen einwendet. Da heute über acht Wochen der Termin abgelaufen ist, auf den ich mit der Publikation der Brinkschen Handschriften beschränkt bin, so habe ich bereits Anstalten getroffen, daß der Druck derselben dann sogleich angefangen werden kann. Ich bin — ich gestehe es — sehr begierig, zu wissen, was Brink seinen vernünftigen Tag nennt, und nicht minder, welche politische Ursachen er haben konnte, mir und der Welt, durch drei und siebzig Tage, ein Geheimniß daraus zu machen. Mein Freund dünkt sich Etwas mit seiner Divinationsgabe in politischen Dingen; und ich vermuthe, daß irgend ein wichtiges Ereigniß, etwa der Anfang der allgemeinen Friedens-Unterhandlungen, mit der Eröffnung seiner Papiere in einem entfernten Zusammenhange steht. Sollte das Letztere der Fall seyn, so bin ich ge-

wiß, die Leser werden den Wunsch mit mir theilen, daß der Bekanntmachung der Brinkschen Handschriften ja kein unvermuthetes Hinderniß in den Weg trete.

Der Graf von der Mücke an den Herausgeber.

Mein lieber Herr West!

Endlich ist es mir gelungen, eine halbe Stunde für Sie, mein Lieber, zu erübrigen. Wie oft habe ich mir schon vorgenommen, Ihnen zu schreiben: aber, mein Gott! man macht sich keinen Begriff davon, wie junge Leute von gutem Tone beschäftigt sind! Ich habe Ihnen so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll.

Vor allem mache ich Ihnen mein aufrichtiges Kompliment; nein, im Ernst! einige Ihrer Blätter sind charmant. Sie haben Esprit, mein Herr, für einen Deutschen sehr viel Esprit; Ihre Kritik ist voll Salz und Pfeffer, und wer

in Ihre Hände fällt, der fühlt es sicher einige Zeit. Sie sehen, daß ich Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lasse: aber ich habe auch Klage wider Sie zu führen, schwere Klage! Ich will mit den weniger erheblichen Punkten anfangen.

Erstlich, warum nennen Sie Ihr Blatt: Sonntagsblatt? Das klingt so — wie soll ich sagen? — ein wenig rustre. Für Meinesgleichen ist alle Tage Sonntag. Warum, in aller Welt, geben Sie nicht zwei bis drei Blätter wöchentlich heraus? Die Leute comme il faut können nicht viel auf ein Mal vertragen, aber sie verlangen alle Tage etwas. Parole d'honneur! es ist mir, als könnte ich nicht ordentlich frisirt werden, wenn ich nicht ein frisches Blatt von Ihnen in der Hand habe; mein Jean ist auch der Meinung. Ich hoffe, Sie werden diesem Uebel baldmöglichst abhelfen.

Nun zu meinem zweiten Klagepunkt! Sollten Sie wol glauben, mein Herr, daß ich mich Ihretwegen kompromittirt habe? Und wie! beinahe bis zum Ridicule. Hören Sie nur, wie fatal es mir mit Ihnen ging! — Ich komme neulich in große Gesellschaft. Die Damen saßen in einem Zirkel; und was für Damen!

lauter Schönheiten vom ersten Range. Unter uns, ich bin in zwei bis drei davon verliebt; aber das gehört nicht hierher. Ich nähere mich also. Wovon wird gesprochen? Vom Theater. — Ich horche: aber, hilf Himmel! eh' ich noch Zeit habe, mich zu orientiren, ruft mich die kleine Gräfin ***. Ich weiß nicht, ob Sie sie kennen; sie ist maliziös, wie ein kleiner Teufel, aber sie hat ein air de caprice, dem man nicht widerstehen kann. »Graf!« ruft sie überlaut, »Sie sind Kenner, Mann von Geschmack; nur hurtig! geben Sie auch Ihr Scherflein von sich; was sagen Sie zu dem neuen Stück?« — Ich frage, welches sie meine? Man nennt mir es. Ich sinne nach; das Stück selbst hab' ich nie gesehen; zum größten Unglück muß mir Ihr Urtheil darüber einfallen, das ich erst an demselben Morgen gelesen. Ich fasse mich in der Eile, wiederhole, mit Weglassung der Gründe, in der Hauptsache Ihr Urtheil, nur etwas stärker ausgedrückt; kurz, ich sage, das Stück sey execrabel, abominabel u. s. w. Was geschieht? Es entsteht ein Gelächter, man schreit Ach und Weh' über mich. Ich bin wie vom Donner gerührt! — »Barbar!« ruft die kleine Gräfin,

»Wo kommen Sie her? oder welcher böse Geist spricht aus Ihnen? Wissen Sie nicht, daß das Stück bei allen Damen das größte Glück gemacht hat?« Ich werde roth, was mir sonst nicht leicht widerfährt; ich fange an zu stocken. — »Bekennen Sie, Unglücklicher,« fährt sie fort; »das Urtheil ist unmöglich von Ihnen; wo haben Sie's gestohlen?« Ich stehe da, wie ein überführter Sünder, und begehe in der Angst die zweite Sottise, und nenne Ihren Namen. — »Herr West? West? West?« summten und kreischten Alle zugleich; »wer ist der Herr West? Was untersteht er sich? Wo hält er sich auf?« — »Mein Gott!« sagt' ich, »mitten unter Ihnen; es ist der Verfasser des Sonntagsblattes, das von Kennern geschätzt wird.« — »Ein Sonntagsblatt?« riefen die Damen wieder, wie aus Einem Munde; »das ist das erste Wort, welches wir davon hören!«

Nun bitte ich Sie, lieber Herr West, was war da zu machen? Aufrichtig, ich schämte mich Ihrer ein wenig, ließ aber doch, zur Bescheinigung Ihrer Existenz, das corpus delicti, ich meine Ihr Sonntagsblatt, holen; las selbst mit beklommener Stimme Verschiedenes daraus vor,

und réussirte in so weit, daß mehrere witzige Einfälle lauten Beifall, sogar bei der kleinen Gräfin, fanden.

Lassen Sie uns vernünftig mit einander reden, mein Freund! Ich habe Ihnen diesen, für mich äußerst verdrießlichen, Vorgang umständlich erzählt, damit Sie sehen, wo es Ihnen eigentlich noch fehlt.

Mit einem Worte: Sie sind noch keine öffentliche Autorität; Ihr Name ist noch nicht in Jedermanns Munde, man kann sich nicht auf Sie berufen, ohne einige Gefahr zu laufen. Ihre Art, zu beweisen und zu raisonniren, mag sehr gültig seyn, aber sie gilt da, wo es am nöthigsten wäre, leider noch nicht.

Aus wahrem Antheile für Ihr Bestes, habe ich heute nach Tische eine ganze Viertelstunde nachgesonnen, weßhalb Ihre Wochenschrift bei der schönen Welt noch so wenig Eingang gefunden, und lege Ihnen hier die Resultate meiner Untersuchung zur Prüfung und beliebigen Nutzanwendung vor.

Mich dünkt, Sie haben etwas zu bescheiden, zu genügsam angefangen. Ohne alle Ankündigung, ohne Trommelschlag und das herkömm=

liche Ausposaunen, trat die stille Gesellschaft gleichsam incognito hervor; — natürlich konnte sie auch wenig Lärm erregen. Wie wäre es, Herr West, wenn Sie irgend ein tumultuarisches Ehrenmitglied aufnähmen? — Ich wollte Ihnen wol Jemand dazu vorschlagen.

Doch das möchte noch hingehen; der allmälige, immer wachsende, Beifall ist im Grunde der beste. Aber die Tendenz Ihres Blattes, Herr West, die Tendenz! — Sie verwundern sich vielleicht, wie ich zu diesem Worte komme? Auf Ehre! man mag sich heut zu Tage noch so sehr der Gelehrsamkeit enthalten; sie fliegt Einem an, wie der Staub. Also, Ihre Tendenz; das ist es, was ich tadeln möchte. Arbeiten Sie immer dahin, den guten Geschmack einzuführen; geben Sie uns richtigere Begriffe von Diesem und Jenem; greifen Sie Albernheit, Schwulst, Unsinn und Arroganz an, wo Sie sie finden: nur verschonen Sie uns mit — mit der Moral! Eine moralische Unterhaltung ist so gut wie keine; ich sage das nicht bloß für mich; nein! ich habe Vollmacht, mit Ihnen so zu sprechen, und nöthigenfalls zeige ich Ihnen ein Kreditiv vor, das, wenn auch nicht sehr leserlich,

doch von sehr schönen Händen geschrieben ist.

Feine und gebildete Leute, wie Ihre Leser hoffentlich sind, kommen selten und nur ungern auf die Moral zu sprechen. Und in der That, sieht es nicht wirklich mit dieser ehrwürdigen Wissenschaft noch ziemlich weitläufig aus? Jede Zeit und jedes Volk hat noch seine eigenen, bisweilen etwas wunderlichen, Sitten, und nach diesen richtet sich auch mehr oder weniger ihre Moral. So erinnere ich mich, von einigen Völkerstämmen gelesen zu haben, wo die dortigen Fräulein gar keine Männer kriegen, wenn sie nicht ledigerweise schon redende Beweise ihrer Fruchtbarkeit abgelegt haben. — Es gibt indeß noch eine zweite, weniger streitige, Moral; die Konvenienz nämlich, die, vereint mit dem Gefühl des Schicklichen, wol der unparteiischste und zugleich der billigste Richter der großen Welt ist.

Ich glaube, was ich so eben gesagt habe, steht irgendwo; aber, wer kann dafür? Es ist ein wahres Elend, daß vernünftige Leute gar nichts mehr erfinden können. Also, keine Moral, wenn wir bitten dürfen, und etwas weniger Metaphysik; unsere schönen Landsmänninnen lassen uns keine Zeit dazu.

Adieu, Herr West! Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen, verspar' es aber auf ein andermal, wenn Sie anders nicht in Ihrem nächsten Blatte für seine gute Absicht durchhecheln

Ihren bereitwilligen
Diener und Leser
Muckerl, Graf von der Mücke.

Es muß doch heraus! Die kleine Gräfin ist seit Kurzem Ihre warme Verehrerin geworden, und sie ist es, die eben hinter mir steht, und hier und da Einiges diktirt hat. Rathen Sie, was? Ach! wie allerliebst sie jetzt das Näschen in die Höhe wirft! — O weh! Diese Ausrufung zog mir von ihrer kleinen Hand einen ziemlich fühlbaren Schlag zu. O, das ist noch nichts! Sie macht mit mir, was sie will; aber davon kein Wort aus der Schule geplaudert. Addio!

30.

Merope.

Sonntag, den 11. Oktober.

Als ich am vorigen Donnerstag zur dritten Vorstellung der Merope in das Parterre des Burgtheaters kam, war mein alter Theaterfreund der Erste, dem ich begegnete. — »Wir werden ein volles Haus haben,« sagte ich. »Es ist immer erfreulich, zu sehen, daß der Geschmack an einfachen und schönen Darstellungen dieser Gattung noch nicht ganz unter dem Publikum verschwunden ist.«

»Geben Sie diesem Geschmacke einige Nahrung,« erwiederte mein Gesellschafter, »und er wird vielleicht bald der herrschende seyn. Wie oft sieht man bei uns ein gutes, älteres Stück? und, wenn man noch eines sieht, wie wird es gewöhnlich vorgestellt? — Nicht das Publikum verlangt das Abenteuerliche; die geistlosen Autoren sind es, die ihm den Genuß einfacher Kompositionen verleiden, und, weil sie kein Mittel

haben, die Aufmerksamkeit zu beschäftigen, als eine abenteuerliche Erfindung und Sprache, den Geschmack zu Ungeheuern verwöhnen.«

»Ich bin mit Ihrem Grundsatze einverstanden,« sagte ich. »Indessen möchte es doch nicht wohl möglich, und auch schwerlich rathsam seyn, die Deutschen überall zu der etwas frostigen Einfachheit und Eleganz des französischen Theaters zurück zu führen. Der Charakter unserer Nation ist offenbar für stärkere Eindrücke, für größere Ansichten, zu einer wärmeren Empfindungsweise gestimmt.«

»Der Charakter der Nation!« antwortete Herr v. R. — dieß ist sein Name — »Als ob unsere Nation einen Charakter hätte! — Ich bin kein parteiischer Anhänger der französischen Bühne; aber ein Publikum, dem Alles gefällt, das sich Alles gefallen lassen muß, dem man bald die Franzosen, bald die Engländer, bald die Griechen, bald die Spanier, und nun vielleicht bald die Hindus und Chinesen als die höchsten Muster vorstellt, das in seinen eigenen Schriftstellern nur die Wiederholung aller dieser Muster sucht und sieht — dieß Publikum, dächte ich, hätte alle Ursache, von Zeit zu Zeit

auf die Meisterwerke einer Nation zurück zu kommen, die unter allen neueren Völkern den beständigsten Geschmack bewiesen, und bis jetzt beinahe allein ein regelmäßiges Theater gehabt hat. Man gebe uns den Shakspeare, wenn man will, den Calderon und Gozzi, wenn man kann: aber man lasse uns den Voltaire und Racine nicht entbehren. Oder sollen uns etwa die neuesten dramatischen Produkte unserer Landsleute für die Merope, die Alzire und den Mahomed, für die Phädra und Athalie, für den Cinna, Pompejus und den Cid schadlos halten?«

Während wir sprachen, war Herr L. zu uns getreten, den man aus der Unterredung über den Chor der Alten kennt. »Ohne allen Kunstwerth,« sagte er, »sind diese Tragödien in der That nicht; das räumt auch Schiller ein. Was Verstand und Witz, in der Kunst des Genies, leisten können, haben Corneille, Racine und Voltaire gezeigt. Wenigstens ist das Gemeine aus ihren Werken verbannt; und als Stufen, worauf der Ideal-Dichter sich erhebt, verdienen sie immer noch Rücksicht und Achtung.«

Der alte Herr sah dem jungen Manne etwas verwundert in's Gesicht, und wendete sich

dann ziemlich ernsthaft gegen mich. »Es ist doch ein Jammer,« sagte er, »daß ein unbesonnenes Wort, das einem Schriftsteller von Ansehen entfällt, solche Urtheile rechtfertigen soll. Nicht ohne allen Kunstwerth? — in der That nicht! — Unsere Jugend muß in der Kunst des Genies neuerlich mächtige Fortschritte gemacht haben, da sie schon auf Voltaire und Racine, als auf Stufen, worüber sie sich erhob, so vornehm herabsieht.«

»Wenn Ihnen Schiller's Autorität nicht genügt,« sagte Herr L. ein wenig betreten, »so werden Sie doch Lessing's Gründe gelten lassen. Die Dramaturgie urtheilt weit strenger von Corneille und Voltaire, als Schiller oder irgend ein neuerer Kunstrichter von ihnen geurtheilt hat.«

»Strenger vielleicht,« erwiederte Herr v. R., »aber, bei aller Strenge, weniger unbescheiden. Der Verfasser der Dramaturgie hat nicht Machtsprüche, noch die Einbildung von seinem eigenen Kunstgenie, sondern die größten Muster aller Zeiten und Nationen seinen kritischen Untersuchungen zum Grunde gelegt. Wer die Regelmäßigkeit Corneille's an die Regeln des Aristo-

teles hält, wer Voltaire's Merope nach dem Ideale beurtheilt, das Euripides in demselben Sujet verfolgt zu haben scheint, wem bei dem Schatten des Ninus der Geist im Hamlet, bei Orosman's Eifersucht der Charakter des Othello lebhaft vorschwebt: — der freilich kann das französische Theater nicht so vollkommen finden, als die Franzosen selbst, und, zu Lessing's Zeit, die Gottschedianer es fanden. Allein der Maßstab, dessen sich ein scharfsinniger Kopf bediente, um die höchsten Principien der Kunst auszumitteln, wird ein sehr unpassendes Instrument, wenn er in die Hände eingebildeter Dichterlinge und Theater-Regisseurs übergeht. Lessing dachte groß von Corneille und sehr bescheiden von sich, ungeachtet der Mängel, die er in dessen Werken entdeckte; er würde nicht minder groß von Schiller'n denken, obwol er in den Trauerspielen desselben vermuthlich nicht weniger Anlaß finden möchte, die treffende Strenge seiner Kritik zu bewähren.«

Herr L. Corneille's Verdienst in Ehren: aber ein Dichter war er doch gewiß nicht! Verstand, Witz, Scharfsinn hat, so viel ich weiß, kein neuerer deutscher Kunstrichter den französi-

schen Tragikern abgesprochen. Dieß sind schöne, rühmwürdige Eigenschaften. Doch das Genie, mein Herr, ohne das es keine Kunst gibt, das Genie —

Herr v. R. Genie, Genie! Wir reden so viel von dem Genie, daß man argwöhnen sollte, wir merkten, wie sehr es uns daran fehlt. — Ich weiß nicht, ob es möglich ist, eine Phädra oder Athalie ohne Genie zu schreiben. Aber wenn Witz und Verstand solche Früchte bringen, so möchte ich unsern Dichtern rathen, es mit dem Verstande nicht zu verderben, und sich, wie immer, nach Witz umzusehen; denn ich wenigstens möchte ein paar Scenen der Phädra lieber geschrieben haben, als manches ganze Trauerspiel von Schiller, und alle hohen Tragödien eines bekannten neueren Autors zusammen genommen.

Ich. Dieß Bekenntniß würde Ihnen von gewissen Leuten sehr übel ausgelegt werden. Der letzte von unsern jungen Dichtern würde sich beleidigt finden, wenn man ihn dem Racine nur gleich stellte; und obwol jeder Laffe sich unterstehen darf, über Wielanden und Lessingen öffentlich abzusprechen, so wird man es doch höch-

lich mißbilligen, daß Sie einen Mann, der im Morgenblatte für einen unserer ersten, schätzbarsten dramatischen Schriftsteller erklärt wurde, für kein größeres Genie halten.

Herr v. R. Was solche Leute denken, gut heißen, oder mißbilligen, ist eine so gleichgültige Sache, daß Niemand Ursache hat, sich dadurch in seiner Meinung irre machen zu lassen. Ich habe die größte Achtung für das Genie, wo ich es erkenne, aber ganz und gar keine für die Pretension, ein Genie zu seyn; und dieß hohle Geschwätz über Kunst, Poesie und Genialität fängt nachgerade an, unerträglich zu werden. Es ist Zeit, daß wir dem Verstande wieder geben, was des Verstandes ist. Ihm, nicht der Phantasie unserer vermeinten Adepten, steht das Urtheil über den Werth und Rang der Kunstprodukte, wie aller Dinge, zu. Ich bin mir der Gründe meines eigenen Urtheils bewußt, und brauche weder von Göthe'n, noch von Schiller'n, am wenigsten aber von ihren blinden Anbetern, zu lernen, was gut und was schlecht, ob Mahomed oder der Groß-Kophta, die Athalie oder Bianca della Porta ein besseres Theaterstück ist. —

Herr L. hatte sich unvermerkt von uns entfernt, und das Orchester fing an zu spielen. »Ich bin eigentlich gekommen,« sagte mein alter Herr, »Mad. Roose als Merope zu sehen. Die Rolle ist weniger in ihrem Fache, als irgend eine, die sie bis jetzt spielte. Glauben Sie, daß sie ihrer Stimme, ihrer Aktion und Haltung die Stärke geben könne, welche diese Rolle erfordert?«

Ich. In allen leidenschaftlichen Scenen ist sie vollkommen. Wenn die Indignation gegen Polyphonten aus ihr spricht, hat ihre Stimme allen Nachdruck, der dem Charakter und der Situation angemessen ist. Nur in den ruhigeren Auftritten scheint mir ihr Ton, so wie ihr Geberdenspiel, etwas zu weich und manierirt zu seyn.

Herr v. R. Und Aegisth? — Es ist eine sehr delikate Rolle. Ich bemerke, daß der junge Mann, der sie spielt, seit einiger Zeit Vieles unternimmt.

Ich. Er hat lauten Beifall in dieser Rolle gefunden.

Herr v. R. Das Publikum stiftet nicht immer Gutes mit seinem lauten Beifalle. —

Doch wir wollen sehen, wie der Schauspieler die Parteilichkeit seiner Gönner rechtfertigt.

Der Vorhang ging auf. In den ersten Scenen war Herr v. R. ganz stille, und horchte öfters scharf zu. »Ich weiß nicht,« sagte er endlich, »ob mich mein Gehör verläßt, aber ich habe seither mehr Mühe, als sonst, das liebliche Organ der Mad. Roose zu verstehen.« — Während Polyphont sprach, sah ich ihn manchmal unruhig werden. »Ist der Schauspieler, der den Vertrauten des Tyrannen macht, auch ein Neuer?« fragte er. — Ich verneinte es. — »Sie haben Recht,« erwiederte Herr v. R. »Ich erinnere mich, dieses gräßliche Zähnefletschen und diesen gezwungenen Schergenblick sonst schon gesehen zu haben. Wie kann man auf so widrige Unarten gerathen? und wie geschieht es, daß das Publikum dergleichen duldet?«

Als im zweiten Akte Aegisth erschien und seine ersten Reden gesagt hatte, schüttelte der alte Herr bedenklich den Kopf. Da jener bald darauf die Stimme mehr erhob, als nöthig schien, und sich unvermuthet ein nahes Klatschen vernehmen ließ, kehrte er sich mit einer zweifelhaften Miene um. »Ich sehe keinen Grund,«

sagte er, »warum man klatscht; so wenig, als warum der junge Mann so schreit. Das Lächeln auf seinem Gesichte läßt sich eher erklären: es ist das Vergnügen, daß er über den Beifall des Publikums empfindet. Aber der talentvolle junge Schauspieler wird gut thun, sich auf seinem Wege in der Kunst nicht von diesen Beifallsbezeugungen leiten zu lassen, oder er möchte nicht immer mit dem Publikum, noch das Publikum mit ihm, so zufrieden seyn, als es Beide jetzt mit einander zu seyn scheinen.«

Die vortrefflichen Scenen des vierten Aufzuges machten einen großen Eindruck auf meinen Nachbar, wie auf alle Zuschauer. »Welche Wahrheit! welche Kraft des Ausdrucks!« rief er einige Male ziemlich laut. — »Ich wollte, Hr. v. Voltaire hätte diese Stellen von unserer Merope gehört. Er würde dabei seine göttliche Clairon auf einen Augenblick vergessen haben. — O, daß wir Mad. Roose doch als Phädra sehen möchten!« — — »In diesen Wunsch,« sagte ich, »stimme ich von ganzem Herzen ein. Wenn Racine's Phädra auch kein anderes Verdienst hätte, als daß sie eine der schönsten Rollen für Madame Roose enthält, so sollte die-

ses Stück doch schon deßhalb auf unserer Bühne erschienen seyn.«

Deutsche Journale.

Der wackere Schulmann, Herr Josuah Scharf, fährt fort, unserem Blatte seine Theilnahme zu bezeigen, wie aus folgendem Schreiben zu ersehen ist, das ich so eben erhalte. Das Interessanteste, was dieses Schreiben enthält, ist ohne Zweifel die Nachricht von dem neuen Journale: Prometheus, dessen baldige Erscheinung wir zu erwarten haben. Wie günstig oder ungünstig dieses neu aufgehende Gestirn auch auf die jetzt bestehenden inländischen Zeitschriften einwirken mag, es kann nur ein Gewinn für unsere Literatur seyn, wenn die Hoffnungen in Erfüllung gehen, welche die Freunde der neuen Unternehmung von derselben gefaßt haben.

Mein Herr!

Ihr Blatt hat sich einige Male sehr nachdrücklich gegen die Klatschereien vernehmen lassen, die man von Zeit zu Zeit in den Korrespondenz-Nachrichten auswärtiger Journale über Wien, dessen Sitten, Literatur und Theater liest. Da Sie seither über diesen Gegenstand seltener das Wort nehmen, so vermuthe ich, daß der Ekel, den solche und ähnliche Artikel natürlicher Weise hervorbringen, Sie abhält, diesen Zeitschriften überhaupt Ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Ich bin, was das betrifft, nicht so leicht abzuschrecken; vielmehr mache ich es mir zum Geschäft, Alles aufzutreiben und von allen Seiten zu betrachten, was unsere gebietenden Herren, die Journalisten in Sachsen und Schwaben, zu unserer Belehrung oder Züchtigung, über uns verwahrlos'te Oesterreicher auszusprechen für gut finden.

Was man aus Liebhaberei treibt, macht man gern zu einer Sache von Wichtigkeit. Ich habe mir daher vorgenommen, von dem, was ich in dieser Art erkundigt habe, dem Publikum in Ihren Blättern regelmäßig Nachricht zu geben. Ein paar neue Nummern der Zeitung für

die elegante Welt, die ich so eben erhalte, veranlassen mich, dieses Vorhaben ohne Verzug auszuführen. In einer derselben werden die Feierlichkeiten bei Eröffnung der Statue Joseph's des Zweiten beschrieben. Die Beschreibung ist nur drollig. »Die kolossale Figur und das Pferd,« berichtet der Verfasser sehr instruktiv, »sind von gegossenem Metalle, »eben so die beiden Basreliefs auf dem Piede-»stale; dieses letztere aber von geschliffenem »Wiener Marmor.« Nicht weniger neu, als diese naturhistorische Merkwürdigkeit, ist das Ceremoniel, welches, nach dem Verfasser, gegenwärtig zwischen den Gesandten der europäischen Mächte üblich ist, und das — als Parodie des Lebens, welches alle alten Sitten überspringt — bei der Inauguration der Statue sehr strenge beobachtet wurde. »Auf einer Tribune, mit rothem »Damast geschmückt, nahm der französische »Gesandte den ersten Platz. Der russische »war — fern in einem benachbarten Palaste. »Der päpstliche Nunzius sprach viel mit dem »türkischen Botschafter. Ernst und finster saß »der englische, unbeweglich und allein stand der

»schwedische.« — Die Schilderung, welche der Berichtgeber von dem Gemüthszustande des Künstlers bei dieser feierlichen Begebenheit macht, verräth tiefe Blicke in das menschliche Herz, und als ein Muster rhetorischer Erhabenheit verdient folgende Stelle angeführt zu werden. »Der Himmel war umwölkt, aber eben »jetzt trat die Sonne hervor. Der Geist Jo»seph's schien seine Kinder zu besuchen, allen »Anwesenden schlug höher das Herz. Pauken »und Trompeten erschollen, Zauner gab das »Zeichen, und sein Werk stand fertig, frei »und für ewig da.« — »Daß diesen Tag »und dieses Werk,« setzt der Korrespondent hinzu, »zahllose Zungen besangen, und daß fast »keines dieser Lieder Erwähnung verdient, das »werden Sie wol glauben.« — »Nur ein paar »Stanzen von den Zöglingen des Taubstummen»Institutes sonderte der Berichtgeber ab;« — einige Strophen von Herrn Haschka's Ode wären der Auszeichnung wol eher werth gewesen; »auf den Umschlag der übrigen schrieb er:«

»O Kaiser von Metall, leih' mir Dein Ohrenpaar.«

Der Korrespondent scheint, in Betracht der

Ohren, etwas hohe Prätensionen zu machen. Es gibt ein altes königliches Ohrenpaar, das den Kritikern in solchen Fällen immer zu Diensten steht. Mich däucht, der Verfasser hätte sich damit begnügen können, ohne die metallenen Ohren des großen Kaisers in Anspruch zu nehmen.

Diesem unterhaltenden Aufsatze folgt, in derselben Nummer der Zeitung f. d. e. W., ein anderes Schreiben aus Wien, dessen Verfasser bei einem hier aufkeimenden, neuen Journale ein wenig interessirt zu seyn scheint. Der ganze Brief, wie die, ihn erst völlig erklärende, Nachschrift, ist in dem geckenhaften, zuversichtlichen Tone abgefaßt, der unseren gereis'ten jungen Herren so artig läßt, wenn sie, auf Kosten ihrer Vaterstadt, einmal ihren Witz zeigen wollen. Ein wenig Klätscherei und Bosheit, mit stumpfen Pointen verziert, über die Niemand lacht, als sie selbst, — das ist der Lieblingston dieser Herren. Der Korrespondent erwähnt der Prachtausgabe des Collin'schen Gedichtes, Die Künstler-Entzückung, und erzählt mit einer liebenswürdigen Unverschämtheit: »des Herrn von »Collin zahlreiche Feinde beschuldigten den be»scheidenen Verfasser, er habe diese Herausgabe

»auf eigene Kosten besorgt.« Wie gefällt Ihnen das? Und um die Bosheit, die in diesem muthwillig ersonnenen Mährchen liegt, unter einer läppischen Wendung zu verbergen, setzt der Ehrenmann gleich hinzu: »daß man so gern »Andere handeln läßt, wie man selbst handeln »möchte!« Ei, mein Herr Geck! Unbescheiden seyn und mittelmäßige Verse auf eigene Kosten drucken lassen, kann Jeder, auch Sie, wenn Sie Lust dazu haben. — Von Hrn. Werner, dem Verfasser der Weihe der Kraft, wird berichtet: »es sey gewiß, daß man ihn mit Ver»sprechungen aus Berlin abgerufen ha»be.« Da nun diese Versprechungen nicht erfüllt wurden, so läßt der Korrespondent alle Welt schließen, Hr. Werner sey von seinen hohen Gönnern in Wien — mit Respekt zu sagen — betrogen worden. — An den Unternehmern der Hoftheater findet der Korrespondent den Enthusiasmus oder — Protektionswillen auch dann noch zu loben, wenn nicht alle Mißgriffe vermieden werden könnten; unter welche Mißgriffe, nach der etwas ungeschickten Konstruktion, drollig genug, auch die Anstellung des Hrn. Stoll bei dem Hoftheater, und die Unter-

stützung gerechnet zu werden scheinen, deren sich das neue Journal dieses jungen Schriftstellers von den Vorstehern des Theaters zu erfreuen haben soll.

Die Nachricht, an deren Verbreitung dem Einsender eigentlich liegt, betrifft übrigens den Zustand der verschiedenen Journale, welche in Wien erscheinen, oder noch erwartet werden. Er läßt den Redakteur der Zeitung für die elegante Welt sehr artig die Frage aufwerfen, ob wir deren in Wien besitzen? »Denn so »viel seine literarischen Korrespondenten versi»chern, so kommen wenige oder gar keine Exem»plare der wöchentlichen oder monatlichen Quart»und Oktav-Blätter in das Ausland.« — »Ich erwiedere Ihnen also,« sagt der possierliche Mann, »zur Antwort ein deutliches und vernehmliches Ja.« — Diese Antwort, so witzig sie ist, scheint indeß wenigstens in Ansehung Ihres Sonntagsblattes überflüssig gewesen zu seyn, da die Zeitung f. d. e. W. schon so oft, und erst neuerlich, sehr ausführlich von der Existenz und dem Inhalte desselben ehrenvolle Erwähnung gethan. Allein der Korrespondent hat weder von Ihrer Wochenschrift, noch von den

Annalen der österreichischen Literatur, die sich im In- und Auslande seit einer ziemlichen Reihe von Jahren in gutem Ansehen erhalten, die geringste Notiz zu nehmen beliebt. »Unsere Zeitschriften theilen sich,« nach ihm, »in zwei Klassen, in aufkeimende und »hinwelkende, — in der dritten Klasse, der »blühenden, steht bis jetzt einzig und unerreicht der Eipeldauer.« — »Einer aufkeimenden Zeitschrift,« fährt der Briefsteller mit sichtbarer Theilnahme fort, »sehen wir mit »künftigem Jahresanfang unter dem Titel: »Prometheus, entgegen. Hr. Stoll und Hr. »von Seckendorf sind die Herausgeber. Beide »rühmt man als Männer von Kenntniß »und Geschmack, und so läßt sich endlich »einmal etwas Bedeutendes erwarten.« — Was den Hrn. Stoll insbesondere anlangt, so wird hier, unter andern Beweisen seines vortrefflichen Geschmackes, auch »eines »hochkomischen, aber etwas phantastischen »Stückes, die Schnecken betitelt, erwähnt, »das er jetzt bearbeite, — worin ein Chor »von Schnecken einem jungen Ehemanne »erscheine, der überall Hörner erblickt, und

»von dem man sich, nach den Proben zu ur»theilen, die der Dichter einigen Freunden vor»deklamirte, die größte Wirkung versprechen »müsse.« — Sie sehen, mein Herr! daß der Korrespondent zu den Freunden, und zwar zu den warmen Freunden dieses jungen Dichters gehört; denn nach anderen Berichten möchte von seiner wunderlichen Schnecken-Perrücke — um den rein-witzigen Wiener Vorstädten einen Ausdruck abzuborgen — schwerlich etwas anderes zu erwarten seyn, als daß er damit von aller Welt werde ausgelacht werden.

»Der hinwelkenden Zeitschriften Name »ist Legion,« sagt der Korrespondent nach obigen tröstlichen Nachrichten; »sie drohen, gleich dem »neuen Kometen, in wenig Monaten zu ver»schwinden. Die meisten hatten, wie jener Him»melswanderer, zu wenig Kern und zu viel »Schweif, und zerfließen, jemehr sie der Sonne »sich nähern.« Bemerken Sie beiläufig die sinnreiche Erklärung, die der Verf. von dem Verschwinden des Kometen gibt: sie haben zu wenig Kern und zu viel Schweif, und zerfließen, wenn sie sich der Sonne nähern. Daß die literarische Sonne, die hier gemeint ist,

der Prometheus sey, errathen Sie übrigens ohne mein Zuthun. — »Noch ist es daher,« setzt der Korrespondent ad captandam benevolentiam seines Leipziger Gönners hinzu, »keiner »hiesigen Zeitschrift gelungen, die ausländischen »zu verdrängen. Am gelesensten sind die Zei»tung für die elegante Welt und das »Morgenblatt. Auch der Freimüthige fand »einst viele Freunde, und wenn seine Berichte »über Wien oft unrichtig waren, so gaben sie »doch eine eigene Unterhaltung für den »sachkundigen Leser, der zuweilen gern »sich klüger als der Autor wissen mag.« Eine unvergleichliche Entschuldigung für alle literarischen Klatschereien, die auch den Korrespondenten hoffen läßt, daß sein Bericht etwas zur Unterhaltung klügerer Leute, als er selbst zu seyn scheint, beitragen könne.

Der Freund des Prometheus schließt seine interessanten Nachrichten mit folgendem bescheidenen Wunsche: »Möge die Kunst und Genuß »liebende Kaiserstadt in der Fackel dieses »Prometheus nie eine andere erblicken, als »die der Genius der Freude schwingt, wenn er »in der trägen Thonmasse den himmli-

»schen Funken entzündet!« Ich zweifle nicht, mein Herr, daß dieser fromme Wunsch in Erfüllung gehen wird, wenn anders die träge Thonmasse des Wiener Publikums dem himmlischen Funken nicht zu sehr widerstrebt. Die Herausgeber haben, nach der Ankündigung, ihr Journal ausschließend der ästhetischen Bildung des Menschen gewidmet. Wie der Unsterbliche, dessen Namen sie führt, wird diese Zeitschrift dem Himmel das Licht entwenden, um unsere Nacht damit zu erhellen. »Sie wird »sich in freien Ansichten über Poesie, bildende »Kunst und Theater verbreiten.« Auch über bildende Kunst wird sich das neue Licht erstrecken, und ich fange schon an, bessere Hoffnung für unsere Akademie der Künste zu schöpfen. Wir werden erfahren, was dieser Anstalt noch fehlt, um es dem Institute der bildenden Kunst in Weimar gleich zu thun; so wie wir erst kürzlich gesehen, was unsern Schauspielern mangelt, damit sie sich den Meistern aus der Weimarer Theaterschule gleichstellen können. Die Verfasser werden »über die Vergangenheit die Geschichte, »über die Zukunft — die Philosophie befragen.« Das erste ist nichts besonderes; denn was sonst

als die Geschichte könnte man über die Vergangenheit befragen? Aber die Aufschlüsse über die Zukunft, die man uns verspricht, verdienen unsere höchste Aufmerksamkeit. Prometheus hatte in den ältesten Zeiten die Gabe der Weissagung; da er nun noch mit einer Philosophie vertraut geworden, die von den künftigen Dingen natürlich um so besser Bescheid wissen muß, je weniger sie von den gegenwärtigen versteht: was könnte seiner Voraussicht wol ferner verborgen seyn? Schon der Freund des neuen Prometheus in der eleganten Zeitung verräth einen Wahrsagergeist. Er hat das Verschwinden des Kometen, und mit ihm, aller hiesigen Journale und Wochenschriften, angekündigt.

Zweifeln Sie nicht, daß Ihr Sonntagsblatt unter dieser Zahl begriffen ist, obwol der Prophet zu höflich war, es ausdrücklich zu nennen. Es wird verschwinden, sobald die neue Sonne der Herren Stoll und v. Seckendorf erscheint; und wenn diese erste Voraussagung eintrifft, so wette ich, daß nichts unerfüllt bleibt, was die Philosophie des Prometheus über die dunkeln Wege der Zukunft forthin zu verfügen geruhen wird.

Josuah Scharf.

Wöchentliche Anzeigen
des literarischen Frag- und Kundschafts-Amtes.

Um den häufigen Anfragen und Aufträgen nachzukommen, die seit einiger Zeit an uns eingelaufen sind, haben wir nöthig gefunden, für Gegenstände dieser Art eine eigene Abtheilung in dem Büreau des Sonntagsblattes einzurichten. Man beliebe sich daher künftig in solchen Angelegenheiten, unter obiger Addresse, an uns zu wenden, und der ungesäumten Beförderung aller mitgetheilten Aufträge und Kundmachungen gewärtig zu seyn.

Nachstehende Anzeigen, die uns seit Kurzem zugesendet wurden, mögen hiervon zum Beweis dienen.

* * *

Darleihen wird gesucht.

Ein junger Autor, der mit einem hochkomischen Werke beschäftigt ist, worin er seine Gegner lächerlich zu machen gedenkt, wünscht zu diesem Behufe eine Summe baren Witzes, gegen billige Zinsen und Wiedererstattung des Werthes in natura, auszuborgen. Hypothek kann keine

gegeben werden; doch ist die Zeitung für die gebildete Welt erbötig, die Solidität des Anleihers zu verbürgen. Um nähere Auskunft beliebe man sich an die Redaktion der besagten Zeitung zu wenden.

Nachricht für angehende Journalisten.

Es sind einige berühmte Namen, nebst drei Viertel Bogen liegen gebliebenen Manuskripts, zur Unterstützung armer Journalisten, aus lehensherrlicher Gewalt zu verleihen, und letzteres, nach Umständen käuflich, hintan zu geben. Der Bestandnehmer oder Käufer ist, außer der baren Erlegung von 10 Louisd'or für den Bogen, zu einem immerwährenden Tribut von uneingeschränkter Bewunderung und knechtischer Verehrung gegen seine Schutz- und Lehensherren verpflichtet; wogegen ihm gestattet wird, sich selbst für einen berühmten Mann zu halten, und alle unabhängigen Schriftsteller Deutschlands für Stümper und platte Köpfe zu erklären. Die Addresse kann in dem literarischen Frag- und Kundschaftsamte nachgewiesen werden.

Anfrage.

Ein junges Frauenzimmer, das die Leontine des Hrn. v. Kotzebue mit großer Theilnahme gelesen hat, wünscht über die Natur und Wirkungsart der krampfstillenden Mittel, zu deren Empfehlung dieser Roman hauptsächlich geschrieben zu seyn scheint, einen befriedigenden Aufschluß zu erhalten. Die Antwort ist unter der Addresse: an die schöne Neugierige, im Apollo-Saale abzugeben.

Vorgefundene Sachen.

Bei einem hier Orts eingebrachten literarischen Vagabunden sind, nebst einigen (bekannten Autoren zugehörigen) Pretiosen und Effekten, verschiedene namen- und herrenlose Habschaften vorgefunden worden; als da sind: 1) eine Partie Klatschereien und Korrespondenz-Nachrichten, anscheinlich aus dem Morgenblatte, der Zeitung für die elegante Welt oder dem Freimüthigen; 2) verschiedene Volkslieder, Sonette und Epigramme, im Geschmack der Springblüthen; 3) einige Abhandlungen über Genie, Thea-

terbeleuchtung und Kartoffeln; 4) eine Menge veralteter Notizen und läppischer Gedanken, die unter keine Rubrik zu bringen sind. — Die rechtmäßigen Eigenthümer haben sich, innerhalb der peremtorischen Frist von 6 Wochen, an die Vorsteher des hiesigen literarischen Bedlams zu wenden, und mit ihren Ansprüchen gehörig auszuweisen, widrigenfalls jene Habseligkeiten als Makulatur verkauft, und die daraus gelös'ten Gelder zu dem Fonds der gedachten milden Anstalt geschlagen werden sollen.

Anerbieten.

Ein Literator, der einige mittelmäßige Verse gemacht und die berühmten Dichter Deutschlands von Angesicht gesehen hat, erbietet sich, jede neue Zeitschrift mit Beiträgen zu unterstützen, welche beweisen kann, daß sie nur Aufsätze von vorzüglichen Schriftstellern aufnimmt. Nöthigen Falls ist er auch im Stande, den Herausgebern ein Kreditiv für ihre Fähigkeiten, von Weimar aus, zu verschaffen, und was dem neuen Journale etwa an Geist und Inhalt fehlen sollte, durch das Gewicht voll-

gültiger Namen, über die er disponiren kann, zu ersetzen.

Witziger Kopf wird gesucht.

Zu einem ganz neu etablirten Journale wird ein witziger Kopf als Mitarbeiter gesucht. Er muß als Probestück stehenden Fußes drei Epigramme auf die berühmtesten lebenden Schriftsteller, und einige sarkastische Ausfälle gegen das Sonntagsblatt von sich geben, besonders aber eine gute Portion der neuerfundenen göttlichen Grobheit aufweisen können. Auf Kenntnisse, Geschmack und literarischen Ruf wird keine Rücksicht genommen. Als Honorar bekommt er von besagtem Journale hundert Frei-Exemplare. Da der Fall etwas dringend ist, so verspricht man, bei gehöriger Grobheit, es mit dem Witz nicht so genau zu nehmen.

Sekretär oder Bibliothekar wird gesucht.

In einem Wirthschaftshause wird ein Sekretär oder Bibliothekar gesucht, der, bei einer

oberflächlichen Bücherkenntniß, ein gutes Maulwerk mit einer angenehmen Dreistigkeit verbindet. Sollte er jedoch mehr von taciturner Art seyn, so hofft man, er werde, was ihm an Worten abgeht, durch eine tiefsinnige Miene und satyrische Blicke zu ersetzen suchen. Als unumgängliche Bedingung wird gefordert, daß er noch keine Zeile habe drucken lassen, theils, damit er desto besser über Andere absprechen könne, und dann, weil sich von dem, der noch gar nichts gethan, Alles erwarten läßt.

Ankündigung.

Zischelzeitung für Ungebildete.

Redigirt und verlegt

von

Kilian Puff,

quiescirtem Souffleur und Theaterdichter der ehemaligen Schauspielergesellschaft zu Gablitz.

Motto:

»Weißt du den Unterschied, mein Junge, zwischen einem bittern und einem süßen Narren.«

Narr im König Lear.

Unter obigem Titel erscheint von Martini an ein neues Zeitblatt, wodurch einem lange

gefühlten Bedürfniß abgeholfen und die sinnreiche Erfindung der nicht politischen Zeitungen auf die höchste Stufe idealer Vollkommenheit erhoben werden wird. Die Zischelzeitung wird nämlich einen getreuen und ausführlichen Bericht von Allem enthalten, was hier in Gablitz und den umliegenden Dörfern auf drei Meilen in der Runde, nicht nur Tag für Tag geschieht, sondern auch, was die Leute einander in die Ohren zischeln. Eine weitläufige Korrespondenz mit allen des Schreibens kundigen Individuen hiesiger Gegenden sichert die Redaktion, daß es ihr nie an Stoff zu interessanten Mittheilungen fehlen wird; der übrige Inhalt findet sich dann von selbst. Schauerliche und humoristische Erzählungen, Streck-Charaden und Buchstaben-Räthsel, philosophische Aphorismen, Theater-Notizen, und selbst Einfälle, wenn die Mitarbeiter der Zischelzeitung deren haben sollten, werden in schöner Unordnung mit einander abwechseln. Ein angehängtes Intelligenzblatt ist bloß dazu bestimmt, alle Arten von Grobheiten und Schimpfreden aufzunehmen, welche Leute, mit oder ohne Namen, einander zu sagen Belieben tragen möch-

ten. Für die gedruckte Zeile werden bei diesen Inseraten 7 Kreuzer, für außerordentliche Grobheiten aber 12 Kreuzer bezahlt.

Die vorstehende Zischelzeitung, welche der Unterzeichnete allen gemeinen und einfältigen Menschen zu einer angenehmen Lektüre empfiehlt, wird von besagtem Zeitpunkt an in allen Tabaksgewölben, Gewürz- und Käsestecherbuden, in und außer Gablitz, zu haben seyn, und die Zahl der aufkeimenden und blühenden Journale Oesterreichs, zur Ehre des Vaterlandes, wie der Herausgeber sich schmeichelt, vermehren.

Kilian Puff.

31.

Pantalon und Smelfunga.

Ein Beitrag zur Geschichte der Dunse.

Mein Herr!

Ich ergreife die Feder mit einer Art Unruhe, die mich vielleicht abhalten sollte, Ihnen zu schreiben. Man beobachtet mich; die Entdeckung

eines Verständnisses mit einem so verhaßten Manne, als Sie in unserem Hause sind, würde meine Entfernung aus demselben wahrscheinlich zur unmittelbaren Folge haben. Doch ich fürchte schon jetzt so verdächtig zu seyn, daß kaum mehr etwas zu verlieren ist. Man scheint sich sogar Ihrer Blätter bedient zu haben, um einen tauglicheren Mann für meine Stelle ausfindig zu machen. Der Bibliothekar, der in Ihrem Frag- und Kundschaftsblatte gesucht wird, ist, allem Vermuthen nach, bestimmt, mich zu ersetzen. Die Eigenschaften, die von ihm verlangt werden, sind gerade diejenigen, welche man in unserem Hause vorzüglich, oder vielmehr allein schätzt. Ich sehe meinen Abschied als beschlossen an, und will mich daher in der Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, durch keine Rücksichten auf meine persönliche Lage zurück halten lassen.

Stellen Sie sich vor, mein Herr, daß ich mich in dem Mittelpunkte und gleichsam in der geheimen Werkstätte der sonderbaren Familie oder Gesellschaft befinde, von der Sie dem Publikum in Nro. 23. Ihres Sonntagsblattes einige Nachricht gaben. Ich bin Bibliothekar in

einem vornehmen Hause, das der gewöhnliche Sammelplatz der einheimischen und hier durchreisenden Dunse ist, und von denselben mit unumschränkter Macht beherrscht wird. Der Herr des Hauses — ich will ihn Signor Pantalon nennen — scheint alle seine Besitzungen, wie seinen Verstand und Geschmack, von dem hochachtbaren Herrn Godofred Duns nur zu Lehen zu haben; so groß ist das Ansehen, dessen dieser außerordentliche Mann bei uns genießt. Seit einiger Zeit ist auch der Dunsen-Stuhl in unserem Hotel errichtet; die Beschlüsse dieses Gerichtshofes werden von hieraus promulgirt. Signor Pantalon hat den großen Prunksaal seines Hauses für das Dunsen-Gericht neu möbliren zu lassen, und er selbst wohnt den geheimen Sessionen desselben als Auskultant bei. Man erzählt sich unter der höheren Dienerschaft, daß Signor entschlossen sey, auf alle Vorzüge seines Ranges und Standes Verzicht zu thun, um sich der Familie der Dunse förmlich einzuverleiben.

Signor Pantalon ist ein Herr von glänzenden, aber etwas leichten Gaben, der die gewöhnliche Erziehung der Söhne reicher Familien er-

hielt. Sein Hofmeister, ein französischer Abbé, und, wie es scheint, ein eben so ehrgeiziger als geschmeidiger Weltmann, brachte ihm frühe einen ungemessenen Respekt für das bei, was man in der Umgangssprache einen Kopf nennt. Ein Kopf galt daher in den Augen des jungen Pantalon beinahe so viel, als ein Pinsel von sechzehn Ahnen, und er war nicht abgeneigt, den Marschall von Turenne, Voltaire'n und — den Abbé für ebenbürtig mit sich selbst zu halten. Da er von Natur sehr stolz ist, so hat er immer nur wenige Köpfe anerkannt; ja, im Grunde ist es nur ein Mann, dem er eine Superiorität des Geistes über seinen eigenen zugesteht. Dieser einzige Mann war jedoch in der Regel immer derjenige, der sich zuletzt die Mühe nahm, sich die schwache Seele seiner Hochgeboren unterwürfig zu machen. Man zählt deren eine große Menge, die nach einander den stolzen Geist und die Chatouille des Signor Pantalon durch einen gleichsam magischen Einfluß regierten, und denen daher die alten Diener des Hauses, nicht unwitzig, den Spottnamen der Götzen ihres Herrn beilegten. Ein alter pfiffiger Kammerdiener versicherte mir, sein

Herr habe mit seinen Götzen beinahe so oft gewechselt, als in früherer Zeit mit seinen Liebschaften; ja, er selbst könne sich rühmen, vierzehn Tage lang das Orakel seines Patrons gewesen zu seyn, der ihn damals, so gut als den Marschall Turenne, für einen Kopf habe gelten lassen. Seit einigen Jahren hat sich indeß in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Charakter, oder vielmehr mit dem Temperamente des Signor Pantalon zugetragen. Er ist in seinen Zuneigungen und Meinungen eben so beständig geworden, als er ehedem flüchtig und wankelmüthig war; und, wie sein Herz durch die Reize der unvergleichlichen Smelfunga, so scheint sein Kopf durch das überwiegende Genie des Herrn Godofred Duns auf immer bezwungen zu seyn.

Die Dame Smelfunga kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Sie wurde ehemals zu den Schönheiten unserer Stadt gezählt, und ist unstreitig noch jetzt eine der anziehendsten Personen ihres Geschlechtes. Wenn ihre Miene nicht zu viel verspräche, so hätte sie unendlich viel Geist. Wie sie selbst außerordentlich ist, so hat sie auch nur Sinn für das, was ihr außer-

ordentlich däucht. Ihr Geschmack ist Gunst, ihre Urtheile sind Einfälle, ihre Neigungen Launen. Man hält sie für kalt wie Eis: aber ihre Blicke sprühen Funken, und in ihrer oft verwirrten Rede scheint die innere Gluth eines stark bewegten Gemüthes überzuwallen. Wäre sie der Liebe fähig, sie hätte einen Mann von geduldigem Naturell glücklich machen können. Allein selbst ihre Schwachheiten sind nur Anwandlungen einer schnell verbrausenden Heftigkeit, und das Außerordentliche, das sie an den Männern reizt, sinkt, ehe sie davon erwarmt, in ihren eigenen Augen zur Alltäglichkeit herab. Sie strebt dem Ideale nach, in der Kunst wie in der Liebe; wenigstens hat sie sich davon überredet: aber das Ideale ist nicht in ihrer Natur, und sie kann, wie Pantalon, nur ein Idol mit dem andern vertauschen, welches sie, gleich diesem, unfähig ist, durch eigene Kraft fest zu halten.

Charaktere, wie Pantalon und Smelfunga, sind ganz dazu gemacht, von der tiefen Politik des Hrn. Godofred Duns, und durch die Formen und Gesetze der Familie, zu der er gehört, beherrscht zu werden. Der Ernst und die Zuversicht eines solchen Führers scheinen den unbe-

stimmten Begriffen und wankenden Neigungen so flüchtiger Geister erst Gehalt, Bedeutung und Gewicht zu geben. Die vortheilhafte Meinung, welche Pantalon und Smelfunga von sich selbst hatten, ist durch ihren vertrauten Umgang mit den Dunsen ungemein erhöht worden. Da der Meister des Stuhles selbst einen Höheren über sich erkennt, dessen Fußsohlen nicht zu erreichen er sich bescheidet, so ist die Art von geistigem Primat, das er über seine Angehörigen ausübt, nicht drückend. Pantalon und Smelfunga betrachten den Herrn Godofred Duns, ungeachtet ihrer Abhängigkeit von seinem Urtheile und Willen, als ihres Gleichen; und, indem sie sich mit ihm vor dem höchsten Oberhaupte des Bundes, dessen Eingeweihte und Priester sie zu seyn wähnen, anbetend niederwerfen, glauben sie die ganze übrige Welt tief unter ihren Füßen zu sehen. Nichts kann entschiedener seyn, als die Geringschätzung, womit in unserem Hause alles behandelt wird, was nicht auf det Höhe der Dunse, oder wenigstens unter ihrem Schutze steht. Ein Talent, das sich nur durch sich selbst empfiehlt, ein Buch, das ohne das geheime Placet des Dunsenstuhles, oder

ein öffentliches Kreditiv eines der bekannten Obern des Ordens, erscheint, wird gar nicht bemerkt; und wenn es sich, diesen Mängeln zum Trotz, durch seinen inneren Werth Bahn macht, so kann man gewiß seyn, daß Alles versucht werden wird, um eine so unwillkommene Erscheinung zu unterdrücken.

Es hat mich zuweilen Wunder genommen, wie so stolze und vornehme Leute, als Signor Pantalon und die Dame Smelfunga sind, von dem beschränkten Witze eines bettelhaften Abenteurers — welches Hr. Godofred Duns doch im Grunde ist — so schmählich unterjocht werden können. Da die Dunse, ihrer Abstammung nach, hier Fremde sind, und dieß Land das Glück hat, den edlen Pantalon und die geistreiche Smelfunga zu den Eingebornen, und zwar aus seinen guten, alten Geschlechtern, zu rechnen, so sollte man denken, daß auf diese Umstände einige Rücksicht genommen, und daß bei den Entscheidungen des hiesigen Dunsengerichtes wenigstens keine Parteilichkeit gegen die Landsleute so großmüthiger Beschützer geduldet werden würde. Aber zu meinem Erstaunen habe ich bemerkt, daß Smelfunga und Pantalon selbst

die vollkommenste Abneigung gegen alles Einheimische verrathen, und daß, um in ihrer Meinung etwas zu gelten, man, wo nicht ein Duns, doch zum mindesten ein Fremder seyn müsse. Die unbedeutendsten Leute, die mit einer Empfehlung aus Sachsen oder Schwaben in unser Haus eintreten, können der freundschaftlichsten Aufnahme versichert seyn, während Männer von Verdienst, welchen die Makel unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes anhängt, mit auffallender Kälte empfangen werden. Nach einem gewöhnlichen Ausdrucke des Signor Pantalon kann »in Wien nichts entstehen, was erträglich wäre;« und Donna Smelfunga ist nie brillanter, als wenn es darauf ankommt, »die platten Manieren und die Unfähigkeiten ihrer Landsleute« in ein grelles Licht zu setzen. Ich zweifle daher auch nicht, daß diese noble Verachtung des Einheimischen, und der vornehme Hang für alles Fremde, dem Herrn Godofred Duns, in seiner Bewerbung um die Gunst unsers Herrn und seiner Dame, gleich anfangs den meisten Vortheil verschafften; so wie diese Eigenschaften noch jetzt die stärksten Stützen mancher Projekte sind, welche die Dunse auf den Kopf und

den Beutel ihres Patrons berechnet haben.

Was Sie, mein Herr, in Ihrem Aufsatze als den eigentlichen Zweck der Dunse angaben, die Absicht nämlich: »den Schein der Vernunft, Kultur und Rechtlichkeit allgemein zu »machen, der Entwickelung des eigenen »Verstandes und Charakters aber, auf »alle erdenkliche Weise, entgegen zu arbeiten,« — dieß ist, wie ich überzeugt bin, auch die Triebfeder, welche die Dunse und deren Anhang gegen Sie und Ihr Blatt in Bewegung gesetzt hat. Ihre Wochenschrift zeigt, bei manchen Mängeln (die Ihnen ihre Gegner gern verzeihen), einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, österreichischen Geist; und es ist der Scharfsicht des Hrn. Godofred Duns nicht entgangen, daß Schriften, wie die Ihrige, unter Ihren Landsleuten das Gefühl eigener Kraft und Unabhängigkeit erwecken könnten. Die Einwohner der größten Stadt in Deutschland könnten inne werden, daß sie selbst Verstand, ja sogar Witz haben, und daß es möglich sey, sich aus ihrer Mitte Talente entwickeln zu sehen, die den Reiz nationeller Lebendigkeit mit den strengeren Ansprüchen eines allgemeinen Geschmackes verbän-

den. Wien könnte sich seiner Ueberlegenheit, und mancher Oesterreicher seines Kopfes bewußt werden; ja, die vaterländischen Schriftsteller könnten es wagen, sich der Vormundschaft der Journalisten von Berlin, Leipzig und Tübingen entziehen zu wollen. Was aber würde in solchen Umständen aus dem Ansehen der Dunsenstühle? was sollte das Schicksal ihrer Anhänger werden? — Wenn die Wiener selbst urtheilen lernten: könnte es nicht dahin kommen, daß sie den Doktor Godofred Duns, mit allem seinen Tiefsinn und Ernste, für einen Tropf, den Signor Pantalon, ungeachtet seiner Anlage zu einem modernen Mäcen, für einen abgeschmackten Herrn, und die Dame Smelfunga, ihren geistreichen Augen und ihrem Ideale zum Trotz, für eine kleine Närrin hielten? — Man entsetzt sich, wenn man nur an die Möglichkeit solcher Dinge denkt!

Erwarten Sie also ja nichts von einer Aussöhnung mit dem Oberhaupte der hiesigen Dunse. Könnte Ihnen dieser Mann auch die Zweifel vergeben, die Sie in *seinen* Verstand setzen, nie würde er Ihnen verzeihen, daß Sie Ihren eigenen Verstand gebrauchen; und was selbst

Herr Godofred Duns Ihnen noch zu Gute halten möchte, werden doch Pantalon und Schmelfunga keinem ihrer Landsleute je hingehen lassen. Ich habe über diesen Punkt, und über die Denkart und Handlungsweise der genannten Personen überhaupt, so bestimmte Erfahrungen gemacht, daß ich mir Ihre Aufmerksamkeit noch für ein paar andere Briefe erbitten muß, die ich dem gegenwärtigen, sobald es meine Umgebung erlaubt, werde folgen lassen. Ich bin ꝛc.

F. G.

Zweiter Brief des Herrn Hans Stolidus an den Herausgeber.

Werther Herr!

Die Springblüthen des Geiers in Nro. 28. des S. Bl. haben meine Frau und den Rektor in so gute Laune über die neueste Literatur gesetzt, daß ich es wagen konnte, mir von meinem Buchhändler wieder ein Bällchen mit Neuigkeiten kommen zu lassen. Das erste,

was mir daraus entgegen fiel, war die Leontine des Herrn v. Kotzebue, mit der ich meiner Frau keine geringe Freude machte. Sie setzte sich gleich darüber — denn sie ist eine große Freundin dieses Schriftstellers — und las den ersten Band in einem Zuge durch. Abends bei Tische war sie ungemein still, was mich Wunder nahm, da sie sonst etwas gesprächig ist, und über ein witziges Buch, das sie gelesen, oft noch ein paar Wochen nachher recht herzlich mit mir lachen kann. Da ich fragte, was ihr fehle, antwortete sie mit einem Seufzer: »Ach, es ist eine gar klägliche Geschichte!« Sie war sichtbarlich zerstreut. Nach einer Weile that sie einige verfängliche Fragen an mich, die in mein Fach einschlagen, und die mich beinahe verlegen machten. »Zum Henker!« rief ich: »ist denn die Leontine eine medizinisch-chirurgische Abhandlung, daß Du auf so seltsame Dinge geräthst?« — »Ei!« sagte sie, und wurde roth, »ich habe das nur beiläufig wissen wollen.« — Darauf ging sie in ihre Kammer, um in der Geschichte der Leontine fortzufahren. — Ich muß doch selbst sehen, was an der Sache ist, obwol ich sonst nicht leicht einen Roman lese.

Der Rektor, der bei dem Auspacken der Bücher gegenwärtig war, steckte ein paar Bändchen zu sich, Erzählungen vom Freiherrn von Steigentesch betitelt. Als er sie mir am andern Tage wieder brachte, sagte er ziemlich ernsthaft: »es sey Witz, aber noch ungleich mehr Leichtfertigkeit in dem Büchelchen. Er wünsche eben nicht, es in den Händen unserer jungen Weiber und mannbaren Mädchen zu sehen. Der Styl sey lebhaft; indeß glaube er nicht, daß sich die Art Gegensätze, die der Verfasser besonders liebe, nach dem Cicero und Quintilian rechtfertigen lasse.« — Ich führe das Urtheil des Rektors wörtlich an, um Ihnen zu zeigen, daß wir hier in St. P—n auch unsere Autores classicos haben.

Den besten Fund machte unstreitig ich selbst. Es war ein artiger Oktav-Band mit dem Titel: Die deutschen Volksbücher, von J. Görres. Die Zueignung an Clemens Brentano, die Einleitung und Nachschrift schienen mir höchst lehrreich, wiewol ich nur wenig davon verstand; aber das Verzeichniß der Volksbücher selbst, und die großen Lobsprüche, welche ihnen der Verfasser ertheilt, ver-

ursachten mir ein eben so unerwartetes als außerordentliches Vergnügen. Ich darf Ihnen nur sagen, daß ich die meisten der von Herrn Görres angeführten Bücher, und noch ein gut Theil mehr, selbst besitze, um Ihnen Aufschluß über die Ursache meines Vergnügens zu geben. Stellen Sie sich vor, daß ich einen solchen Schatz, ohne seinen Werth zu kennen, vielleicht schon seit dreißig Jahren, unter anderem Plunder, auf meinem Dachboden hatte, und daß ich wol hundert Mal versucht gewesen war, ihn während dieser Holztheurung in den Ofen zu werfen! Mein Groß-Onkel hielt etwas auf dergleichen alte Scharteken, und sammelte sie fleißig; aber mein Vater, ein Mann von Aufklärung, nach dem verdorbenen Geschmacke seiner Zeit, verachtete sie höchst ungebührlicher Weise. — Da ich nun, mit des Herrn Görres Hülfe, besser unterrichtet bin, so habe ich gleich heute meinen französischen Bücherschrank ganz ausgeleert, und (zum nicht geringen Erstaunen meiner Frau und des Herrn Rektors), die Werke Voltaire's, Rousseau's, Montesquieu's, Diderot's, und wie die platten Skribenten weiter heißen, auf meinen Boden gepackt, um in

meiner Bibliothek, an ihrer Statt, die Historie der vier Haymonskinder, den Kaiser Octavianus, die schöne Magelona, den Eulenspiegel, den Finkenritter, und den visirlichen Marcolphus aufzustellen. Den Raynal habe ich mit der Sibyllen Weissagungen und der wahrhaftigen Beschreibung des Thales Josaphat's vertauscht, und wo sonst die Encyklopädie stand, wird künftig die Bauernpraktika, des alten Einsiedlers Traumbuch und der barmherzige Samariter prangen.

Ich lebe der guten Hoffnung, mein Herr! daß diese eklatante, wiewol etwas späte, Gerechtigkeit, welche die alten deutschen Volksbücher in unserm kleinen St. P — n erfahren, bald überall, und auch in Ihrem großen Wien eine Menge Nachfolger finden, und daß endlich selbst Sie zu der Einsicht kommen werden, wie tief die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, der Königin Anna und des Königs Friederich, in Geschmack und Sprache, unter dem Zeitalter Eulenspiegels und der Genoveva standen, »wo« — wie Herr Görres sagt — »geistreiche und begei-

»stigende Poesie mit kräftiger, nahrhafter Prosa »verbunden war, — wo der Witz in den Hof»narren zünftig, und was unter der »Schellenkappe der freie Geist gestaltete, als »bewußtloses Naturprodukt anerkannt »wurde; wo dieser Geist in den vielen seltsamen »barocken Festen, den Narren- und Esels»feiern, sich dramatisch offenbarte, »und jenes große Weltpanorama, der »Reineke Fuchs, als ein Vermächtniß für »die nachfolgenden Jahrhunderte der Finsterniß, »zu Stande kam. — Denn nachdem jene gro»ßen Genies aufgestanden und wieder hingegan»gen waren, nachdem Shakspeare das offene »Himmelsthor geschlossen hatte, da er»folgte Todesstille und Verkehrtheit auf lange »hin: der Antichrist war nun geboren. »— Und so ist denn unsere Zeit, nachdem es »Abend vielmal und Morgen geworden, auch »geworden, und Gott sah, daß sie gut war »in ihrer Schlechtigkeit.« — Ich habe diese herrliche Stelle, die einzige in des Herrn Görres Abhandlung, die mir ganz einleuchtete, dem Rektor vordeklamirt; und er schien von ihrem Inhalte so überzeugt, oder vielmehr betrof-

sen, daß er, ohne ein Wort darauf zu erwiedern, mich und das Zimmer, worin ich die vier Haimonskinder und den Finkenritter aufgestellt hatte, augenblicklich verließ.

Da ich nun durch die mir überflüssig gewordenen französischen Schöngeister einen unvermutheten Zuwachs zu meinem Bibliotheksfonds erhalte, — denn ich denke die Encyklopädie und den Montesquieu zu verkaufen, ehe sich noch meine Frau von der Lektüre der Leontine, und der Rektor von seinem Schreck über die Geburt des Antichrists erholt hat — so bin ich entschlossen, mir ohne Verzug noch ein paar nützliche, wenn schon etwas kostbare, Werke anzuschaffen. Ich habe also bei meinem Buchhändler Bestellung auf die Zischelzeitung des Herrn Puff, und auf den Prometheus der Herren Stoll und v. Seckendorf gemacht: zwei Zeitschriften, die recht darauf angelegt sind, einander in der Bearbeitung eines noch etwas dummen Publikums, wie das St. P—ner ist, zu unterstützen; denn da die erste für Ungebildete, und die zweite ausschließend für die Bildung der Menschen geschrieben wird, so müßte es schlimm seyn, wenn, durch ein sol-

ches Zusammenwirken, in der wohlgeknäteten trägen Thonmasse nicht endlich einige Funken zünden sollten. In Betracht des Prometheus bin ich zwar zweifelhaft gewesen, ob ich demselben nicht den Phöbus der Herren Heinrich v. Kleist und Adam Müller vorziehen sollte, da auch dieser von des Herrn Geheimenraths v. Göthe Excellenz in Gnaden angesehen wird, und nicht bloß die vorzüglichen, sondern die allervorzüglichsten übrigen Schriftsteller Deutschlands sich zu dessen Aufrechthaltung enge verbunden haben. Aber der Gedanke, daß die Flammen und Blitze des schon in voller Glorie strahlenden Phöbus den schwachen Augen meiner Landsleute gefährlich werden könnte, hat mich zu der bescheidneren Fackel des Prometheus zurück geführt, der uns sein göttliches Licht wohlweislich nur noch in einzelnen Funken zugemessen hat.

Auf solche Art, mein werther Herr, glaube ich mich durch die Vereinigung des Trefflichsten, was unsere Zeit in ihrer Schlechtigkeit hervorzubringen vermag, mit den kostbaren Resten der alten deutschen Volks-Literatur, um meine Landsleute so verdient zu machen, als

mir die unglücklichen Vorurtheile meiner Frau, und Ihre oder des Rektors spitzfindigen Gegenbemühungen nur irgend erlauben werden; überzeugt, daß ich das Meinige gethan habe, um die seufzende Welt, so bald als möglich, aus den Schlingen und den Klauen des Antichrists zu befreien. Ich bin rc.

Hans Stolidus,
Chirurgus und Vorsteher des
Lese-Instituts in St. P — n.

Zusatz des Herausgebers.

Zur Erläuterung dessen, was Herr Stolidus von dem Phöbus anführt, lasse ich hier eine merkwürdige Stelle, aus der neuesten Ankündigung dieses Journals, wörtlich folgen:

»Statt der gewöhnlichen Art, sich beim An»fang einer solchen Unternehmung auf die frem»den Theilnehmer zu berufen, erklären wir nur, »daß wir uns der Begünstigung

»Göthe's

»erfreuen. Es wäre unbescheidenes Selbstver-

„trauen, wenn wir verschmähten, ja, wenn wir „uns nicht darum beworben hätten, von Ihm „empfohlen zu werden.“

„Die Redaktion des Phöbus.“

32.

Das deutsche Drama.

Sonntag, den 8. November.

Der alte Freiherr von Sorben befindet sich seit einigen Wochen in der Stadt, und denkt den Spätherbst hier zuzubringen, welches in mehreren Jahren nicht geschehen ist. Obgleich er an öffentlichen Unterhaltungen wenig Theil nimmt, auch das Theater nie besonders liebte, so fängt er doch zusehends an, dem letzteren mehr Geschmack abzugewinnen. Außer der Rücksicht, welche der alte Herr hierbei auf das Vergnügen seiner Schwiegertochter nehmen mag, deren Neigung für die Bühne er kennt, scheint diese lebhaftere Theilnahme vornehmlich durch einige

Schauspiele bewirkt worden zu seyn, die er zufälliger Weise bald nach einander aufführen sah. Eines davon war Gemmingen's deutscher Hausvater, ein anderes Lorenz Stark, nach dem Charaktergemälde dieses Namens, von Engel. Herr v. Sorben gefiel sich ungemein wohl in beiden Vorstellungen, besonders in der letzteren, welches er ein feines, verständiges, echt deutsches Stück Arbeit nannte. Er sprach mit großem Lobe von dem Spiele der Herren Brockmann und Koch in diesen zwei wichtigen Rollen. »Solche Väter,« sagte er, »sind auf dem Theater vielleicht noch seltener, als im Leben.« — Es muß einem Hausvater, der seinem Stande selbst so viel Ehre macht, natürlich angenehm seyn, diesen ehrwürdigen Charakter auf eine Weise dargestellt zu sehen, worin auch das edelste Original sich gern und leicht erkennt.

Die wenige Bekanntschaft, die Herr v. Sorben mit dem Theater hat, hindert nicht, daß seine Bemerkungen über diesen Gegenstand nicht oft sehr reif und treffend wären. Da ich seines Umganges fast täglich genieße, so habe ich vielfältig Gelegenheit, die Eindrücke zu beobachten, welche unsere theatralischen Unterhaltungen und

die Kunst unserer Dichter und Schauspieler, auf diesen strengen und vorurtheilsfreien Geist machen. Herr v. Sorben ist selten der Meinung des großen Publikums, und nicht immer derjenigen der Kunstrichter. In seinen Augen gibt es nur Einen unverzeihlichen Fehler eines Theaterstückes, den Mangel an Interesse; aber bloß, was eine Aufgabe für den Verstand ist, hat, nach seiner Erklärung, ein Interesse. Ein Schauspiel, worin keine klare Handlung zu erkennen ist, scheint eine Qual für ihn zu seyn. Ich habe ihn, nach der Vorstellung mancher Opern und beinahe aller Ballette, sehr übellaunig gefunden. An den Schauspielern ist ihm nichts mehr zuwider, als eine manierirte, nichts bedeutende Deklamation und solche Geberden! Er fand einige unserer beliebten Akteurs und Aktricen, aus diesem Grunde, unausstehlich.

Die Gegenwart des Herrn Mattausch, und Herrn Ochsenheimer's Ankunft, gaben dem deutschen Schauspiele in den letzten Wochen einen ungewöhnlichen Glanz. Wir haben eine Reihe von Vorstellungen, besonders Ifflandscher Stücke, gesehen, die, wenn man auf die Umstände des Theaters Rücksicht nimmt, wenig zu wünschen

übrig ließen. Der Spieler, die Jäger, Dienstpflicht sind, ein paar Rollen ausgenommen, mit einem Fleiße, mit einer Art Vollkommenheit aufgeführt worden, wodurch Jedermann überzeugt wird, daß es dem Wiener Theater nur noch an einigen Schauspielern, vornehmlich aber nur an dem Wetteifer derer fehlet, die es bereits besitzt, um es zu der ersten Bühne Deutschlands zu machen.

Herr v. Sorben war mit der Vorstellung der genannten drei Stücke im Ganzen sehr zufrieden. »Ich begreife,« sagte er, »wie Iffland ein Lieblingsschriftsteller der Deutschen geworden ist. Seine Schauspiele haben meist einen ernsthaften, verständigen Gang der Handlung, und in seinen Sitten ist viel nationale Wahrheit. Er ist kein klassischer Autor; aber mir scheint, es fehlt ihm weniger, um ein guter Autor zu seyn, als Manchem, der sich vornehm über ihn hinwegsetzt.«

»Ach!« bemerkte eine junge Dame aus der Gesellschaft, »es ist doch überaus viel Gemeines in seinen Stücken. Das spricht und beträgt sich, wie die Frau Nachbarin. So etwas zu hören, geht man nicht in's Theater. Jam-

mer und Noth haben wir genug zu Hause.«

»Das wolle Gott nicht,« erwiederte der alte Herr, »daß wir in unsern Häusern eine solche Noth, einen solchen Jammer haben, als die guten Leute in dem Spieler, in den Jägern, oder gar in der Dienstpflicht! Wer selbst großen Kummer leidet, denke ich übrigens, taugt überhaupt nicht in's Theater. Wenn Sie den unglücklichen Tod eines geliebten Bruders beweinen, schöne Frau, so werden Sie an Ihren Verlust durch die Braut von Messina so wenig, als durch die Dienstpflicht, erinnert seyn wollen.«

»Aber die Sitten, die Sprache dieser Menschen!« antwortete die junge Frau. »Das ist Alles so alltäglich! Die Motive ihrer Handlungen sind so gewöhnlich, oft so unbedeutend! Mit ein wenig Geld und guten Worten wäre meist dem ganzen Unglücke abgeholfen, womit die armen Leute sich so erbärmlich ängstigen. Was für ein großes Interesse können solche Begebenheiten einflößen? — Eine Tragödie, die man mit ein paar hundert Thalern in der Hand in ein Lustspiel verwandeln kann, worin der Held, statt sich zu erschießen, Hochzeit macht, ist doch eine klägliche Unterhaltung.«

»Das ist hübsch gesagt, Madame!« sagte der alte Herr: »aber es ist, mit Ihrer Erlaubniß, nicht durchaus wahr. Nicht die Geringfügigkeit der Beweggründe an sich, sondern ihre Unzulänglichkeit zur Erklärung einer Handlung, oder eines Erfolges, macht sie tadelhaft. Eine furchtbare That hört nicht auf, im höchsten Grade tragisch zu seyn, weil sie aus einem nichtswürdigen Anlasse, aus einem bloßen Mißverständnisse, aus einem, in andern Umständen, leicht zu hebenden Mangel entspringt; nur muß sie auf eine natürliche, ja, in diesem Falle, nothwendige Weise daraus entspringen. Welchen Werth hat die menschliche Natur, wenn das Interesse, das wir an einem Unglücklichen nehmen, bloß von seinem Stande und Reichthume, und von der Wichtigkeit der äußeren Verhältnisse abhängt, worin er lebt? Ein König und ein Bettler haben gleich gute, oder gleich schlechte Ansprüche auf unsere Theilnahme; und der Selbstmord des Cato ist unseres Mitleides weder würdiger, noch mehr versichert, als der Selbstmord des jungen Dallner, wenn er nicht besser motivirt ist, als dieser.«

»Sie reden dem bürgerlichen Trauerspiele

und dem weinerlichen Drama das Wort,« sagte die junge Dame, mit mehr Bescheidenheit in der Miene, als in ihrer Seele zu seyn schien, »aber die besten neueren und, wie man mich glauben machte, die alten Schriftsteller alle, haben diese Zwittergattungen verworfen, oder nicht gekannt. Die Kunst verschmäht das Mittelmäßige und Gemeine. Das Trauerspiel verlangt idealische Sitten, heroische Handlungen; das Lustspiel soll allgemeine Thorheiten, das Belachenswerthe, darstellen. Wo ich weder recht weinen, noch recht lachen kann, da bin ich versucht, zu gähnen. Die Langweiligkeit ist der Charakter aller Mittelgattungen.«

»Ich bin nicht gelehrt genug,« erwiederte der alte Freiherr, »um den Aristoteles zu widerlegen, wenn er aus einem schönen Munde spricht. Wenn ich aber meinem eigenen Urtheile folgen dürfte, so möchte ich behaupten, daß man diese Gattungen erfinden müßte, im Falle wir sie noch nicht hätten Ich habe von der eigentlichen Wirkung der Tragödie im Beverley, in der Miß Sara, im Clavigo, in Kabale und Liebe mehr empfunden, als in sehr vielen heroischen Trauerspielen; und ich wollte das wahrhaft

reine Vergnügen, das mir Diderot's Hausvater, Lessing's Minna und Engel's Lorenz Stark verschafften, um der besten Komödie willen nicht entbehren, die ein heutiger Autor mit Cailhava's Hülfe *) zu Stande bringen möchte. Ist dieser Lorenz Stark, wie Herr Koch ihn darstellt, ein weniger anziehender Charakter, als irgend ein idealischer Held der Tragödie? Kann man ein liebenswürdigeres Weib sehen, — ich nehme Sie allenfalls aus, Madame! — als diese Frau Doktorin, wie Mad. Weissenthurn sie uns gibt? Hat Ihnen Herrn Brockmann's Woldemar, sein Oberförster, weniger Achtung und Liebe eingeflößt, hat er Sie weniger gerührt und erschüttert, als sein Regulus? Sind Posert, Zeck, Falbring, in Herrn Ochsenheimer's Darstellung, keine Gegenstände der Kunst? Ist dieser ehrliche Schlicht, wie Herr Krüger ihn zeigt, nicht werth, auf der Bühne zu erscheinen? — Gewiß, Madame, diese Charaktere sind nicht gemein, oder das Gemeine kann durch die Nachahmung sehr interessant werden.«

---

*) De l'art de la Comédie.

»O mein lieber Baron!« rief die junge Frau mit einer herzlichen Bewegung, »ich kenne ein Original, eines der interessantesten in dieser Gattung, das ich allen Woldemar'n und Starke'n weit vorziehe, welche ich jemals auf dem Theater sah. — Und wenn von liebenswürdigen Weibern die Rede ist,« — sagte sie, und faßte liebkosend Amaliens beide Hände, — »so habe ich da gleich Eines, das es mit allen Doktorinnen in der Welt aufnehmen kann.«

»Sie sind eine gefährliche Kunstrichterin, schöne Frau!« erwiederte Herr v. Sorben lächelnd. »Sie verwiren den Künstler mit einem witzigen Einfalle, und bringen Ihre Gegner durch Schmeicheleien zum Schweigen. — Allein, wenn ein edler Charakter, wenn schöne Sitten im Leben der Auszeichnung und Nacheiferung werth sind, warum sollten sie, so nahe sie auch der Wirklichkeit seyn mögen, nicht auch auf der Bühne erscheinen, gefallen und belehren? — Ich möchte nicht, daß unser ganzes Theater ein bloßes Familiengemälde würde. Man lasse uns Iphigenien, den Hamlet, den Wallenstein sehen; wir wollen in der Frauenschule und im Don Ranudo lachen; aber man erlaube uns

auch, den Hausvater sehr interessant, und die Minna höchst liebenswürdig zu finden.«

Des Knaben Wunderhorn.

Schreiben an den Herausgeber.

Mein Herr!

Ich bin durch einige der letzten Nummern Ihres Sonntagsblattes in der Verehrung irre geworden, welche ich für die patriotischen Schriftsteller empfand, durch deren Bemühungen der deutsche Geist in eben dem Angenblicke, in dem er politisch aufgelös't wird, aus alten Legenden, Volksliedern und Kindermährchen wieder in's politische Leben zurückgerufen werden soll. Sie haben den Schwanengesang der Deutschheit, den der Freiherr Leo von Seckendorf, als er eben verhallen wollte, noch glücklicher Weise erhaschte, auf Noten setzte, und in seinem Almanach für die Nachwelt aufbewahrte, — diese schönen Ueberreste echt germanischer Kunst, sage

ich, haben Sie als Springblüthen behandelt, über Herrn Görres köstliche Volksbücher kalten Spott ausgegossen, und sogar die Kühnheit gehabt, die klassische Vollkommenheit des Liedes der Nibelungen in Zweifel zu ziehen. — Ich leugne zwar nicht, daß auch mir bisweilen der Verstand stille steht, wenn die Sammler der Volkspoesie mit der »frischen Morgenluft altdeutschen Wandels« mich anwehen; aber ich nehme bescheiden meine Vernunft gefangen, und staune bewundernd Alles an, was »des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Achim von Arnim und Klemens Brentano« vor mir ausschüttet. Werden doch diese herrlichen Gaben der Musen in den beliebtesten deutschen Journalen als wahre Wunder gepriesen! Was sind aber alle Gründe des Verstandes gegen die Autorität der Journalisten? — Und fängt nicht gerade da die echte poetische Poesie an, wo der Menschenverstand verschwindet? Die Kritik mag also immerhin diese Volkslieder für abgeschmackt erklären, wenn sie sich nur bei Handwerksburschen und Kuhhirten in irgend einem deutschen Winkel erhalten. Dichterische Geister, wie Herr Archim von Ar-

nim, suchen sich aus gutem Grunde der Kritik zu entledigen; denn Lessing, Herder und Wieland wurden ja eben deßhalb keine Poeten, weil sie sich fürchteten, den Geschmack und die Kritik zu beleidigen *). Dieß ist wenigstens die Ansicht der vortrefflichen Männer, welche an der geistigen Wiedergeburt unserer Nation arbeiten. Sie, mein Herr, scheinen anders zu urtheilen, und deßhalb wünsche ich Sie auf auf den Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, aus welchem, von den neueren Aesthetikern, die altdeutsche Poesie ziemlich allgemein angesehen wird.

Einige dieser Schriftsteller nämlich haben den Vorwurf, den sich die Deutschen öfters selbst machten, daß sie so wenig einen eigenen Geschmack, als einen National-Charakter besäßen, ungerecht gefunden, und die Ueberreste altdeutscher Kunst als Beweise angeführt, daß es uns an Originalität keinesweges fehle. Die gothische Baukunst, die Gedichte der Min-

*) Anmerk. Von Herdern, der unter den älteren Schriftstellern der Nation doch gewiß nicht der nüchternste und furchtsamste war, bemerkt Hr. v. Arnim mit Leidwesen, daß er zu viele Kritik gehabt habe, um ein guter Sammler seyn zu können.

nesänger, und die altdeutsche Malerei, alle drei vaterländischen Ursprungs, werden der griechischen und römischen Kunst gegenüber gestellt, und als ein, eben so wie diese, in sich vollkommen geschlossener Kreis des Schönen anerkannt. Die Formen der altdeutschen Kunst wieder unter uns einzuführen, scheint nun den literarischen Patrioten das sicherste Mittel, auch unsern politischen, an der Fremdheit, wie an einer abzehrenden Krankheit, leidenden Körper wieder zur Gesundheit zurück zu führen.

Sie werden nicht leugnen, daß selbst in sehr frühen Zeiten die deutschen Künstler und Dichter treffliche Werke lieferten, in denen sich ein kindlicher Sinn für das Schöne und oft eben so viel Zartheit des Gefühls, als Kühnheit der Phantasie, offenbarte. Aber Sie sind vielleicht der Meinung, daß es keinesweges die gothische Form sey, worin der Kunstsinn unserer Alten eingezwängt war, was sie zu dem Range der Künstler und Dichter erhob. Ein schöner Geist, werden Sie sagen, kann jedes Kleid anziehen, selbst die Jacke des Hanswurstes, ohne dadurch seine Vorzüge zu verlieren, nur macht die Jacke ihn nicht zur poetischen Natur. Und so mögen

Sie wol den gothischen Geschmack stets für einen Beweis der Barbarei halten, wenn auch einzelne Genies in seinen Fesseln die angeborne Freiheit ihres Geistes bewahrten.

Diese Meinung aber erscheint — mit Ihrer Erlaubniß — als prosaisch und gemein, wenn sie nach den Grundsätzen beurtheilt wird, welche Herr v. Arnim in einer, dem Wunderhorn angehängten, Abhandlung von Volksliedern aufgestellt hat.

Ich will es versuchen, Ihnen den abgezogenen Geist dieser Schrift mitzutheilen, und werde mich so viel als möglich der eigenen Worte des Herrn Verfassers bedienen. Er ist zuvörderst des Glaubens, »nur Volkslieder könnten in dem »Grade auf die Menschen wirken, daß sie nach »ihrer Anhörung nicht ruhen, bis sie das Höhere »hervorgebracht haben.« Welche Gefahren selbst für das politische Schicksal der Völker daraus entstehen müssen, wenn die Volkslieder vergessen werden, beweist er aus der französischen Revolution, welche, nach seiner Meinung, »nur dadurch »möglich wurde, daß in Frankreich fast alle »Volkslieder erloschen waren.« — »Wenn die »Kinderwärterinnen beim Ausfegen der Zimmer

»singen, so wird dem Herrn v. Arnim dabei »ganz stille, und was ihm in die Ohren gefallen, »das reizt und treibt ihn zu den Bergleuten »hinunter, bis zu dem Schornsteinfeger hin»auf.« — Daraus folgert er denn, mit den Worten eines seiner liebsten Herzblätter, »daß durch die Volkslieder viel unfläthig »Zutrinken und andere Laster möchten verhin»dert werden.« — »Er ist erbittert gegen alle »Kunstsänger, welche mit vornehmem Anstande »auf dem Theater und in Konzerten ihren Kram »ausschreien.« Ein Gesang von Crescentini z. B. würde, seiner Meinung nach, »wenn wir zu »rechtem Verstande kämen, uns antreiben, ihn »von den Bretern herunter zu jagen; wir wür»den uns lieber selbst hinstellen, zu singen, was »uns einfiele und Allen wohlgefiele.« Es müsse, scheint der Verfasser zu glauben, schöner, als der Gesang der Kunstsänger, klingen, wenn der fünfte Stock die Kehlen nach eigenem Behagen zum Rundgesange anstimmte, denn das Volk da oben ist »ein physikalisches Kabinet von ge»raden und krummen, hölzernen und blechernen »Röhren und Instrumenten.«

Und was ist Schuld, daß die Poesie aus

dem Leben verschwand? — Wir wurden, nach Herrn v. Arnim, prosaisch und leer, »weil die »Regierungen leichtsinnig genug waren, den »Bettel einzustellen; weil man alle Land- »streicher verbannte, als wenn dem Staate »und der Welt nicht gerade diese schwärmenden »Landsknechte und irrenden Ritter zu seinen »schwierigsten Unternehmungen allein taugten.« — Im höchsten Grade anziehend war daher dem Verfasser, was er von ziehenden Schauspielern, insonderheit aber von den Zigeunern sah und hörte. »Er erinnert sich noch, daß diese, »im Kriege echten Soldaten und im Frieden zu- »traulichen Aerzte, ihm aus der Hand wahrsag- »ten; — und sagten sie ihm etwas Gutes,« gesteht der edle Mann, »so sagt er wieder Gutes »von ihnen. Wir danken« — nach ihm — »die mehrsten unserer Arzeneien den Zigeunern; »denn ihr Lehrling war Paracelsus.« Wundern Sie sich ja nicht über diese historische Notiz. Vielleicht hatten Plinius und Dioskorides ihre Weisheit auch nur den Zigeunern zu danken. — »Und diese poetischen und medicinischen »Wohlthäter des Menschengeschlechtes,« ruft Herr v. Arnim aus, »haben wir verstoßen und

»verfolgt; durch so viel Liebe konnten sie keine »Heimath erwerben!«

Was ist dafür auch aus der Welt geworden, seitdem Bettler, Zigeuner und Landstreicher nicht mehr in Ehren gehalten werden? Die Leute sind jetzt »nur sehnende, wähnende Em- »bryonen von Menschen; Wenigen ist Ju- »gend, Wenigen Alter; — den Störchen möchte »Herr Achim von Arnim zuwinken: bleibt weg, »holt Keinen aus dem großen Wasser auf die »Welt.« Der Verfasser bemerkt jedoch auch ei- nige frohe Erscheinungen, welche den zurückkeh- renden poetischen Tag verkünden. Er schöpft neue Hoffnungen für die künftige Generation, »wenn deutsche Handwerker ihm luftend ins »Herz singen, bei dumpfer Nachtluft.« — »Noch »nicht ganz erdrückt von der ernsthaften Dumm- »heit,« meint er, »lebt das fröhliche Symbol des »werkthätigen Lebens, die Freimaurerei. Noch »stehen mitten inne als Künstler und Erfinder »der neuen Welt, die herrlichen Studenten; »und auch die rauchenden Wachtstuben »werden nicht immer von den Musen gemieden. »— Noch gibt es wunderliche Musiker »auf den Marktschiffen des Rheins;

»noch gehen zur Zeit des Faschings in den Tanz-»kellern der Wiener Vorstädte rein-witzige Lie-»der um;« — und daraus läßt sich denn ziemlich sicher schließen, daß wir dereinst eine Volkspoesie, und mit ihr eine bessere politische Existenz erhalten werden. Die noch übrigen lebenden Töne, die der Herr v. Arnim in dem Wunderhorne vor dem Erlöschen bewahrte, »werden den großen Riß der Welt mit ihrem »Zeigefinger zusammenheilen. — Wo Deutsch-»land sich wieder gebiert, wer kann es sagen?« fragt er bescheiden. »Wer es in sich trägt, der »fühlt es mächtig in sich regen, als wenn ein »schweres Fieber sich löst't in Durst, und wir »träumen, das langgewachsene Haar »in die Erde zu pflanzen, und es »schlägt grün aus, und bildet über »uns ein Laubdach voll Blumen.«

»Dem verständigen Leser,« setzt Herr v. Arnim hinzu, nachdem er noch beiläufig das Wunderhorn selbst für das beste Buch erklärt, das er kenne, »wird dieß genügen. Was »die Recensenten anbelangt, sie lesen dieß »so wenig, als das Uebrige; wir lesen sie dafür

»eben so wenig. So sind wir mit einander in »ewigem Frieden.«

So schließt der Herr Achim v. Arnim, ein Mann, in dem Herr L. v. Seckendorf, und eine Menge neuerer Autoren, ihr hohes Muster erkennen. Ich bitte Sie, mein Herr, prüfen Sie nach diesen Grundsätzen Ihre Theorie der schönen Wissenschaften von Neuem. Schon der Styl des Verfassers muß Sie anziehen. Wie die Wogen des Waldstromes aus einem hohlen Felsen, so brausen die Gedanken aus dem Kopfe dieses erhabenen Schriftstellers, dem der Geniedrang selbst die Brust zu zersprengen droht. Prüfen Sie, und theilen Sie Ihren Lesern bei Gelegenheit aufrichtig das Resultat davon mit. Sie werden auch mich dadurch verbinden; denn bis jetzt bin ich wirklich ungewiß, ob es nicht in dem Kopfe des Herrn v. Arnim ein wenig spuke, und ob man sich nicht schämen müsse, ihn für ein nachahmungswürdiges Vorbild zu halten.

Siegfried Nebelscheu.

Rathschluß.

Nachdem wir den obigen Auszug mit der Druckschrift des Herrn A. v. Arnim über Volkslieder, welche des Knaben vielgerühmtem Wunderhorn angehängt ist, sorgfältig verglichen, und besagtes wundersame Horn selbst unserer reifen Prüfung unterzogen haben, finden wir zu beschließen, was folgt: Die unter dem Titel, des Knaben Wunderhorn, bekannte Sammlung von Volksliedern sey, als zur Hälfte unecht, abgeschmackt und ganz werthlos, der scharfen Scheere eines, der kritischen Amputation kundigen, Mannes zu übergeben, die angehängte ästhetisch = politische Rhapsodie des Herrn A. v. Arnim aber, als rein toll und heillos, in der Polterkammer des hiernächst zu errichtenden literarischen Bedlams, wohl versperrt und geknebelt, aufzubewahren. Urkund dessen &c.

Wien im 11. Vollmond des Jahres 1807.

Der zeitige Präsident und die Sekretärs der stillen Gesellschaft.

Fr. Ernst.

Palmer. H. Frank.

Die Avant-Coureurs.

Ich saß neulich ganz ruhig auf meiner Studierstube, und las in dem alten Buche De vanitate scientiarum, als sich einige Herren, unter einem etwas fremden Namen, bei mir melden ließen. Sie wären die Avant-Coureurs, hatten sie meinem Bedienten gesagt, und wünschten mich zu sprechen. Ich ging den Fremden mit einiger Neugierde entgegen. Es traten drei wohlgekleidete Herren herein, deren fröhliche Gesichter und gewandte Figuren zu ihrem Namen zu passen schienen.

»Sie sehen in uns sehr glückliche Menschen,« sagte der Erste —

»Die auf der Welt nichts zu thun haben,« fuhr der Andere fort, »als an allen Orten zu seyn« —

»Und Alles zu sehen, zu hören und zu lesen« — fiel der Dritte ein, — »was es Neues unter der Sonne gibt.«

»Das ist nicht wenig,« erwiederte ich.

»So viel als Nichts, mein Herr!« antwor-

tete der Erste; »denn Salomo hatte ganz Recht: — es gibt nichts Neues unter der Sonne.«

»Aber doch genug, was uns in Athem erhält,« bemerkte der Zweite, indem er sich auf dem Absatze seines linken Fußes ein paar Mal herumdrehte; — »denn wir nehmen von Allem Notiz, was für neu ausgegeben wird.«

»So ist es, Herr West!« fuhr der Dritte fort. »Wir besuchen alle Theater, so oft der Anschlagzettel etwas Neues ankündigt, wohnen der Eröffnung aller Konzert-, Tanz- und Speisesäle bei, lesen die Zeitungen, ehe der Stempel darauf gesetzt ist, und alle Bücher, bevor sie in einen Buchladen gekommen sind.«

»Dabei amüsiren wir uns, wenn es glückt,« — unterbrach ihn der Erste — »und berichten en passant, was an der Sache ist, wenn uns gerade Jemand in den Wurf kommt. Das ist unsere ganze Geschichte.«

Ich wußte nicht gleich, was ich antworten sollte, und ließ meinen Gästen Stühle zum Sitzen geben; sie verbaten es aber. »Wir sitzen nicht gern,« sagte der Eine, »und haben überhaupt wenig Zeit zu Komplimenten.« —

»Indessen,« fiel ihm der Andere in's Wort,

»haben wir doch nicht unterlassen wollen, Ihnen im Vorbeigehen unsere Aufwartung zu machen.«

»Und Ihnen,« setzte der Dritte mit einem Knicks hinzu, »unsere Dienste für das Sonntagsblatt anzubieten, falls Sie Gebrauch davon machen wollen.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte ich. »Wollen Sie mich vielleicht mit Theater-Kritiken und Recensionen von literarischen Neuigkeiten unterstützen?«

»So ungefähr,« erwiederte der Erste. »Wir haben bemerkt, daß es Ihrem Blatte gar sehr an Neuigkeiten fehlt. Diesem Mangel können wir abhelfen. Wir fassen uns jedoch etwas kurz in unseren Urtheilen, und lassen es gewöhnlich bey einem »gut« oder »schlecht« — »beklatscht« — »ausgepfiffen« — oder »passirt« — bewenden.«

»Das ist sehr bequem,« sagte ich, »und für Leute von erprobtem Geschmacke vielleicht auch genug. Allein ich fürchte, daß die Leser Mancherlei dagegen werden einzuwenden haben, und noch mehr die Autoren, da Ihre Urtheile, bei dieser Kürze, oft sehr schneidend ausfallen müssen.«

»Thut nichts!« rief der Zweite. »Die beliebtesten Journalisten machen es nicht anders. Man ist das gewohnt; was der Eine zu viel im Tadeln thut, verbessert der Andere durch das zu Viel im Loben.« —

»Apropos!« unterbrach ihn der Dritte. »Ich bin zur Probe des neuen Trauerspiels eingeladen; es ist hohe Zeit. Wollen Sie mich begleiten?«

»Unmöglich!« antwortete der Andere. »Ich habe versprochen, die Kleiderpuppe in Augenschein zu nehmen, die bei der schönen Wienerin erst heute aus Paris angekommen ist, und wonach auf der nächsten großen Redoute wahrscheinlich halb Wien kostumirt seyn wird.«

»Und ich,« fiel der Erste wichtig ein, »soll diesen Vormittag noch einen Traktat über die Wiederherstellung des Gleichgewichts von Europa durchlesen, den mir ein Buchhändler aus Schwaben zugeschickt hat. — Ihr Diener, Herr West!« —

»Auf Wiedersehen, mein Herr!« sagte der Zweite.

»Sie werden von uns hören!« rief der Dritte, schon unter der Thür; — und im Augenblicke

waren die Avant-Coureurs verschwunden, ohne daß ich ihnen für ihren Besuch auch nur hätte Dank sagen können.

Seither erhalte ich fast täglich unter der Adresse des Sonntagsblattes einige beschriebene Blätter mit kurzen Anzeigen und Nachrichten sehr vermischten Inhalts, worin der Geist und die Manier der Avant-Coureurs nicht zu verkennen ist, obwol sie bisher, wie es scheint, nicht Zeit gefunden haben, ihren Namen beizusetzen, oder irgend eine weitere Erklärung über diese Art von Beiträgen von sich zu geben. Da ein Auszug aus diesen Papieren dem Publikum allerdings einige Unterhaltung verspricht, so werde ich künftig eine eigene Rubrik für solche Notizen eröffnen, ohne übrigens deren Inhalt durchaus verbürgen zu wollen.

Th. W.

33 und 34.

Manifest der stillen Gesellschaft.

Parcere subjectis, et debellare superbos.

Der Mensch weiß nicht, was Gutes oder Böses in ihm ist, bis die Gelegenheit das eine oder das andere zum Vorschein bringt, und ihn aus dem behaglichen Traume weckt, worein Selbstliebe und Gewohnheit ihn wiegten. Von allen Eigenschaften eines guten und ehrenwerthen Mannes habe ich keine zu besitzen mir bisher so gern geschmeichelt, als die Friedfertigkeit und ein völlig harmloses Wohlwollen gegen alle Wesen meiner Gattung. In den einfachen Verhältnissen, worin ich lebte, fanden nur die sanften Neigungen Nahrung, deren Befriedigung das stille Glück eines anspruchlosen Daseyns ausmacht. Nicht blind gegen die Schwächen, und nicht unbekannt mit der Bosheit der Menschen, fühlte ich mich doch nie zu heftigen Ausbrüchen gegen sie hingerissen. Mit den leichten Waffen der Ironie und der Laune dachte ich die Feinde zu bekämpfen, welche die Entfernung

von der Natur und das Verderbniß der Zeiten uns zugezogen; und, indem ich mich scherzend dem Gefolge der Thorheit beigesellte, hoffte ich ihrem Zauberkreise einige verirrte Zöglinge der Weisheit zu enführen.

Mit solchen Gesinnungen ergriff ich die Feder, als ich, mehr zu meiner Unterhaltung als zur Belehrung Anderer, dieses flüchtige Werk unternahm; in einem solchen Geiste sind die ersten dieser Blätter geschrieben. Wie sie in der Stille entstanden, und ohne Ansprüche an das Licht getreten waren, so sollten sie auch wirken: geräuschlos, ohne Parteisucht und Anmaßung. Nicht viele, aber achtungswerthe Freunde sollten sie sich erwerben; und wenn die Grundsätze, zu denen ich mich bekannte, ihnen einige Gegner erweckten, so sollten es, meinte ich, doch keine unwürdige Gegner seyn, welche die Bescheidenheit durch Hochmuth, den Verstand durch Machtsprüche, den Witz durch Ungeschliffenheit sich niederzuschlagen vermessen. Weil ich die Menschen schonte, und nur die Thorheiten angriff, weil ich den Verfasser von dem Werke unterschied, und selbst dem Stümper den Ausweg offen ließ, in die gutmüthige Laune einzu-

stimmen, worein ich mich und den Leser zu versetzen suchte, so bildete ich mir ein, den Haß entwaffnet und die Eitelkeit zum Schweigen gebracht zu haben. Ich hoffte zu bessern, ohne zu beleidigen, und war entschlossen, zwar nicht die Wahrheit, aber selbst den Ruhm eher aufzuopfern, als den Frieden.

Allein, wer in dem öffentlichen Leben die ganze Lauterkeit seiner Gesinnungen und die Ruhe des Gemüthes sich zu erhalten gedenkt, die in der Einsamkeit ihn beglückten, hat weder sich noch die Welt gekannt. Der Eigendünkel will nicht bloß geschont, er will vergöttert werden; die Thoren bei der Schellenkappe fassen, heißt sie an dem empfindlichsten Theile verletzen; und kein Band scheint die Menschen enger zu verknüpfen, als das Band der Phantasterei. Wehe dem, der es wagt, den Unsinn an dem letzten seiner Anhänger lächerlich zu finden! Die ganze Horde der Gleichgesinnten empört sich gegen ihn, und weder die Reinheit seiner Absichten, noch die Sanftmuth, womit er sie behandelt, kann die Rache abwenden, die der wohlmeinende Spötter auf sein ungeweihtes Haupt ladet. Seine Bescheidenheit reizt ihren

Uebermuth; die Schonung, die er ihnen beweiset, macht sie glauben, daß er sich einer Schwäche bewußt sey; die Furcht, die sie empfinden, suchen sie unter der Maske des Trotzes und einer pöbelhaften Verachtung zu verbergen. — In den kleinsten Weltangelegenheiten, wie in den größten, sind die halben Maßregeln zwecklos. Man muß den literarischen Götzen des Tages huldigen, oder sie zerstören!

Ich sah bald, daß ich entweder die gute Sache, oder die Grundsätze der Milde aufgeben müßte, zu denen die Natur mich geneigt machte. Der Ton dieser Zeitschrift ist ganz verändert, und ich selbst scheine nicht mehr derselbe zu seyn. Die leichten Waffen der Ironie und der Laune, womit ich die Thorheit zu bekämpfen gedachte, haben sich, im Streite mit plumpen Gegnern, mir unter den Händen in schwere Aexte und Streitkolben verwandelt. Weit entfernt, den Ruf der Friedfertigkeit länger behaupten zu können, sehe ich mich in einen beinahe allgemeinen Krieg verwickelt, der sich mit dem Untergange einer der kämpfenden Parteien endigen zu müssen scheint. Was der humoristische Muthwille eines meiner Freunde über das Sonntagsblatt

ausgesprochen hat, ist ohne sein weiteres Zuthun in Erfüllung gegangen. Ich habe so viele Feinde auf dem Halse, als der Kapitän von Solms nur immer wünschen konnte; und seine Strategie hätte nun Gelegenheit, sich in ihrem vollen Glanze zu zeigen. —

»Das wird sie auch!« rief eine Stimme hinter meinem Stuhle; und als ich mich umkehrte, stand, zu meinem großen Erstaunen, Herr Brink vor mir.

»Ich bringe den Kapitän mit,« sagte er, ohne sich durch die Zeichen meiner Verwunderung irre machen zu lassen. »Wir haben von Deinen Kriegsthaten gehört, und sind nun da, sie Dir ausfechten zu helfen.«

»Deine Hülfe,« erwiederte ich, »kommt mir beinahe so unerwartet, als Du selbst. Ich habe auf Dich und den Kapitän in meinen öffentlichen Angelegenheiten kaum mehr gerechnet.«

»Denkst Du so von Deinen Freunden?« sagte Brink mit einer drolligen Ernsthaftigkeit. »Oder meinst Du, ich hätte den Narren indeß Seide zu ihren Kappen gesponnen? Wenn ich spinne, so ist's Unheil. Glühende Kohlen habe ich auf ihre Häupter gesammelt. Sie sollen bald

fühlen, daß ich wieder unter ihnen bin. — Diese Zöglinge der Weisheit, Thomas, wollen der alten Circe Thorheit nicht entführt werden. Sie folgen ihren Fahnen aus freiem Antriebe und Uebermuth; ein neues Reich der Narrheit denken sie zu stiften, und die weite Welt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Da gilt kein Friede und keine Schonung. Mit Skorpionen müssen sie gegeißelt werden, nicht mit Rosen. Mit Skorpionen, Thomas! Ich habe Dir eine Hecke voll von den giftigsten mitgebracht. Meine italienische Reise ist nicht fruchtlos gewesen.«

»Deine Stimmung ist etwas wild, Samuel,« sagte ich. »Ich bin entschlossen, das strenge Recht zu handhaben, aber Niemand mehr Leid anzuthun, als die Noth erheischt. Keinem Reumüthigen soll der Rückweg zur Vernunft verschlossen seyn. Den Aberwitz wünsche ich auszurotten, nicht die Unglücklichen, die davon befallen sind.«

»Sprichst Du schon vom Begnadigen?« rief Brink. »Deine Gegner sind nicht gesonnen, es Dir so leicht werden zu lassen. Vielmehr meinen sie, Dich und uns Alle bereits in einem schmählichen Triumphe aufzuführen; und wenn

wir nicht wacker sind, so könnten sie es erreichen. Die Menge ist's, die ihre Stärke ausmacht: Du stehst allein gegen eine Legion.«

»Ich bin nicht allein,« sagte ich. »Die Wahrheit, das Recht, hoffe ich, sind mit mir, und die gesunden Köpfe aller Zeiten und Nationen. Was ich als wahr erkenne, und gegen schwachsinnige Neuerer vertheidige, hat die Meinung der erleuchteten Jahrhunderte und das beistimmende Urtheil von Männern für sich, deren Gleichen ich in unserer Zeit nicht sehe. Aristoteles und Cicero sind wenigstens so gute Anführer, als die Herren Gebrüder Schlegel; vor Homer und Shakspeare beugt sogar Göthe das Haupt, und wenn Leibnitz und Kant aus ihren Gräbern aufstehen, so läuft dem Herrn Schelling sein halbes Auditorium aus der Schule, und er selbst auf und davon.«

»Gut!« erwiederte Brink. »Es freut mich, Dich so mannhaft reden zu hören. Aber glaube mir, mit der Vernunft allein zwingst Du es nicht. Es ist nicht genug, daß der Verstand Recht behält: der Unsinn muß an sich selbst irre werden; und da gibt es kein Mittel, als ihn noch toller zu machen, als er schon ist. Ich

habe darüber einige Experimente angestellt, die Dich in Erstaunen setzen werden. Die Herren sollen erfahren, daß sie bloße Stümper in der Verrücktheit sind. Wer meine Aphorismen über Kunst liest, dem muß das aphoristische Büchlein des Herrn Görres vorkommen, wie klares Wasser. Gegen meine Tragödie vom Beelzebub sollen die Niobe und der Graf von Gleichen trockene Verstandesarbeiten scheinen. Wenn Du meine neuen Sonette und poetischen Wespennester siehst, so wirst Du versucht werden, die Herren Sylvester, Crisalin und Isidorus Orientalis für vernünftige Leute, und den Herrn Leo v. Seckendorf, trotz seinen Stimmen der Völker, für einen Sammler von Geist und Geschmack zu halten. Mit einem Worte, Thomas! Wir wollen die Teufel des Unsinns durch den obersten und unsinnigsten der Teufel austreiben. Es soll noch dahin kommen, hoffe ich, daß, wie Lord Chatham von der englischen Marine sagte, ohne unsere Erlaubniß oder ein Patent der stillen Gesellschaft, sich kein närrischer Gedanke auf dem literarischen Ocean blicken lassen darf. Wenn es

durchaus Narrentheidungen geben muß, so wollen wir sie selbst machen, Thom's. Es werden wenigstens lustigere Thorheiten seyn, als die der neuen Lämmleinsbrüder; dafür stehe ich.«

»Darüber wollen wir die Welt urtheilen lassen,« sagte ich. »Uebrigens, wenn es Dein Ernst ist, mir den Kampf bestehen zu helfen, in dem ich begriffen bin, so wisse, daß, da ich mein Herz von dem Frieden gewendet, ich den Krieg nicht anders zu endigen gedenke, als mit der Unterwerfung derer, die ich als Feinde der Vernunft und des guten Geschmackes erkannt habe. Ich werde dem Genie und den Talenten, aber auch dem Verstande und den Grundsätzen ihr Recht widerfahren lassen, auf denen die Würde der Literatur und ihr Nutzen für die Gesellschaft beruht. Nie werde ich mich einer wissenschaftlichen Ungerechtigkeit schuldig machen, noch die Rücksichten vergessen, die dem Verdienste, zu welcher Partei es auch gehört, gebühren. Ohne mich durch eine Autorität blenden zu lassen, werde ich doch immer den achtungswürdigen Mann von der schlechten Gesellschaft zu unterscheiden wissen, unter der er sich zufälliger Weise befindet; und da ich solcher Gestalt mit den

Verständigen in Eintracht und Frieden, und nur mit den Thoren und Schwachköpfen im Kriege bin, so hoffe ich aus diesem lustigen Streite als Sieger zurück zu kehren.

Th. West.

Anzeige und Warnung.

Ich habe es bisher anstehen lassen, dem Publikum von der neu erfundenen Klatschmaschine Bericht zu erstatten, weil ich erst über ihre Brauchbarkeit eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen sammeln wollte. Mit Bedauern muß ich nun erklären, daß diese Erfindung unsers Freundes, des Kapitäns, ihren Zweck keinesweges erfüllt, und daß demnach der kleine Trommelschläger und Pfeifer auch bereits wieder von dem Souffleurkasten verschwunden sind. Da unvermuthete Hindernisse die Aufstellung der Maschine an dem angekündigten Tage nicht gestattet hatten, so bestimmte ich die neue Oper des Herrn Kanne zu dem ersten Versuche dieser Art. Die Verwirrung im Zugwerke, die

ich vorausgesehen, war schon am ersten Abende sehr groß. Der Tambour, den ich nur ein paar Mal ganz sachte anzog, blieb während der ganzen Vorstellung auf den Beinen, und machte einen falschen Lärm, der nicht nur einen Theil der Zuschauer, sondern auch einen auswärtigen Zeitungsschreiber verleitet hat, den Orpheus, sowol was den Text als was die Musik betrifft, für eine der besten deutschen Opern auszurufen. Mit vieler Mühe gelang es mir, am andern Tage die Maschine in ziemlich richtigem Gange zu erhalten, weßhalb ich auch kein Bedenken trage, mich zu dem gemäßigten Beifalle zu bekennen, den Herrn K's Orpheus bei der zweiten Aufführung erhielt. Noch mehr Verwirrung als bei dieser Oper, zeigte sich bei der Vorstellung von Shakspeare's Heinrich IV., indem beide Figuren zugleich aufstanden, was zu einem bedenklichen Kampfe zwischen den Klatschern und Zischern Anlaß gab, und den Beifall, den das Stück erhielt, sehr zweifelhaft machte. Eine Verbesserung, welche der Kapitän hierauf an seiner Maschine anzubringen suchte, hatte keine andere Folge, als daß nun der Pfeifer statt des Trommelschlägers zur Unzeit aufsprang, und,

wenn er einmal stand, nicht wieder zu beruhigen war. Diese Ungeschicklichkeit ist bei der ersten Vorstellung des Geizigen und des Don Ranudo eingetroffen, und hat wahrscheinlich zu dem Falle dieser zwei komischen Stücke nicht wenig beigetragen. Ich schließe dieß insbesondere aus dem Umstande, daß dieselben Zuschauer, die im Don Ranudo durch das ganze Stück laut und einhällig lachten, am Ende doch eben so einhällig — vermuthlich aus Respekt für den kleinen Pfeifer — zischten; — wenn diese seltsame Erscheinung nicht etwa bloß darin ihren Grund hat, daß wir uns, aus lauter Kultur und Klugheit, des Lachens schämen, obwol wir noch nicht kultivirt und weise genug sind, es ganz unterdrücken zu können.

Im Verdruß über einen so unangemessenen Erfolg, entschloß ich mich, an dem Abende, als das Räthsel zum ersten Male aufgeführt wurde, die Maschine gar nicht anzurühren, sondern den Klatscher und das Publikum ihren eigenen Empfindungen zu überlassen. Ich fand bald, daß die Erscheinung des Trommelschlägers hier überflüssig gewesen wäre, denn der Beifall war ungetheilt und entscheidend. Indes-

sen konnte ich mich in den letzten Scenen dieses allerliebsten kleinen Lustspieles doch nicht enthalten, gegen meine Gewohnheit, selbst aufzustehen, und mit eigenen Händen das Signal zu geben, welches der Klatscher mit einer musterhaften Richtigkeit und Präcision mehrere Male, und vornehmlich am Ende, lautschallend wiederholte. — Dasselbe Experiment dachte ich in der neuesten deutschen Oper Emerike, und in dem Ballette, der Maskenball, zu machen, aber irgend ein Schalk schien hinter das Geheimniß meines Zugwerkes gekommen zu seyn; denn plötzlich sah ich den kleinen Pfeifer in der Höhe. Die Oper wurde wenig applaudirt, das Ballet aber sehr nachdrücklich ausgezischt; und wenn der Zufall oder die Schadenfreude auf dieses Schicksal des Maskenballes einen Einfluß hatte, so ist nicht zu leugnen, daß sie dabei so gerecht gewesen sind, als die Kritik in eigener Person es nur immer hätte seyn können.

So wenig die Klatschmaschine überhaupt geglückt ist, so vollkommen ist dem Erfinder dagegen die Ausführung einer zweiten Maschine gelungen, deren Bestimmung ist, die Pferde auf dem Theater scheu zu machen. Der

Kapitän, dessen Abscheu gegen Pferde-Spektakel man kennt, hat die feinste Berechnung und größte Sorgfalt auf die Verfertigung dieser Maschine verwendet. Ich habe von der Wirksamkeit derselben eine Probe gesehen, die auf der Reitschule des Grafen von der Mücke bei Fackellicht Statt fand, und bin überzeugt, daß, wenn der Versuch auf dem Theater angestellt wird, ein großes Unglück unvermeidlich erfolgen muß. Da nun der Erfinder, ungeachtet meiner ernstlichen Vorstellungen, entschlossen ist, diesen Versuch zu machen, und dazu die nächste Vorstellung des Wladimir gewählt hat; so rathe ich Jedermann, so lieb ihm sein Leben ist, an dem bestimmten Tage ja nicht in das Theater, oder wenigstens nicht in das Parterre zu gehen. Der Kapitän wird seine Maschine, die man bequem in der hohlen Hand verbirgt, unversehens in die Mitte der Bühne werfen; sobald nun die Explosion geschieht, springen auf's mindeste ein halbes Dutzend Pferde über das Orchester hinweg, unter die Zuschauer. Was hierdurch für Verwirrung und Unheil entstehen müsse, ist hoffentlich unnöthig zu erklären; ich bitte daher alle Menschenfreunde dringendst, dieser gräulichen

Scene vorzubeugen, und bin so kühn, die erlauchte Theater-Direktion selbst zu beschwören, entweder die Pferde unverzüglich abzuschaffen, oder sich mit einem Privilegium zu versehen, welches sie der Verantwortlichkeit für ein solches öffentliches Unglück entzieht.

Schlußrede des ersten Jahrgangs.

Ich fange an, etwas von der Zufriedenheit zu fühlen, die der englische Zuschauer in einem gleichen Falle empfand, da ich höre, daß die Nachfrage nach diesen Blättern sich von Tag zu Tage vermehrt, und daß ein Theil der Leser der Erscheinung derselben mit merklicher Ungeduld entgegen sieht. Mein Drucker sagt mir, daß er die Auflage des Sonntagsblattes werde verdoppeln müssen, welches ich, bei meiner nicht unbescheidenen Meinung von mir selbst, und bei dem Grundsatze, weder dem Geschmacke des großen Publikums, noch der Eitelkeit der herrschenden Parteien zu schmeicheln, keinesweges erwartet habe. Ohne hieraus einen Schluß zu Gun-

sten meiner Eigenliebe zu ziehen, glaube ich nur einen Beweis darin zu finden, daß die Wahrheit auch schmucklos ihre Wirkung nie verfehlt, und daß die Zahl derjenigen nicht unbeträchtlich ist, welche das Thun und Treiben unserer neuesten Schriftsteller in demselben Lichte sehen, worin es mir erscheint.

Da mein Unternehmen einen so unvermutheten Fortgang gewinnt, so werde ich meinen Eifer um so weniger erkalten lassen, diesen Blättern allen den Werth zu geben, dessen sie nach ihrer Bestimmung und Anlage fähig sind. Zu nützen, indem er unterhält, scheint die Absicht jedes Autors seyn zu müssen, der für ein Publikum schreibt, wie dasjenige ist, welchem ich meine Muße gewidmet habe. Ich denke nicht so wichtig von mir, noch so gering von meinen Lesern, daß ich mich berufen glauben könnte, ihre ästhetische Bildung zu übernehmen, oder ihnen den ersten Unterricht in dem zu ertheilen, was gut, was schön und schicklich ist. Wie ich es selbst bin, so sind vermuthlich auch die meisten, die mich lesen oder hören, der Schule entwachsen. Ich mache keinen größeren Anspruch an ihre Aufmerksamkeit, als Jemand,

der in der Gesellschaft unter Seinesgleichen das Wort nimmt, um seine Gedanken gegen die ihrigen auszutauschen. Aber so wenig ich mir einbilde, den Lehrmeister der Lesewelt spielen zu können, eben so wenig bin ich geneigt, mich als ihren Lustigmacher vorzustellen. Auch die Posse kann und soll einen vernünftigen Zweck haben; und ich würde die Kunst, Lachen zu erregen, meiner und meines Publikums unwürdig halten, wenn ich mich ihrer in einer anderen, als in einer, nicht bloß unschuldigen, sondern wirklich ernsthaften Absicht bediente.

Der Beifall, den das Sonntagsblatt bei einer großen Mehrheit gebildeter Leser fand, hat mich und meine Freunde weder blind gegen seine Mängel, noch taub für die mißbilligenden Urtheile gemacht, die sich hin und wieder dagegen erhoben. Selbst einige Gönner unseres Institutes haben uns einer zu großen Vorliebe für das Alte, und einer übertriebenen Abneigung gegen alles Neuere beschuldigt; man hat bemerkt, daß wir lieber tadeln, als loben, und der entscheidende, mitunter sarkastische Ton, den wir gegen mehrere Schriftsteller annahmen, ist von Manchem für unziemlich, ja, für ungerecht

erklärt worden. Es ist zu vermuthen, daß diesen leisen Bemerkungen und sanften Vorwürfen bald lautere Widersprüche und heftigere Angriffe folgen werden, da wir nicht gesonnen sind, die alten Muster gegen neue Fratzen aufzugeben, große Autoritäten für kleine fahren zu lassen, zu loben, was uns tadelnswerth scheint, und unsern Ton wider mittelmäßige Skribenten und zweifelhafte Talente herab zu stimmen, die sich gegen die Väter unserer Literatur und gegen die vortrefflichsten Schriftsteller der neueren Zeit alles erlaubt haben, was die Ungezogenheit der Jugend und die Rohheit des Zeitalters ihnen eingeben konnten. Als wir den Anschlag faßten, uns den Anmaßungen der kleinen Tyrannen zu widersetzen, die sich der form- und schutzlosen deutschen Literatur bemächtigt haben, hofften wir nicht ihre Zufriedenheit, noch den Dank der Journalisten und ihrer schwachen Anhänger zu erwerben. Eben so wenig schmeichelten wir uns, diesen flüchtigen Blättern einen klassischen Charakter aufzudrücken, oder uns an der Stelle derer zu behaupten, die wir von ihrem usurpirten Posten zu vertreiben gedenken. Nur die Grundsätze glaubten wir retten, und die Muster

wieder aufstellen zu müssen, die der literarische Vandalismus unserer Tage bereits zerstört und vernichtet zu haben sich einbildet. Mögen diese Blätter der Vergessenheit zueilen, die das Loos alles Mittelmäßigen ist; sie werden nicht ohne Wirkung und Nutzen vorüber gehen, dessen sind wir gewiß. Man wird durch das, was wir sagen, zu Vergleichungen geführt werden; und es ist unmöglich, das Gute, das wir beinahe verloren, mit dem Schlechten, das uns dagegen aufgedrungen wird, zusammen zu stellen, ohne zu den Grundsätzen und Vorbildern zurück zu kehren, welche die Sicherheit des Geschmackes und den Ruhm der erleuchteten Jahrhunderte ausmachen. Bessere Köpfe werden erweckt werden und vollbringen, wozu wir uns begnügen, den ersten Anstoß gegeben zu haben, und einige nicht unnütze Vorarbeiten beizutragen.

Daß wir selbst von unserm beschränkten Ziele noch weit entfernt sind, verhehlen wir uns nicht. Noch ist kaum ein Anfang geschehen; obgleich uns die Billigung der Meisten und manche Lobsprüche zu Theil geworden, so haben wir bisher doch wenig thätigen Beistand in unserer Unternehmung gefunden. In der

Schriftstellerwelt, wie im Publikum, ist die verständigere Partei die minder betriebsame und zuthätige; und in diesem Zeitalter der Verwirrung scheint man nur zum Zerstören, aber nicht zum Erhalten und Wiederherstellen, Energie und Thatkraft zu besitzen. Vielen däucht die Gefahr, die sie bedingter Weise eingestehen, weder allgemein, noch dringend; Andere glauben sie großen Theils schon vorüber gegangen; die Meisten scheinen die Herstellung der Ordnung von der Natur der Dinge, der inneren Kraft des Guten, dem eigenen Widerspruch und der Nichtigkeit der neuen Formen und Systeme zu erwarten. Es wird daher nicht überflüssig seyn, die eigentliche Beschaffenheit und den Umfang des Uebels näher kennen zu lernen, und einige Schritte zurück zu thun, um den Zusammenhang des gegenwärtigen Unwesens in unserer Literatur und Sprache, mit einigen früheren Erscheinungen dieser Art zu entdecken. Zu diesem Ende werden wir, in der Fortsetzung dieses periodischen Werkes, eine Reihe von Charakteristiken der wichtigsten Männer und Schriften liefern, welche nächst Kant und Göthe'n den stärksten Einfluß auf die Umgestaltung der deut-

schen Schriftstellerwelt gehabt haben; bei welcher Gelegenheit sich dann auch der Antheil von wirklichem Talent und Verdienst am besten erörtern lassen wird, der einigen jener Männer, namentlich den Herren Fichte, Schelling, Jean Paul Richter, Tieck, Friedrich und August Wilhelm Schlegel — ungeachtet manches schweren Verschuldens in dieser Hinsicht — unbestritten bleibt. Auf solche Weise denken wir dem leichten Tone und Gehalt dieser Blätter etwas mehr Gewicht von kritischer Strenge beizufügen, und, indem wir den Ernst mit dem Scherze, das Nützliche mit dem Unterhaltenden genauer verbinden, uns des Beifalls, den wir erhielten, nach und nach werth zu machen.

Verbesserungen.

Kritische und satyrische Streifzüge, zweiter Theil.

Seite 12. Zeile 6 von unten, lies: genöthigt statt genöthig.
— 21 Z. 5 von oben, l. meinem st. meines.
— 21 Z. 6 v. o. l. beharrlichen Widerspruche, st. beharrlichen Widerspruches.
— 61 Z. 5 v. o. l. welcher, st. welchen.
— 61 Z. 5 v. u. l. solchen, st. solcher.
— 83 Z. 6 v. u. l. Erfindungskraft, st. Empfindungskraft.
— 95 Z. 13 v. o. l. ihren, st. ihre.
— 105 Z. 8 v. o. l. anhäufe, st. anhäufte.
— 106 Z. 9 v. o. l. einfache, st. einfach.
— 120 Z. 8 v. o. l. werden, st. werde.
— 134 letzte Z., nach den Worten: das ganze Theater, setze hinzu: der Alten.
— 144 Z. 4 v. u. ist das Vorw. aus einmal zu streichen.
— 147 Z. 5 v. u. l. redeat, st. redat.
— 154 Z. 13 v. o. l. Nachbarn, st. Nachbaren, und so auch S. 155.
— 166 Z. 8 v. u. l. zwar, st. gar.
— 169 Z. 12 v. o. l. eine, st. seine.
— 177 Z. 5 v. o. l. Kunstzweck, st. Kunstwerk.
— 247 Z. 2 v. u. l. Symptomen, st. Sypmtomen.
— 254 Z. 7 v. u. l. darin, st. dann.
— 293 Z. 2 v. u. l. Herrschaftshause, st. Wirthschaftshause.
— 303 Z. 13 v. o., nach dem Worte: schmählich, schalte ein: haben.
— 314 Z. 10 v. u. l. könnten, st. könnte.
— 317 Z. 8 v. o. l. welche, st. welches.
— 327 Z. 9. v. o. ist das Wort auf einmal zu streichen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreyvogel, Joseph

Gesammelte Schriften

Bd.: 2,2

Braunschweig 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.867(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723183-5